



BAND 4

***FLUCTUAT NEC MERGITUR*
TRANSLATION UND GESELLSCHAFT**

**FESTSCHRIFT FÜR ANNEMARIE SCHMID
ZUM 75. GEBURTSTAG**

HERAUSGEGEBEN VON PETER SANDRINI

PETER LANG
Europäischer Verlag der Wissenschaften

Fluctuat nec mergitur. Translation und Gesellschaft

**FORUM
TRANSLATIONSWISSENSCHAFT**

HERAUSGEGEBEN VON LEW N. ZYBATOW

Band 4

PETER LANG

Frankfurt am Main Berlin Bern Bruxelles New York Oxford Wien

FLUCTUAT NEC MERGITUR
TRANSLATION UND GESELLSCHAFT

FESTSCHRIFT FÜR ANNEMARIE SCHMID
ZUM 75 GEBURTSTAG

HERAUSGEGEBEN VON PETER SANDRINI

PETER LANG
Europäischer Verlag der Wissenschaften

Inhaltsverzeichnis

In eigener Sache.....	7
Auswahl an Themen aus Annemarie Schmid's Publikationstätigkeit.....	11
Translationswissenschaft: Selbstbehauptung und Abgrenzung	
<i>Mary Snell-Hornby, Wien</i>	
Vorläufer der Translationswissenschaft. Eine Würdigung aus heutiger Sicht....	15
<i>Gernot Hebenstreit, Graz</i>	
Definitionen in der Translationswissenschaft. Vorüberlegungen zum Einsatz terminologischer Methoden in der Metadiskussion.....	27
<i>Klaus Kaindl, Wien</i>	
Perturbation als Kommunikationsprinzip: Zum Verhältnis von Theorie und Praxis der Translation.....	47
<i>Wolfgang Pöckl, Innsbruck</i>	
Fußnote zur Fachgeschichte: Deutschsprachige Einführungen in die Übersetzungs-/ Translationswissenschaft	59
<i>Hildegund Bühler, Wien</i>	
Translation(swissenschaft) und Terminologie(wissenschaft) im akademischen Fächerkanon. Versuch einer Klärung.....	71
Ausbildung im Umbau: Anforderungen und Curricula	
<i>Wolfram Wilss, Saarbrücken</i>	
Übersetzungskompetenz.....	85

<i>Felix Mayer, München</i>	
Die Ausbildung von Übersetzern und Dolmetschern in Europa vor dem Hintergrund des Bologna-Prozesses.....	97
<i>Christiane Böhler, Innsbruck</i>	
Die Europäische Dimension oder Curricula im Würgegriff der Politik.....	109
<i>Irmgard Rieder, Innsbruck</i>	
Von der praktischen Spracherlernung zur translatorischen Kompetenz. Gedan- ken zur Geschichte der Ausbildung und der Curricula in Österreich.....	123
Neue Fragen der Translationswissenschaft	
<i>Barbara Moser-Mercer, Genf</i>	
Multilingualism in Europe: Can Conference Interpreters Adapt to New Political and Economic Pressures.....	135
<i>Lew Zybatow, Innsbruck</i>	
Cognitive Knowledge Systems and Translation: What happens in the brain of a simultaneous interpreter?.....	149
<i>Erich Prunč, Graz</i>	
Translationsethik.....	165
<i>Rainer Arntz, Hildesheim</i>	
Kulturbarrieren und ihre Überwindung beim Verfassen und Übersetzen journalistischer Texte.....	195
<i>Peter Sandrini, Innsbruck</i>	
Spinnweben als Sprachenfalle: Webinhalte als Translationsgegenstand.....	209
Autorenverzeichnis.....	223
Personenregister.....	225
Sachregister.....	231

In eigener Sache

Der Name Annemarie Schmid ist untrennbar mit dem Institut für Translationswissenschaft der Universität Innsbruck verbunden. Auch wenn ihre aktive Zeit als Professorin am Institut viel zu kurz gedauert hat, so hat sie doch Entscheidendes bewirkt.

Das Institut für Translationswissenschaft der Universität Innsbruck blickt auf eine relativ lange Geschichte seit seiner Gründung 1945 zurück. Obwohl es seit seiner Gründung Teil der Leopold-Franzens-Universität ist, war doch die erste Periode gekennzeichnet durch die Beschränkung auf die Ausbildung von Dolmetschern. Auch die Universität und die Geisteswissenschaftliche Fakultät sahen das *Dolmetschinstitut* eher als eine Art Anhängsel, das zwar da war, aber doch nicht so richtig in den traditionellen Fächerkanon und die Forschungslandschaft hineinpasste. Eine Reihe von Besonderheiten gegenüber den traditionellen Instituten der Fakultät wie etwa der Romanistik oder der Germanistik prägte diese Phase:

- Die zentrale Stellung der Ausbildung, die auch im alten Namen *Institut für Übersetzer- und Dolmetscherausbildung* zum Ausdruck kam,
- die Ausbildung durch Bundeslehrer und externe Lehrbeauftragte ohne Forschungsaufgaben,
- das weitgehende Fehlen von Wissenschaft und Forschungsprojekten,
- die Leitung durch geschäftsführende Direktoren und das Fehlen von Stellen für Universitätsprofessoren und wissenschaftliche Mitarbeiter.

In dieser Situation gelang Annemarie Schmid, neben ihrer Arbeit als Bundeslehrerin, die bisher einzige Habilitation am Institut zu verfassen und sich damit auch für die neugeschaffene Professur (1990) zu qualifizieren. Ein Neuanfang bahnte sich an. Die damit zusammenhängenden Aufgaben meisterte Annemarie Schmid mit großem Einsatz und Beharrlichkeit. Dadurch konnte sie einerseits die bestehenden Verwaltungsassistenten in wissenschaftliche Stellen überführen und andererseits auch neue Stellen sowohl im wissenschaftlichen Bereich als auch in der Verwaltung schaffen und besetzen. Ein Großteil der am Institut tätigen wissenschaftlichen Mitarbeiter, auch der Herausgeber dieses Bandes, verdankt dieser neuen akademischen Ausrichtung und damit der neuen Ordinaria die Möglichkeit, wissenschaftlich arbeiten zu können. Ein Anfang zur Etablierung der Translationswissenschaft auch in Innsbruck war gemacht.

Annemarie Schmid hat in ihrer Zeit als Vorstand des Institutes Diskussionen gefördert, durchaus unterschiedliche Standpunkte zugelassen, um Kompromisse gerungen, auch wenn sie nicht ganz auf ihrer Linie lagen, aber vor allem war sie offen für Neues. Durch diesen Charakterzug konnte sie sich immer wieder für neue Projekte begeistern. So fiel in ihre Zeit die Auseinandersetzung mit dem computergestützten Übersetzen, was am Ende der 80er Jahre keine Selbstverständlichkeit war; oder auch die Begründung des Terminologieschwerpunktes am Institut, die zur institutseigenen Terminologiedatenbank auf der Grundlage der von den Absolventen durchgeführten terminologischen Abschlussarbeiten führte. Darüber hinaus war Annemarie Schmid stets bereit, die Translationswissenschaft nach außen hin zu vertreten und wirkte in mehreren außeruniversitären Forschungsprojekten in Tirol, Vorarlberg und Südtirol mit. Sie unterstrich damit den Anspruch des Institutes für Translationswissenschaft, als Kompetenzzentrum für das Übersetzen und Dolmetschen im regionalen Raum zu wirken.

Während meines Studiums habe ich Annemarie Schmid erst sehr spät kennen gelernt, da das Französische nicht zu meinen Sprachen zählte. Als ich mich aber im Rahmen verschiedener Projekte nach meinem Abschluss wieder an das Institut wandte, konnte ich erfahren, mit welcher Bereitschaft und Offenheit sie ihr Fach vertrat. Nicht nur unterstützte sie mich ohne zu zögern in den Projektarbeiten zur Planung einer Terminologiedatenbank für Südtirol und nahm an etlichen Arbeitssitzungen teil, sondern stellte ebenso ihre Kollegialität bei der Gründung des Südtiroler Landesverbandes der Übersetzer unter Beweis.

Persönlich bin ich Annemarie Schmid in zweifacher Hinsicht zu Dank verpflichtet: Für das Interesse und die Begeisterung, die sie durch ihren Einsatz imstande war, bei mir für unser Fach auszulösen, wodurch sie in meinem Bewußtsein erst die Voraussetzung für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Übersetzen und der Terminologie geschaffen hat; sowie für die konkrete Möglichkeit der wissenschaftlichen Arbeit.

Der im Titel dieses Sammelbandes genannte lateinische Aphorismus bringt uns Annemarie Schmid gleich auf mehreren Wegen näher. *Fluctuat nec mergitur* steht als Inschrift im Stadtwappen von Paris und stellt damit einen Nexus zur französischen Kultur dar, die für Annemarie Schmid einen besonderen Stellenwert innehatte. So hatte sie bereits sehr früh durch die historischen Begebenheiten in Tirol nach dem 2. Weltkrieg die französische Sprache erlernt - der westliche Teil Österreichs war damals unter der Besatzung französischer Truppen - und auch über die Tätigkeit ihrer Familie erfolgreich eingesetzt. Die französische Sprache und Kultur war dann auch neben dem Englischen Gegenstand ihres Studiums, ihrer Forschung im Rahmen der Habilitation und ihrer Lehrtätigkeit an der Schule und an der Universität. Dieser Leitspruch

bringt uns Annemarie Schmid natürlich auch über die philologische Bildung näher, der sie sich zeitlebens durch ihre Ausbildung – sie studierte nach der Lehrerausbildung Romanistik und Anglistik - verpflichtet fühlte. Zur Translationswissenschaft kam Annemarie Schmid relativ spät in ihrer Laufbahn, obwohl sie sich mit dem Übersetzen und der Übersetzungsdidaktik als Lehrerin bereits eine lange Berufserfahrung angeeignet hatte.

Der als Titel gewählte Leitspruch läßt sich wahrscheinlich ebenso auf die frühe Phase des wissenschaftlichen Weges von Annemarie Schmid anwenden. Ein zwischen Sprachwissenschaft und Übersetzungswissenschaft fluktuierendes Suchen nach dem „Weg ohne Markierung“, wie sie es selbst beschreibt (vgl. Schmid 2004: 315).

Der Leitspruch gilt aber vor allem für den Weg der Translationswissenschaft im ausgehenden 20. und beginnendem 21 Jahrhundert - eine Zeit, die geprägt war von entscheidenden Veränderungen der gesellschaftlichen und kulturellen Rahmenbedingungen. Insbesondere die multilinguale Kommunikation bzw. das Vermitteln von Kommunikation über Sprach- und Kulturgrenzen hinweg ist davon betroffen. In diesem Sinne ist Translation soziale Interaktion, die gesellschaftlichem Wandel nicht nur unterliegt, sondern diesen im Austausch der Kulturen auch entscheidend mitträgt.

Die sich abzeichnenden Tendenzen zur Entstehung einer globalen Weltgesellschaft, zu der nicht nur politische und wirtschaftliche Faktoren beitragen, sondern vor allem auch die Entwicklung der Kommunikationstechnologie, lassen Mehrsprachigkeit zu einer alltäglichen Notwendigkeit werden: Für das Individuum einerseits, vor allem aber für Institutionen und Unternehmen andererseits. Translation übernimmt damit eine prominente Rolle als soziale Aktivität, als Dienstleistung und auch als akademische Forschungsdisziplin. Vorausgesetzt werden kann zum gegenwärtigen Zeitpunkt die Position der Translationswissenschaft als eine eigenständige und damit auch selbstverantwortliche Disziplin im akademischen Fächerkanon: Eine nicht ganz leichte Errungenschaft nach Jahrzehnten erfolgloser Vereinnahmungsversuche einerseits und polemischer Abschottungen andererseits.

Es liegt in der Natur einer Festschrift, dass das Thema relativ allgemein abgesteckt ist, damit jeder der eingeladenen Autoren sich mit seinen Schwerpunkten darin wiederfinden kann. Dennoch soll der Leitfaden durch den Band die soziale Relevanz und die Bedeutung von Translation als gesellschaftlicher Aktivität sein. Der Band kann damit aber auch den Wandel der Translationswissenschaft in den letzten 20 Jahren dokumentieren, was auch der Periode wissenschaftlicher Arbeit der Gewürdigten entspricht. So zerfällt der vorliegende Band in drei Kapitel:

1. *Translationswissenschaft: Selbstbehauptung und Abgrenzung*: Der erste Teil beschäftigt sich mit der Selbstfindung der Disziplin und ihrer Standortbestimmung, der internen Entwicklungsgeschichte (Snell-Hornby), den zentralen Begriffen und ihren Definitionen (Hebenstreit), dem Verhältnis von Theorie und Praxis (Kaindl), den Einführungswerken in die Disziplin (Pöckl) sowie der Inklusion der Terminologiewissenschaft (Bühler).
2. *Ausbildung im Umbau: Anforderungen und Curricula*: Lebenswichtig für jede Disziplin ist die Ausbildung, wobei für die Translation das Spezifikum der Zweiteilung in die Anforderungen der Praxis bzw. der Berufsausübung und der wissenschaftlichen Ausbildung zu beobachten ist. Die Übersetzungskompetenz steht somit im Mittelpunkt des ersten Beitrages (Wilss), die Neustrukturierung der Ausbildungsgänge im europäischen Vergleich (Mayer) sowie die damit verbundenen praktischen und auch politischen Schwierigkeiten (Böhler) und die soziale Anerkennung im Rahmen der Berufsausübung (Rieder) in weiteren Ausführungen.
3. *Neue Fragen der Translationswissenschaft*: Nach der disziplinären Introspektive und der Ausbildungsproblematik werden in diesem Kapitel einzelne Beispiele für die Vielseitigkeit und die Aktualität der Translationswissenschaft herausgegriffen: Neue Herausforderungen für Konferenzdolmetscher (Moser-Mercer), Kognition und Dolmetschen (Zybatow), Verhaltensrichtlinien und philosophische Fragen der Ethik (Prunč), Kulturspezifika in zu übersetzenden Texten (Arntz) sowie das Übersetzen multimedialer Internettexte (Sandrini).

Die gesellschaftspolitischen Veränderungen und ihre Auswirkungen scheinen sich eher zum Vorteil für die Translation als akademische Disziplin auszuwirken, da der Bedarf an ausgebildeten Sprachmittlern in der globalen multikulturellen Gesellschaft steigt. Viele neue Bereiche der Translation haben sich herausgebildet, wie etwa das multimediale Übersetzen in den Bereichen Film und Fernsehen, oder die Lokalisierung sowohl von Software als auch von internationalen Webseiten, oder die mehrsprachige technische Dokumentation. Hier gilt es für die Translation zu einer offenen Selbstdefinition zu finden und die neuen Herausforderungen in das Fach zu integrieren.

In diesem Sinn soll der vorliegende Band die breite Perspektive des Faches Translationswissenschaft aufzeigen und seine dynamische Entwicklung in den letzten beiden Jahrzehnten aufzeigen.

Als Herausgeber möchte ich allen danken, die an der Planung und Verwirklichung dieses Bandes mitgearbeitet haben.

Auswahl an Themen aus Annemarie Schmid's Publikationstätigkeit

- (1982): „Feste Verbindungen mit mettre in Übersetzungen“. In: *Lebende Sprachen* 4. 169-171.
- (1984): „Die Relevanz linguistischer Theorien für die Übersetzung“. In: *Revue Roumaine de Linguistique* (=tirage à part) XXIX 6. 513-525.
- (1984): *Ein Beitrag zur Phraseologie des Französischen. syntaktisch-semantische Untersuchung zu "mettre" in festen Verbindungen*. Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft: Sonderheft; 57. 224 S.
- (1987): „Phraseologismen und Übersetzung“. In: *Sprache, Sprachen, Sprechen. Festschrift Hermann Ölberg*. Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Germanistische Reihe 34. 183-194.
- (1989): „Remarques sur le sémantisme de quelques lexies complexes à base de mettre“. In: Greciano, G. (Hg.): *Europhras 88, Phraséologie Contrastive*. Actes du Colloque International 12-16 mai 1988 (Collection Recherches Germaniques Nr. 2). Strasbourg: Université des Science Humaines. 413-420.
- (1990): „Bedeutung und Bedeutungsverwendung im Lichte der maschinellen Übersetzung“. In: Thelen, M.; Lewandowska-Tomaszczyk, B. (Hg.): *Translation and Meaning, Part I*. Proceedings of the Maastricht Session of the 1990 Maastricht-Lódz Duo Coloquium. Maastricht: Euroterm. 79-89.
- (1991) „Maschinenübersetzung: Möglichkeiten und Grenzen (Forschungsbericht)“. In: *TexTconText* (=Sonderdruck) 6 2/3. 115-156.
- (1991) *Mettre à toutes les sauces. Analyse sémantico-syntaxique des lexies complexes à base de 'mettre'* (= Recherches Linguistiques, Etudes publiées Par le Centre d'Analyse Syntaxique Université de Metz, Faculté des Lettres et Sciences Humaines, XV). Paris: Klincksieck.
- (1992) „MÜ: Übersetzungsergebnisse im Vergleich.“ In: *Lebende Sprachen* 2. 51-55.
- (1992) „Martina Schwanke, Maschinelle Übersetzung. Ein Überblick über Theorie und Praxis“ (= Rezension). In: *Sprachkunst. Beiträge zur Literaturwissenschaft* XXIII 1. 186-190.
- (1993) „Was im Bewußtsein von Übersetzern vor sich geht. Auswertung von Gruppenprotokollen“. In: Fill, A. et al. (eds): *New-Found-Lands* (= Sonderdruck, Festschrift Harro H. Kühnelt). Tübingen: Narr. 231-246.
- (1994) „Äquivalenz in der übersetzungsorientierten Terminologiearbeit“. In Pöll, Bernhard (Hg.): *Fachsprache - kontrastiv*. Beiträge der gleichnamigen Sektion des

21. Österreichischen Linguistentages, Salzburg, 23. - 26. Oktober 1993. 45-64.
- (1994): „Gruppenprotokolle – ein Einblick in die black box des Übersetzens?“. In: *TexTconText* (0 Beiheft 5) 9 2. 121-146.
- (1994): „Möglichkeiten und Grenzen der maschinellen Übersetzung“. In: Prunč, E.; Stachl-Peier, U.: *electronics & translation*. Proceedings zur internationalen Konferenz, Graz, 23.-25. November 1992. Graz: Selbstverlag. 21-35.
- (1998) „Geschichte des Instituts für Übersetzer- und Dolmetscherausbildung der Universität Innsbruck“. In: Holzer, P.; Feyrer, C. (Hg.): *Text, Sprache, Kultur*. Frankfurt a.M.: Peter Lang. 15-28.
- (1999): „Phraséologie contrastive du droit fiscal: Fonctions des phrasèmes dans un texte juridique“. In: *Nouveaux Cahiers d'Allemand* 17 2. 413-424.
- (1999): „Un nouveau noéud, l'histoire: Relevanz der historischen Dimension in der Terminologie des Steuerrechts“. In: Sandrini, P. (Hg.): *Übersetzen von Rechtstexten. Fachkommunikation im Spannungsfeld zwischen Rechtsordnung und Sprache* (= Forum für Fachsprachenforschung). Tübingen: Narr. 243-267.
- (2000): „Systemische Kulturtheorie“ relevant für die Translation?“. In: Kadric, M.; Kaindl, K.; Pöchhacker, F. (Hg.): *Translationswissenschaft. Festschrift für Mary Snell-Hornby zum 60. Geburtstag*. Tübingen: Stauffenburg. 51-65.
- (2004): „Mein Weg in die Übersetzungswissenschaft – ein Alleingang ohne Markierung“. In: Pöckl, Wolfgang (Hg.): *Übersetzungswissenschaft Dolmetschwissenschaft*. Wege in eine neue Disziplin. Wien: Edition Präsenz. 315-322.

TRANSLATIONSWISSENSCHAFT:
SELBSTBEHAUPTUNG UND **A**BGRENZUNG

Mary Snell-Hornby

Vorläufer der Translationswissenschaft. Eine Würdigung aus heutiger Sicht.

In der Einleitung zu seinem Buch *Translating Literature: The German Tradition from Luther to Rosenzweig* (1977) teilt André Lefevere nach einem Modell von Gerard Radnitzky (1970) die Vertreter großer Traditionen in vier Gruppen ein: Vorläufer, Pioniere, Meister und Schüler. Die Vorläufer werden meistens „appointed *ex post* by members of the tradition“ (Radnitzky 1970: 9): für die deutsche Tradition der Übersetzungstheorie wäre Martin Luther das herausragende Beispiel. Die Pioniere sind „polemically oriented on other intellectual traditions flourishing in the intellectual milieu. They formulate the raw program of the tradition and often they formulate its manifesto“ (Radnitzky 1970: 9): als Pioniere der traditionellen deutschen Übersetzungstheorie nennt Lefevere Gottsched, Lessing und Herder. Die Meister hingegen “carry out part of the program and their work sets the standard by means of which the disciples measure their success“ (Radnitzky 1970: 9): Meister der traditionellen deutschen Übersetzungstheorie sind nach Lefevere Goethe, Schleiermacher, Humboldt und A.W. Schlegel, und als deren herausragende “Schüler“ nennt er Walter Benjamin, Franz Rosenzweig sowie “many German theorists of literary translation writing today“ (Lefevere 1977:1).

Inzwischen hat sich mit der modernen Translationswissenschaft ein neues wissenschaftliches Paradigma durchgesetzt, und aus heutiger Sicht möchte man meinen, dass Lefevere in seinem Buch die Ahnengalerie einer Disziplin präsentiert hat, die bereits in den 1970er Jahren Anzeichen einer eigenständigen Identität aufweisen konnte (vgl. Reiß 1971, Holmes et al. 1978). Heute, in den ersten Jahren des 21. Jahrhunderts, zeichnet sich sogar eine eigene Tradition der Translationswissenschaft mit eigenen Vorläufern, Pionieren, Meistern und Schülern bereits ab, wobei mir allerdings die Grenzen zwischen Radnitzkys vier Gruppen eher fließend erscheinen. Ob Annemarie Schmid als erste Ordinaria für Übersetzungswissenschaft an der Universität Innsbruck eher als Vorläuferin oder als Pionierin des Faches und vor allem der Übersetzerausbildung in Österreich angesehen werden sollte, kann hier nicht diskutiert werden, denn dafür ist der zeitliche Abstand noch zu gering. Aus der Perspektive der letzten fünfzig Jahre wären aber einige wichtige Vorläufer der Translationswissenschaft klar erkennbar: ihre Beiträge zum Fach sollen hier vor dem jeweiligen historischen Hintergrund näher betrachtet und ihre bleibenden Verdienste aus heutiger Sicht gewürdigt werden.

Aus der Prager Schule

In den ersten Jahrzehnten nach dem 2. Weltkrieg galt das literarische Übersetzen bekanntlich als Teilbereich der Vergleichenden Literaturwissenschaft, das nicht literarische Übersetzen als Teilbereich der Angewandten Linguistik. Es ist daher nicht verwunderlich, dass einige wesentliche Beiträge dieser Zeit von herausragenden Persönlichkeiten aus verschiedenen Traditionen der Sprach- bzw. Literaturwissenschaft und deren Nachbardisziplinen stammen. Diese Wissenschaftler waren vielfach durch ihre Lebensumstände mehrsprachig und hatten sozusagen ihre geistigen Wurzeln in der multilingualen und transdisziplinären Kommunikation. Eine solche Persönlichkeit war Roman Jakobson (1896-1982), der anfangs in Moskau für seinen Beitrag zum Russischen Formalismus und dann in den 1920er Jahren in Prag als Mitbegründer der Prager Schule und Vertreter des Prager Strukturalismus bekannt wurde: auf diese Wurzeln geht die in der Descriptive Translation Studies immer noch maßgebliche Theorie des Polysystems zurück. Wegen der politischen Situation in Europa musste Jakobson fliehen, zuerst nach Skandinavien und dann in die U.S.A.: hier lehrte er zunächst an der Columbia University, dann in Harvard, wo er 1949-1967 einen Lehrstuhl für Slawistik und Allgemeine Sprachwissenschaft innehatte. Aus dieser Zeit stammt sein unmittelbarer und wohl bekanntester Beitrag zur Übersetzungstheorie, der Aufsatz "On Linguistic Aspects of Translation" aus dem von Reuben Brower herausgegebenen Sammelband *On Translation* (1959). Zukunftsweisend wurde seine dreiteilige Übersetzungstypologie, die er aus der semiotischen Perspektive als "three ways of interpreting a verbal sign" verstand und als intralinguale, interlinguale und intersemiotische Translation bezeichnete (1959:233). Bemerkenswert aus heutiger Sicht ist nicht nur sein Verständnis der intralingualen Translation (wie sie heute etwa durch TV-Untertitelung für Schwerhörige vertreten wird), sondern vor allem seine Einbeziehung nonverbaler Zeichensysteme, die heute durch multimedialen und multimodalen Transfer, ob als Software-Lokalisierung oder Bühnen- und Filmübersetzung, eine immer wichtigere Rolle spielt.

Aus der zweiten Generation tschechischer Strukturalisten stammte der Übersetzer und Literaturwissenschaftler Jiri Levý (1926-1967), der bis zu seinem allzu frühen Tod im 41. Lebensjahr den Lehrstuhl für Literaturtheorie an der Universität Brunn innehatte. Mit seinem Buch *Umeni prekladu* (1963), der posthum in der deutschen Übersetzung von Walter Schamschula als *Die literarische Übersetzung. Theorie einer Kunstgattung* 1969 erschien (Diese Übersetzung scheint aber streckenweise höchst problematisch zu sein, vgl. Prunč 2001: 213-218), lieferte Levý eine Pionierarbeit, die in der deutschsprachigen Translationswissenschaft heute noch maßgeblich ist. Das Buch wollte bereits eine Brücke zwischen Theorie und Praxis schlagen (eine Einstellung, die auch

zwanzig Jahre später als innovativ gelten sollte), und mit der Forderung, dass neben der Textstruktur auch das Ziel der Übersetzung zu berücksichtigen sei (Levy 1969: 18, vgl. dazu Prunč 2001:213, Fn. 162), ahnte Levý sowohl die Descriptive Translation Studies als auch die Skopostheorie voraus. Insgesamt kann man behaupten, dass Jiri Levy seiner Zeit um gut zwanzig Jahre voraus war: das Konzept der Übersetzungsnorm (vgl. Toury 1995) hat er bereits geprägt, im Bereich der damals noch kaum behandelten Bühnenübersetzung (vgl. Snell-Hornby 1986: 18) setzte er sich mit dem Begriff der Sprechbarkeit (Levy 1969: 128-132, vgl. auch Snell-Hornby 1984) und mit dem Phänomen des “Handelns durch Worte” (1969: 141-148) auseinander, die Kreativität des Übersetzers stand bei ihm im Vordergrund (vgl. Kußmaul 2000), und mit der Einbeziehung des Lesers als aktiv rezipierenden Subjekts (1969: 38, vgl. dazu Prunč 2001:217, Fn. 165) hat er den Bereich der scenes-and-frames-Semantik in der Übersetzung ebenfalls antizipiert (vgl. Vannerem/Snell-Hornby 1986).

International bekannt wurde Levý für seinen Aufsatz “Translation as a Decision Process”, der 1967 als Beitrag zur Festschrift anlässlich des 70. Geburtstages von Roman Jakobson erschien (und in Venuti 2000 abgedruckt wird). Auch hier sind Standpunkte erkennbar, die in die 80er und sogar 90er Jahre weisen. Translation wird aus teleologischer Sicht als Kommunikationsprozess dargestellt, und zwar mit dem Ziel, dem Leser die Kenntnis des Originals zu vermitteln: dieses Ziel wird (mit Bezug auf die Spieltheorie) als Entscheidungsprozess des Translators beschrieben, womit die Skopostheorie explizit vorweggenommen wird (vgl. Prunč 2001:219). Ebenfalls in diesem Aufsatz wurde die wegweisende “minimax strategy” erläutert:

Translation theory tends to be normative, to instruct translators on the OPTIMAL solution; actual translation work, however, is pragmatic; the translator resolves for that one of the possible solutions which promises a maximum of effect with a minimum of effort. That is to say, he intuitively resolves for the so-called MINIMAX STRATEGY. (Levý 1967 / 2000:156)

Und damit wird, wie Prunč zu Recht feststellt (2001:220), auch das erst 1991 von Ernst August Gutt vorgestellte Relevanzprinzip vorweggenommen.

Die Schriften von Jiri Levý entstanden in den 1960er Jahren unter der repressiven kommunistischen Herrschaft der einstigen Tschechoslowakei. Um so bemerkenswerter ist sein auch für heutige Leser überaus lebendiger Pioniergeist, und im Wesentlichen sind seine kreativen und innovativen Ideen in den letzten vierzig Jahren als Teil der Translationswissenschaft voll bestätigt worden.

Aus der “Neuen Welt”

Nicht nur in Europa sind große Vordenker und “unmittelbare Vorläufer” der Disziplin zu finden. In Kanada besteht eine lange Tradition der translatorischen Praxis, die bis in die frühe Kolonialzeit zurückgeht und sowohl den frühen Kontakt zwischen Kolonialisten und Einheimischen als auch den späteren Transfer zwischen den Kolonialsprachen Englisch und Französisch ermöglichte. Betroffen waren hier in erster Linie aber nicht das literarische Übersetzen oder die Philosophie, sondern die Bereiche Verwaltung, Gesetzgebung und Handel. Auch in Fragen der Berufsorganisation und der Übersetzerausbildung wurde in Kanada Pionierarbeit geleistet – bekannt ist hier vor allem die *Stylistique comparée du français et de l’anglais* (1958) von Jean-Paul Vinay und Jean Darbelnet, die den Grundstein der späteren, betont praxisbezogenen “kanadischen Schule” legte.

Praxisnäher könnte die Genese dieses Werkes, die in der Einleitung anschaulich beschrieben wird, kaum sein. Als die Autoren einmal auf der Autobahn von New York nach Montreal unterwegs waren, studierten sie die US-amerikanischen Hinweisschilder mit den dazugehörigen Anweisungen (‘No passing’, ‘Slow – men at work’ - ‘Slippery when wet’), deren “caractère presque paternel et doucement autoritaire” ihnen besser gefiel als die “résonance officielle” der üblichen französischen Direktiven (1958:18). Jenseits der kanadischen Grenze fielen ihnen dann die zweisprachigen Schilder auf (etwa ‘Slow/Lentement’, ‘Slippery when wet/Glissant si humide’), deren französische Übersetzungen von authentischen Hinweisschildern in Frankreich (‘Défense de doubler’, ‘Ralentir travaux’, ‘Chaussée glissante sur 3 kilomètres’) auffallend abwichen. Die sprachlichen Unterschiede zwischen den englischen und den authentischen französischen Hinweisschildern lieferte den Anstoß für die berühmte *Stylistique comparée*, der die Autoren den Untertitel *Méthode de traduction* gaben. Getreu dem damaligen Zeitgeist gingen sie vor allem von strukturellen Unterschieden aus, die sie dem “Genie” der jeweiligen Sprache zuschrieben (heute spricht man eher von kulturspezifischen Textsortenkonventionen), aber bemerkenswert aus heutiger Sicht ist ihr Bestreben, für Übersetzungszwecke nicht isolierte Wörter auf Systemebene zu vergleichen, sondern authentische Paralleltexte heranzuziehen (mittlerweile sind diese zu einem kaum entbehrlichen Hilfsmittel in Praxis und Ausbildung geworden) und die Übersetzung von der jeweiligen kommunikativen Situation abhängig zu machen: durch diese Situation und nicht durch die Zeichen oder Wörter im jeweiligen Sprachsystem wird ihre Auffassung von *équivalences* definiert.

Der Äquivalenzbegriff sollte bekanntlich die Diskussion um das Übersetzen während der 1960er und der 1970er Jahre dominieren. Die recht hitzige Debatte ist heute zum großen Teil Geschichte, aber zu den wenigen Begriffen, die die

Jahrtausendwende überlebt und einen Bezug zu den heutigen Ansätzen erhalten haben, gehört die Konzeption der “dynamic equivalence” von Eugene A. Nida in seiner wegweisenden Monographie *Toward a Science of Translating* (1964). Nida war seit 1943 für die American Bible Society tätig und befasste sich mit der Übersetzung der Bibel in “exotische” Sprachen, wobei er Einsichten aus der Anthropologie einbezog. Während bei der formalen Äquivalenz die Oberflächenstrukturen in der Zielsprache möglichst genau wiedergegeben werden, konzentriert sich das Prinzip der dynamischen Äquivalenz auf die Botschaft und zielt vor allem auf die gleiche Wirkung in der Zielkultur hin. Ein vielzitiertes Beispiel ist die Wiedergabe der Wendung *agnus Dei* oder “Lamm Gottes” (als Metapher für Unschuld) für Kulturen, die dieses Tier nicht kennen, etwa durch “Robbe Gottes” in der Sprache der Eskimos. Auch wenn Nida selbst dieses Beispiel als “apocryphal” bezeichnen sollte (1996: 9, sowie persönliche Mitteilung), ist die Botschaft klar, und durch seinen kulturbetonten Ansatz sowie die Orientierung auf das Zielpublikum ist es auch ihm gelungen, spätere funktionale Übersetzungstheorien vorwegzunehmen. Auch die Einbeziehung anthropologischer Gesichtspunkte erscheint angesichts der interdisziplinären Ansätze von heute durchaus modern, und Nida wurde mehrmals mit einiger Berechtigung als “Patriarch of Translation Studies” gefeiert (s. Interview 1996:8-9).

Aus der Leipziger Schule

In den sechziger Jahren waren auch andere “Gründer der Disziplin” in Europa, vor allem in der östlichen Hälfte, tätig. In der Karl-Marx-Universität Leipzig war 1957 ein Dolmetscherinstitut sowie die Fachzeitschrift *Fremdsprachen* gegründet worden. Diese wurde mit ihren Beiheften und der ab 1977 publizierten Reihe *Übersetzungswissenschaftliche Beiträge* bald international bekannt - wie auch die Namen ihrer drei Herausgeber Otto Kade, Gert Jäger und Albrecht Neubert. Aus heutiger Sicht kann man sagen, dass die Leipziger Publikationen, wenn man über den ideologischen Ballast und den oft übertriebenen Fachjargon hinwegsieht, ebenfalls reichliche Pionierarbeit enthält. Das betrifft vor allem die Arbeit von Otto Kade (1927-1980), dessen kompakte Monographie *Zufall und Gesetzmäßigkeit in der Übersetzung* (1968) sich für die deutsche Übersetzungswissenschaft als bahnbrechend herausstellte – was aber erst nach dem Fall des Eisernen Vorhangs ausreichend gewürdigt wurde (s. Salevsky 1992). Bis dahin wurde die Arbeit ironischerweise gerade durch ein Modell bekannt, das sich heute als überholt erwiesen hat: die Darstellung der vier “Äquivalenztypen” (s. Snell-Hornby 1988:20), seinerzeit die zentrale Frage in der Debatte um die Übersetzungswissenschaft, die aber weitere grundlegende Aspekte verdrängte. Inzwischen ist Kade jedoch für seine anderen Verdienste gewürdigt worden: auch er gehört zu den wenigen Wissenschaftlern der 1960er Jahre, die einen

Blick über die damals engen Grenzen der Linguistik geworfen haben und mit Begriffen aus den Nachbardisziplinen, in diesem Fall der Kommunikationstheorie, gearbeitet haben. Für Kade ist der Übersetzungsvorgang Bestandteil eines zweisprachigen Kommunikationsaktes, wobei folgende Aspekte zu berücksichtigen sind:

1. Die Kommunikationspartner (der Verfasser des Ausgangstextes, der Übersetzer, der Benutzer der Übersetzung),
2. Die Sprache als Kommunikationsmittel;
3. Die objektive Wirklichkeit als Objekt der Kommunikation und als Situationskontext im weitesten Sinne (1968:32).

Diese Auffassung des Übersetzens, nicht als rein sprachliches Umkodieren, sondern als Kommunikationsakt in einer konkreten Situation mit aktiv handelnden Partnern, war damals auch in der nichtliterarischen Übersetzung neu: sie sollte später, vor allem in der Theorie des translatorischen Handelns (Holz-Mänttari 1984) zu einem Eckpfeiler der Debatte werden.

Nachdem er sein kommunikatives Grundkonzept festgelegt hatte, war es ein Anliegen Kades, die wichtigsten Arbeitsbegriffe als wissenschaftliches Instrumentarium genau zu definieren. Die Bezeichnungen *Übersetzen*, *Übersetzer*, *Übersetzung* lehnte er als "mehrdeutig bzw. in ihrer Bedeutung nicht genügend abgegrenzt" (1968:33) ab. Und weiter:

Neben *Übersetzen* und *Übersetzer* stehen *Dolmetschen* und *Dolmetscher*, während das Produkt sowohl des Übersetzens als auch des Dolmetschens *Übersetzung* heißt. Einen Oberbegriff für Übersetzen und Dolmetschen bzw. für Übersetzer und Dolmetscher gibt es nicht, weshalb *Übersetzen* und *Übersetzer* auch im Sinne von *Dolmetschen* und *Dolmetscher* gebraucht werden bzw. diese Bedeutung mit einschließen. Schließlich kann *Übersetzung* – zunächst zu verstehen als *Produkt* des Übersetzens bzw. Dolmetschens – auch den *Vorgang* bezeichnen. (1968:33)

Ausgehend von diesen Erwägungen, schlug Kade als Oberbegriffe die Termini *Translation* (lat. *translatio*) für den Vorgang des Übersetzens bzw. Dolmetschens, *Translator* für den Ausführenden, *Translat* für das Produkt der Translation vor, während er seine Definitionen für die spezifischen Tätigkeiten *Übersetzen* und *Dolmetschen* wie folgt formulierte:

Wir verstehen daher unter *Übersetzen* die Translation eines fixierten und demzufolge permanent dargebotenen bzw. beliebig oft wiederholbaren Textes der Ausgangssprache in einen jederzeit kontrollierbaren und wiederholt korrigierbaren Text der Zielsprache.

Unter *Dolmetschen* verstehen wir die Translation eines einmalig (in der

Regel mündlich) dargebotenen Textes der Ausgangssprache in einen nur bedingt kontrollierbaren und infolge Zeitmangels kaum korrigierbaren Text der Zielsprache. (1968:35)

Die Debatte über die Begriffe *Übersetzen* und *Dolmetschen*, und insbesondere über den Terminus *Translation* (sowie die erst später eingeführte *Translationswissenschaft*) tobt heute noch. Kades Definitionen sind aber meines Erachtens auch nach 35 Jahren unübertroffen, und sie verdienen mehr Beachtung als bisher in der internationalen scientific community. In der *Routledge Encyclopedia of Translation Studies* (Baker 1998) werden die Begriffe *translation* und *interpreting* nur kurz im Kontext des Konferenzdolmetschens (Gile 1998:41-42) gegenübergestellt, und der Übersetzungswissenschaftler Otto Kade wird im ganzen Band lediglich im Zusammenhang mit den oben erwähnten Äquivalenztypen erwähnt (Kenny 1998:77-78).

Neuland hat Kade auch durch seine Differenzierung der Komponenten im Text (intellektuelle und emotionale sowie Formkomponenten) betreten, mit denen er den texttypologischen Ansatz von Katharina Reiss (1971) antizipiert, sowie seine grundsätzliche Unterscheidung von literarischem und pragmatischem Übersetzen (1968:45) – letzteres war seit Schleiermacher in der europäischen Übersetzungstheorie ignoriert worden. Als Konferenzdolmetscher hat er auch zum damals kaum beachteten Bereich der Dolmetschwissenschaft und Dolmetscherausbildung beigetragen (Kade 1965): von Danica Seleskovitch sollte er insgesamt als “précurseur” ausdrücklich gewürdigt werden (Seleskovitch 1992:38).

Aus der Welt der Hermeneutik

Ein monumentales Werk der 1970er Jahre war George Steiners *After Babel. Aspects of language and Translation* (1975), in dem das interdisziplinäre Potential im Bereich des Übersetzens als “point of contact between established and newly evolving disciplines”, etwa Psychologie, Anthropologie, Soziologie oder Ethnographie thematisiert wurde (1975:238). Bekannt und auch lebhaft diskutiert wurde vor allem Steiners vierstufiges Modell der “hermeneutic motion” in der Übersetzung (Vertrauen, Aggression, Aneignung und Restitution), das die spätere Debatte zur postkolonialen Übersetzung in wesentlichen Punkten antizipiert; ebenfalls maßgebend für spätere Entwicklungen war aber auch seine Einstellung zur Sprache selbst und zur damaligen Linguistik, vor allem seine Ablehnung der noch vorherrschenden Denkansätze der Transformationsgrammatik mit ihrem Glauben an sprachliche Universalien:

But it is its great untidiness that makes human speech innovative and

expressive of personal intent. It is the anomaly, as it feeds back into the general history of usage, the ambiguity, as it enriches and complicates the general standard of definition, which give coherence to the system. A coherence, if such a description is allowed, 'in constant motion'. The vital constancy of that motion accounts for both the epistemological and psychological failure of the project of a 'universal character'. (1975:203)

Geradezu visionär - und auch wesentlich für die weitere Entwicklung translatorischer Berufsfelder - sind auch Steiners Beschreibung der Internationalisierung des Englischen als "synthetic, 'pre-packaged' semantic field" und seine Warnung vor der globalen Verbreitung des Englischen als "a principal agent in the destruction of natural linguistic diversity". Diese gipfelt in den hintergründigen, und für die Übersetzungswissenschaft überaus relevanten Schlußsatz seines Buches: "It would be ironic if the answer to Babel were pidgin and not Pentecost." (1975:470)

Spätestens seit Schleiermacher ist die Hermeneutik vor allem im deutschsprachigen Raum eine maßgebliche Komponente der Übersetzungstheorie. Für den in Heidelberg tätigen Romanisten und Übersetzungswissenschaftler Fritz Paepcke (1916-1990) galt die Hermeneutik in der Konzeption Hans-Georg Gadamer's sogar als der Eckpfeiler jeglichen Denkens zum Thema Übersetzen. Paepckes Meinung über die Linguistik der 1970er Jahre und die daraus resultierende linguistisch orientierte Übersetzungswissenschaft entsprach den Ansichten George Steiners: ein Lieblingssatz von ihm lautete: "Die Sprachwissenschaft ist eine Wissenschaft ohne Sprache" (persönliche Mitteilung). Paepckes übersetzungswissenschaftliches Oeuvre besteht zumeist aus Aufsätzen, die ab 1951 zu diversen Anlässen geschrieben oder als Vorträge gehalten wurden; die wichtigsten wurden 1986 in dem von Klaus Berger und Hans-Michael Speier herausgegebenen Band *Im Übersetzen leben* abgedruckt. Paepckes Zugang ist betont europäisch, multilingual und interdisziplinär, und auch bei ihm dominierte die Erkenntnis, dass zum Übersetzen weitaus mehr als nur Sprachen gehört:

Wir übersetzen weder Wörter noch Sprachen, sondern Texte. Textübersetzen verweist auf eine Begrenzung, weil jeder Text in eine Situation eingebettet ist, die selbst nicht Sprache ist. Diese Situation ist der kulturelle, geschichtliche oder wirtschaftlich-soziale Raum, in dem der Text zu uns redet. (1986:159)

Die Vorbedingung des Textübersetzens ist für Paepcke das Textverstehen, und zwar im Sinne Gadamer's: "Textverstehen ist die Fähigkeit, das Gemeinte einer Textaussage zu klären, sowie die Wirkungsabsichten des Autors in einen neuen Kontext zu integrieren" (1986:XV). Daraus ergibt sich der holistische Begriff

der Übersummativität des Textes, der besagt, ein Text sei mehr und anders als nur die Addition seiner Teile (vgl. Snell-Hornby 1988:43). Auf Gadamer geht auch Paepckes Spielmetapher zurück, die das Übersetzen mit einem Speerwurf vergleicht, als Tätigkeit “zwischen Regel und Spiel” (1986:87). Ähnliche Gedanken zur Spieltheorie sollten 1998 von Cronin erläutert werden, und durch Paepckes Konzeption der “Leibhaftigkeit” beim Übersetzen waren auch Douglas Robinsons viel zitierte Ausführungen über “body or somatic response” (1991:10) bereits vorweggenommen worden.

Paepckes Hermeneutik hängt eng mit seinem Kulturbegriff zusammen, besonders im Kontext der europäischen Geschichte. Er gehörte zu den wenigen seiner Generation, denen der mühelose Brückenschlag zwischen Theorie und Wissenschaft einerseits und Ausbildung und Berufspraxis andererseits gelungen ist: das POSI-Projekt der 1990er Jahre ging zum Beispiel auf seine Initiative zurück, und er war geradezu fasziniert von Fragen, die erst in den Neunzigern heftig debattiert werden sollten - Fragen der Identität und des Anderen etwa, sowie das Phänomen der Vielsprachigkeit in Europa, wie in seinem Bestreben, in den achtziger Jahren Ungarisch zu lernen, ersichtlich wird:

Für mich war ein neuer Perspektivenwandel eingetreten, als mir das Ungarische zunächst eine unüberwindlich erscheinende Widerstandskraft entgegensetzte. Dadurch dass ich mit dem radikal Anderen des Ungarischen konfrontiert wurde, vermochte ich in die Beschreibung dessen, was Übersetzen ist, die Kategorie der Nichtidentität oder der Andersheit einzuführen. Während eine lange Geschichte interkultureller Gemeinsamkeiten das Französische und das Deutsche aneinander gebunden hat, kehren die Meridiane, die durch die Pole der Sprachen gehen, offenbar in sich zurück und wandern. (1986:XVII)

Fazit

Roman Jakobson, Jiri Levý, Jean-Paul Vinay und Jean Darbelnet, Eugene Nida, Otto Kade, George Steiner und Fritz Paepcke: das sind einige herausragende Vorläufer der Translationswissenschaft, die hier sozusagen *ex post* als solche gewürdigt wurden, denn sie haben alle Begriffe, Methoden oder Ansätze entwickelt, die direkt oder indirekt in die Translationswissenschaft übernommen wurden und sich - aus heutiger Sicht - dort etabliert haben.

Ob andere frühe Übersetzungs- bzw. Dolmetschwissenschaftler noch Vordenker oder bereits Pioniere waren, darüber könnte man diskutieren. Wenn wir mit Radnitzky diejenigen als Pioniere bezeichnen, die “formulate the raw program of the tradition and often they formulate its manifesto...”, würden u.a. James Holmes, Danica Seleskovitch und Katharina Reiß bereits zu den PionierInnen

der modernen Translationswissenschaft gehören.

Zu den Meistern des Faches (laut Radnitzky “those who carry out part of the program and their work sets the standard by means of which the disciples measure their success”) gehört zweifellos André Lefevere, dessen Buch zur traditionellen Übersetzungstheorie in Deutschland die Anregung zu diesem Beitrag geliefert hat. Lefevere hat ein besonders reichhaltiges Oeuvre hinterlassen und war als Wissenschaftler sowohl kreativ als auch kritisch. Mit einer Anregung der kritischen Art soll dieser Beitrag abgerundet werden. Eine Rezension von drei Büchern, die Anfang der 1990er Jahre erschienen sind - u.a. des oben erwähnten *The Translator’s Turn* von Douglas Robinson (1991) - leitet Lefevere mit den folgenden, inzwischen ebenfalls viel beachteten Sätzen ein:

Like many emerging disciplines, translation studies suffers from at least two childhood diseases: one is that of always re-inventing the wheel, and the other, concomitant with the first, is that of not reading what other people have written, either in the name of (sometimes proud) insularity, or else because one does not even suspect that what they have written might constitute any important contribution to the field. (1993:229)

Bei der Lektüre mancher Beiträge zur Translationswissenschaft der letzten Jahre muss man unweigerlich an diese Worte Lefeveres denken. Der vorliegende Überblick dürfte gezeigt haben, dass vieles, das von “Schülern” der Disziplin als neuartige Leistung veröffentlicht und gepriesen wurde, in Wirklichkeit bereits “vorgedacht” war und nur im Kontext einer langen und reichen Entwicklung zu sehen und zu beurteilen ist.

Literaturverzeichnis

- Baker, Mona (Ed.) (1998): *Routledge Encyclopedia of Translation Studies*. London: Routledge.
- Cronin, Michael (1998): “Game theory and translation”. In: Baker, Mona (Ed.) (1998): *Routledge Encyclopedia of Translation Studies*. London: Routledge. 91-93.
- Gile, Daniel: (1998): “Conference and simultaneous interpreting”. In: Baker, Mona (Ed.) (1998): *Routledge Encyclopedia of Translation Studies*. London: Routledge. 40-45.
- Gutt, Ernst August (1991): *Translation and Relevance. Cognition and Context*. Oxford: Blackwell.
- Holmes, James; Lambert, José; Van den Broeck, Raymond (1978): *Literature and Translation. New Perspectives in Literary Studies*. Leuven: Acco.
- Holz-Mänttari, Justa (1984): *Translatorisches Handeln. Theorie und Methode*.

- Helsinki: Suomalainen Tiedekatemia.
- Jakobson, Roman (1959): "On Linguistic Aspects of Translation." In: Brower, Reuben (Ed.): *On Translation*. Cambridge: Mass. 232-239.
- Kade, Otto (1965): "Perspektiven der Dolmetscherausbildung an der Karl-Marx-Universität". In: *Fremdsprachen* 9/2, 1-5. 24-25.
- Kade, Otto (1968): *Zufall und Gesetzmäßigkeit in der Übersetzung*. Beiheft 1 zur Zeitschrift *Fremdsprachen*. Leipzig: VEB Enzyklopädie.
- Kenny, Dorothy (1998): "Equivalence". In: Baker, Mona (Ed.) (1998): *Routledge Encyclopedia of Translation Studies*. London: Routledge. 77-80.
- Kußmaul, Paul (2000): *Kreatives Übersetzen*. Tübingen: Stauffenburg. (Studien zur Translation 10).
- Lefevere, André (1977): *Translating Literature. The German Tradition from Luther to Rosenzweig*. Assen/Amsterdam: Van Gorcum. (Approaches to Translation 4).
- Lefevere, André (1993): "Discourses on Translation: Recent, Less Recent, and to Come. In: *Target* 5:2, 229-241.
- Levý, Jiri (1963): *Umeni prekladu*. Prag: Verlag Československý spisovatel.
- Levý, Jiri (1969): *Die literarische Übersetzung. Theorie einer Kunstgattung*. Übers. Walter Schamschula. Frankfurt: Athenäum.
- Levý, Jiri (1967 / 2000): "Translation as a decision process." In: Venuti, Lawrence (Ed.) (2000): *The Translation Studies Reader*. London: Routledge. 148-159.
- Nida, Eugene A. (1964): *Toward a Science of Translating. With Special Reference to Principles and Procedures Involved in Bible Translating*. Leiden: Brill.
- Nida, Eugene A. (1996) (Interview): "Profile of a Linguist. Dr. Eugene Nida. Patriarch of Translation Studies". In: *Language International* 8:6. 8-9.
- Paepcke, Fritz (1986): *Im Übersetzen leben. Übersetzen und Textvergleich*. Hg. Berger, Klaus; Hans-Michael Speier. Tübingen: Narr.
- Prunč, Erich (2001): *Einführung in die Translationswissenschaft*. Graz: Institut für Translationswissenschaft.
- Radnitzky, Gerard (1970): *Contemporary Schools of Metascience*. Göteborg: Univ. Press.
- Reiß, Katharina (1971): *Möglichkeiten und Grenzen der Übersetzungskritik. Kategorien und Kriterien für eine sachgerechte Beurteilung von Übersetzungen*. München: Hueber. (hueber hochschulreihe 12).
- Robinson, Douglas (1991): *The Translator's Turn*. Baltimore: Hopkins University Press.

- Salevsky, Heidemarie (Hg.) (1992): *Wissenschaftliche Grundlagen der Sprachmittlung. Berliner Beiträge zur Übersetzungswissenschaft*. Frankfurt: Lang.
- Seleskovitch, Danica (1992): “De la pratique à la théorie / Von der Praxis zur Theorie”. In: Salevsky 1992. 38-55.
- Snell-Hornby, Mary (1984): “Sprechbare Sprache – Spielbarer Text. Zur Problematik der Bühnenübersetzung.” In: Watts, Richard J.; Urs Weidmann (Hg.) *Modes of Interpretation. Essays Presented to Ernst Leisi*. Tübingen: Narr. 101-116.
- Snell-Hornby, Mary (1986): “Übersetzung, Sprache, Kultur”, In: Snell-Hornby, Mary (Hg.) (1986a) *Übersetzungswissenschaft – Eine Neuorientierung. Zur Integrierung von Theorie und Praxis*. Tübingen: Francke (UTB 1415). 9-29.
- Snell-Hornby, Mary (Hg.) (1986a): *Übersetzungswissenschaft – Eine Neuorientierung. Zur Integrierung von Theorie und Praxis*. Tübingen: Francke (UTB 1415).
- Snell-Hornby, Mary (1988): *Translation Studies. An Integrated Approach*. Amsterdam: Benjamins.
- Steiner, George (1975): *After Babel. Aspects of Language and Translation*. Oxford: Oxford University Press.
- Toury, Gideon (1995): *Descriptive Translation Studies and Beyond*. Amsterdam: Benjamins. (Benjamins Translation Library 4).
- Vannerem, Mia; Mary Snell-Hornby (1986): “Die Szene hinter dem Text. ‘Scenes-and-frames semantics in der Übersetzung.’”. In: Snell-Hornby, Mary (Hg.) (1986a) *Übersetzungswissenschaft – Eine Neuorientierung. Zur Integrierung von Theorie und Praxis*. Tübingen: Francke (UTB 1415). 184-205.
- Venuti, Lawrence (Ed.) (2000): *The Translation Studies Reader*. London: Routledge.
- Vinay, Jean-Paul; Jean Darbelnet (1958): *Stylistique comparée du français et de l’anglais. Méthode de traduction*. Paris: Didier.

Gernot Hebenstreit

Definitionen in der Translationswissenschaft Vorüberlegungen zum Einsatz terminologischer Methoden in der Metadiskussion

Definitionen als Gegenstand metatheoretischer Untersuchungen

In den letzten Jahren ist innerhalb der Translationswissenschaft ein verstärktes Interesse an metatheoretischen Fragestellungen zu beobachten. Indizien dafür sind neben Neuerscheinungen und Überarbeitungen von einführenden Werken und Gesamtdarstellungen (Gentzler 2001, Hatim 2001, Munday 2001, Prunč 2001, Salevsky 2002, Stolze 2001, die Reihe *Translation theories explained*) und speziellere Kongresse (Research Models and Translation Studies 2000, Translation Theory and Methodology 2004) und Publikationen, die sich theoretischen Modellen und methodischen Fragen widmen (Olohan 2000, Hermans 2002, Williams/Chesterman 2002) oder den Objektbereich der Translationswissenschaft ausleuchten (Prunč 2004). Dieses Interesse, das eigene wissenschaftliche Tun und seine Ergebnisse zu hinterfragen, ist als Ausdruck der Etablierung der Translationswissenschaft als wissenschaftliche Disziplin zu werten. Nach etwas mehr als einem halben Jahrhundert hat die Translationswissenschaft ihren Platz in der Akademie gefunden, woran die Jubilarin als erste Ordinaria des heutigen Instituts für Translationswissenschaft an der Innsbrucker Leopold-Franzens-Universität ihren Anteil hat. Es scheint also der Zeitpunkt gekommen, um die bisherigen Leistungen zu sichten, zu systematisieren und zu evaluieren.

Definitionen erscheinen in diesem Zusammenhang deshalb als interessanter Untersuchungsgegenstand, weil sie den Zugang zu den Begriffen eröffnen, aus denen Modelle und Theorien gebaut sind. Translationswissenschaftliche Definitionen wurden bislang noch nicht ins Zentrum metatheoretischer Reflexion gestellt, wiewohl sich aber in der einschlägigen Literatur immer wieder Stellungnahmen finden, in denen definatorische Probleme thematisiert werden. Dabei handelt es sich meist um eine Kritik definatorischer Mängel, betreffend die Quantität (es wird aber sowohl ein Überschuß als auch ein Mangel an Definitionen beklagt) und die Qualität von Definitionen. Stellvertretend seien hier drei Autoren zitiert.

Albrecht stellt Definitionen mehrerer anderer Autoren (u.a. Herder, Catford, Forster, Nida/Taber, Jäger) an den Anfang seiner Diskussion des Übersetzungsbegriffs. Dabei räumt er ein, die „definitionsähnlichen Sätze“ so aufbereitet zu haben, daß sie „wenigstens den größten Forderungen genügen, die wir für unsere Zwecke an sie zu stellen haben; daß nämlich die Äquivalenzbeziehung zwischen Definiendum und Definiens einigermaßen klar zum Ausdruck kommt und daß sich das Definiens nach dem Schema der klassischen Logik hinsichtlich ‚genus proximum‘ und ‚differentia specifica‘ weiter analysieren läßt (strengere Forderungen wie Eliminierbarkeit und Nicht-Kreativität, die an Definitionen innerhalb eines axiomatischen Systems zu stellen sind, wollen wir außer Acht lassen).“ (Albrecht 1973: 16f.) Albrecht geht somit explizit vom Definitionsschema der klassischen Logik aus¹ (siehe dazu unten). Allerdings räumt er ein, daß es bei den *differentiae specificae* nicht auf „die eine, zur Identifikation des Definiendums notwendige Bestimmung an[kommt], sondern auf ‚erklärende‘ Zusätze“ (ibid.: 17), was wohl als Aufweichung der Mindestanforderungen zu verstehen ist.

Schreiber spricht in Bezug auf den Begriff *Übersetzung* von einer „bemerkenswerten ‚definitorischen Enthaltbarkeit‘“ die er auf die Schwierigkeiten einer solchen Definition zurückführt (Schreiber 1993: 18).

Albert konstatiert kritisch die Vielfalt an Definitionen des Begriffs *Übersetzung* und beanstandet deren mangelnde Qualität:

Man kann wohl kaum einen Verfasser finden, der den Versuch unterlassen würde, die Übersetzung zu „definieren“, das idealisierte oder das tatsächliche (bzw. das für tatsächlich angesehene) System des Mechanismus de[s] Vorganges der Übersetzung/des Übersetzens irgendwie zu beschreiben. Das Wort „Definition“ muß man in diesem Fall freilich stark in metaphorischen [sic] Sinne verstehen, da ja nur sehr wenige von diesen den an die Definitionen gestellten wissenschaftstheoretischen Anforderungen genügen. Es handelt sich hier um Auffassungen, Stellungnahmen und Meinungen [...] und nicht um genaue wissenschaftliche Definitionen. (Albert 2001: 12)

Albert bezieht sich dabei auf die Zusammenstellung von Definitionen von Oettinger, Catford, Winter, Nida/Taber, Wilss und Jäger in Koller 1979: 108–114. Worin die an Definitionen gestellten wissenschaftstheoretischen Anforderungen genau bestehen, erklärt Albert nicht

¹ Der Verweis auf Regeln aus der Definitionslehre der Logik ist ein echter Ausnahmefall.

Positionen der wissenschaftstheoretischen Definitionslehre

Unter Definition wird in der Wissenschaftstheorie „im weitesten Sinn jede Art der Feststellung oder Festsetzung einer Zeichenverwendung“ verstanden (Gabriel 1980: 439). Unterschieden wird dabei zunächst zwischen *syntaktischen* und *semantischen* Definitionen. Bei ersteren geht es lediglich um den Gebrauch von Zeichen in einem formalen Kalkül. Die semantische Interpretation der Zeichen bleibt dabei noch offen. Damit diese Kalküle Bedeutungsgehalt gewinnen können, benötigen sie in einem weiteren Schritt sogenannte *Zuordnungsdefinitionen*. Semantische Definitionen kann man nach ihrer Zielsetzung weiter in *feststellende* und *festsetzende* Definitionen unterteilen. *Feststellende* Definitionen gelten im Gegensatz zu *festsetzenden* als Aussagen über den Sprachgebrauch mit überprüfbarem Wahrheitsgehalt. *Festsetzende* Definitionen lassen sich nicht hinsichtlich ihres Wahrheitsgehalts beurteilen, wohl aber in unterschiedlicher Art und Weise bewerten, etwa hinsichtlich ihrer Adäquatheit, ihrer Begründetheit, ihrer Manipulativität etc. Abhängig von der wissenschaftlichen Disziplin wird auch der Zusammenhang zwischen Definitionen und Interessen betont.

In einer gleichnamigen Untersuchung dieser Beziehungen unterscheidet Gabriel dabei zwischen Erkenntnisinteressen, als Interessen an Erkenntnis, und pragmatischen Interessen, die auf die Erhaltung oder Veränderung von Praxis ausgerichtet sind (vgl. dazu vor allem Gabriel 1972: 83f.). In einer Analyse von definitionstheoretischen Arbeiten, kommt Gabriel dabei zum Ergebnis, daß sich drei Typen von Erkenntnisinteresse identifizieren lassen, die die Sichtweise auf das Definitionsproblem bestimmen:

1. Das Definitionsproblem als Problem des sprachlichen Aufbaus einer bestimmten Wissenschaft; vertreten z.B. durch Frege für die Mathematik.
2. Das Definitionsproblem als Problem des sprachlichen Aufbaus von Wissenschaft überhaupt; vertreten z.B. durch Hobbes, Leibniz und den Logischen Empirismus unter vorwiegender Orientierung an Mathematik und Naturwissenschaften.
3. Das Definitionsproblem als allgemeines, über den wissenschaftssprachlichen Rahmen hinausreichendes Problem der Angabe von Wortbedeutungen; vertreten z.B. durch Mill und fortgeführt durch den späten Wittgenstein und die Ordinary Language Philosophy. (Gabriel 1972: 84)

Aus diesen unterschiedlichen Interessenslagen ergeben sich dann auch unterschiedliche Lösungsansätze und Definitionsprinzipien, unterschiedliche Bewertungen einzelner Definitionsarten und wird der Definition im Erkenntnisprozeß unterschiedlicher Stellenwert beigemessen. Von diesen Interessen zu unterscheiden sind wie gesagt die pragmatischen Interessen, die sich hinter ersteren

verbergen können. Je nach Interessenslage können Definitionen auch persuasiven Charakter annehmen, indem sie neben einer deskriptiven, also wertneutralen Bedeutung auch eine emotive, also wertende Bedeutung im Definiens transportieren und im Wege der Definition auf den Bedeutungsgehalt des Definiendums übertragen (Gabriel 1980: 440). Innerhalb der Wissenschaftstheorie hat sich die Definitionslehre mit verschiedenen Aspekten der Definition befaßt, wobei insbesondere die Frage der Notwendigkeit und der Zulässigkeit einzelner Definitionsarten immer wieder heftig umstritten war. So stellte zum Beispiel die Frage *Nominaldefinition* oder *Realdefinition*? Immer wieder einen Streitpunkt dar. Nominaldefinitionen sind als Worterklärungen bzw. als Zeichenverwendungsregeln zu verstehen, während Realdefinitionen wissenschaftstheoretisch als wahre Aussagen, die innerhalb einer wissenschaftlichen Theorie von zentraler Bedeutung sind, betrachtet werden. Auch wenn sich Zeichenverwendungs- und Sachfragen nicht grundsätzlich – also theorienübergreifend – unterscheiden lassen, wird von der Wissenschaftstheorie doch gefordert, daß innerhalb eines Theoriengebäudes Sprachregeln und Sachaussagen sauber von einander getrennt werden (vgl. dazu Gabriel 1980: 440).

Die klassische Definitionslehre basiert auf der griechischen Logiktradition und geht insbesondere von der Aristotelischen Form der Definition – also der Angabe von *genus proximum* und *differentiae specificae* – aus. Andere Anforderungen, die traditionell an Definitionen gestellt werden sind Wesentlichkeit der Begriffsmerkmale, Verbot der Zirkeldefinition, Verbot einer Definition ex negativo, Vermeidung dunkler, obskurer Sprache (vgl. Ndi-Kimbi 1994).

Die moderne Definitionslehre gab die Beschränkung auf das aristotelische Definitionsschema auf und setzte an die Stelle von Merkmalskomplexen im Definiens Summen, Produkte und andere Operationen mit logischen Junktoren (vgl. dazu und zum Folgenden Gabriel 1980). An Definitionen werden nun andere Anforderungen gestellt, wie jene der *Expliztheit*, die sich auf die Struktur des Definiendums und die darin erlaubten Zeichen bezieht, der daraus ableitbaren *Eliminierbarkeit* des Definiendums und die sich aus letzterer ergebenden *Nichtkreativität*. Charakteristisch für die Definitionslehre ist die Verwendung des logischen Kalküls und der Verwendung von Formeln als Darstellungsweise.

Zu den spezielleren Definitionsformen zählt die *operationale Definition*, die sich dadurch auszeichnet, daß das Definiens jene Operationen wiedergibt, die auszuführen sind, um zum Definiendum zu gelangen. Zunächst hauptsächlich bei der Definition von Maßen (z.B. Längenmaß) etabliert, wurde der Begriff *Operation* auf *Handlungen* ausgeweitet und so auch für Begriffsdefinitionen in den Sozialwissenschaften zugänglich gemacht. Insbesondere *dispositive* Begriffe (wie löslich, magnetisch, intelligent) lassen sich operational definieren. Das

Definiens beschreibt dann, wie sich jemand/etwas unter bestimmten Bedingungen verhalten muß, um über die fragliche Disposition zu verfügen. Dispositive Begriffe lassen sich aus prinzipiellen Gründen nur unvollständig bestimmen und stellen deshalb ein vieldiskutiertes Problem der Definitionslehre dar.

Eine *ostensive* Definition (auch *Hinweisdefinition*, *exemplarische Bestimmung*) erläutert das Definiendum durch Hinweis auf entsprechende Beispiele, wobei ein *Hinweis* durchaus auch durch *Nennung* erfolgen kann. Auch das Arbeiten mit Gegenbeispielen zur begrifflichen Abgrenzung fällt unter *ostensives* Definieren. Weiters ist in diesem Zusammenhang auch das Aufzählen von Unterbegriffen (Unterklassen) zu nennen.

Pawlowski hält *partielle* Definitionen trotz ihrer Unvollständigkeit unter bestimmten Bedingungen für zulässig, nämlich dann, wenn eine vollständige Definition, etwa aufgrund des noch unzureichenden Entwicklungsstands der Forschung, nicht möglich ist und zu inadäquaten, wissenschaftlich unbrauchbaren Begriffen führen würde (Pawlowski 1980: 128). Auch Dispositionsbegriffe (vgl. oben) lassen sich nur partiell definieren. Partielle Definitionen werfen aus der Perspektive ihrer logischen Struktur einige Probleme auf, daß sie zu Verstößen gegen Definitionsregeln der formalen Logik führen.

Ein Mittel der Begriffsbestimmung, das in geistes- und Sozialwissenschaften nach Pawlowski häufig zur Anwendung kommt, ist das der *Explikation*. Darunter kann man die Übernahme eines allgemeinen Begriffs in einen wissenschaftlichen Begriffsapparat verstehen, die von einer entsprechenden Aufbereitung des Ausgangsbegriffs begleitet wird: Dabei geht es vor allem um die Präzisierung des Begriffs und seine Operationalisierung für wissenschaftliche Bedürfnisse. Zum Teil wird der bestehende Terminus durch einen neuen ersetzt, so daß eigentlich nicht der zu explizierende Terminus ausgenutzt wird, sondern dessen Bedeutung. Beispiele Wasser \rightarrow H₂O, Salz \rightarrow NaCl, Anerkennung \rightarrow Status. Häufig wird aber kein neuer Terminus eingeführt, sondern der bestehende neu definiert (Pawlowski 160ff.). Nach der Wahl des Explanandums erfolgt die Explikation in zwei Schritten: einer ersten Erläuterung des Explikandums, bei der es primär um die Monosemierung des in Frage stehenden Terminus geht, und einer präzisen Bestimmung des Explikats und dessen Einführung in das Begriffssystem. Für die Begriffsbestimmung kommen dabei „alle korrekten methodologischen Verfahren“ in Frage, die in der Wissenschaft üblich sind, also neben der Äquivalenzdefinition auch partielle Definitionen und Postulate (ibid.: 163). Pawlowski betont dabei die Bedeutung der Integration des Explikats in ein Begriffssystem, erst dadurch erlangt es wissenschaftliche Nützlichkeit (ibid.: 164). Für das Verfahren der Explikation stellt Pawlowski vier Qualitätsanforderungen auf: 1. die wissenschaftliche Nützlichkeit, 2.

Präzision, 3. Ähnlichkeit mit dem Explikandum, 4. Einfachheit (ibid.: 166). Das Explikat kann noch ergänzt werden mit so genannten Adäquatheitsbedingungen. Diese können zum Beispiel Elemente betreffen, die im Sinn des Explikats enthalten sein sollen (oder auch nicht enthalten sein sollen), sie können in einer Aufzählung von Gegenständen oder Klassen bestehen, die auf jeden Fall in die Extension des Begriffs fallen (ibid.: 181f.).

Definitionen in den Geisteswissenschaften

Pawlowski stellt sich in einer 1980 in Deutscher Übersetzung erschienenen Monographie den Spezifika der Begriffsbildung und Definition in „weniger exakten Kontexten“ (9) wie sie in den Geistes- und Sozialwissenschaften anzutreffen sind. Im Gegensatz zu Definitionen im Rahmen einer exakten, als deduktives System darstellbaren wissenschaftlichen Theorie, in der ausgehend von einzelnen Axiomen und Grundtermini alle weiteren Aussagen und Termini der Theorie ableiten lassen, ist die Form von Definitionen in geistes- und sozialwissenschaftlichen Theorien ganz und gar nicht einheitlich. Auch wenn es keine unbeschränkte Freiheit hinsichtlich der Form der Definition gebe, existiere auch keine scharfe Grenze, zwischen dem, was eine Definition sei und dem, was es eben nicht sei. Einen Grund dafür sieht Pawlowski in der Vielzahl möglicher Ausdrucksformen, die als Definitionskopula zum Einsatz kommen (vgl. Pawlowski 1980: 12). Werden Definitionen nicht in der formalen Sprache eines deduktiven Systems verfaßt, hängt es grundsätzlich von der Intention des Autors ab, ob eine Äußerung als Definition oder als empirische Verallgemeinerung aufzufassen ist. Ist eine solche Intention nicht feststellbar oder zumindest erschließbar, läßt sich diese Frage nicht entscheiden. Das ist deshalb wichtig, weil sich nur empirische Verallgemeinerungen hinsichtlich ihres Wahrheitsgehalts beurteilen lassen, nicht aber Definitionen. Nur empirische Verallgemeinerungen können aber als Grundlage für Prognosen und Erklärungen herangezogen werden (vgl. Pawlowski 1980: 13f.).

Zum Thema begriffliche Vagheit sagt Pawlowski: „ein Terminus T hat eine vage Extension, wenn wir nicht bei jedem angetroffenen Gegenstand entscheiden können, ob er zu dessen Extension gehört oder nicht.“ (1980: 76, vgl. auch ibid.: 25ff.) Sätze, die die Zugehörigkeit betroffener Gegenstände zur Extension des Terminus T behaupten, sind unentscheidbar. Die Ursache für die Vagheit liegt an graduierbaren Eigenschaften des Definiendums, „wobei der Übergang von einem Zustand, in dem die betreffende Eigenschaft auftritt, bis zu dem Zustand, in dem sie nicht mehr auftritt, flüssig ist“ (Pawlowski 1980: 77). Man kann also zwischen den Zuständen keine scharfe Grenze ziehen. Pawlowski weiter: „Man kann mit Recht behaupten, daß fast alle Termini, die sich auf empirische Gegenstände oder Erscheinungen beziehen – im Gegensatz zu den abstrakten

Gebilden der Mathematik, so wie Zahlen, geometrische Figuren u.ä. – mehr oder weniger vage sind.“

Nützlichkeit von Definitionen

Wenn es heißt, daß Definitionen nicht hinsichtlich ihres Wahrheitsgehalts, sondern bestenfalls hinsichtlich ihrer Adäquatheit oder Brauchbarkeit beurteilbar sind (vgl. z.B. Balzer 1997: 65f.), stellt sich die Frage der wissenschaftlichen Nützlichkeit von Definitionen. Pawlowski formuliert in diesem Zusammenhang zunächst zwei Fragen, die bei der Definition von Termini zu lösen sind:

1. Welcher Gegenstands- oder Phänomenbereich ist dem definierten Terminus zuzuordnen?
2. Mit Hilfe welcher definatorischen Eigenschaften soll dieser Bereich bestimmt werden? (Pawlowski 1980: 83)

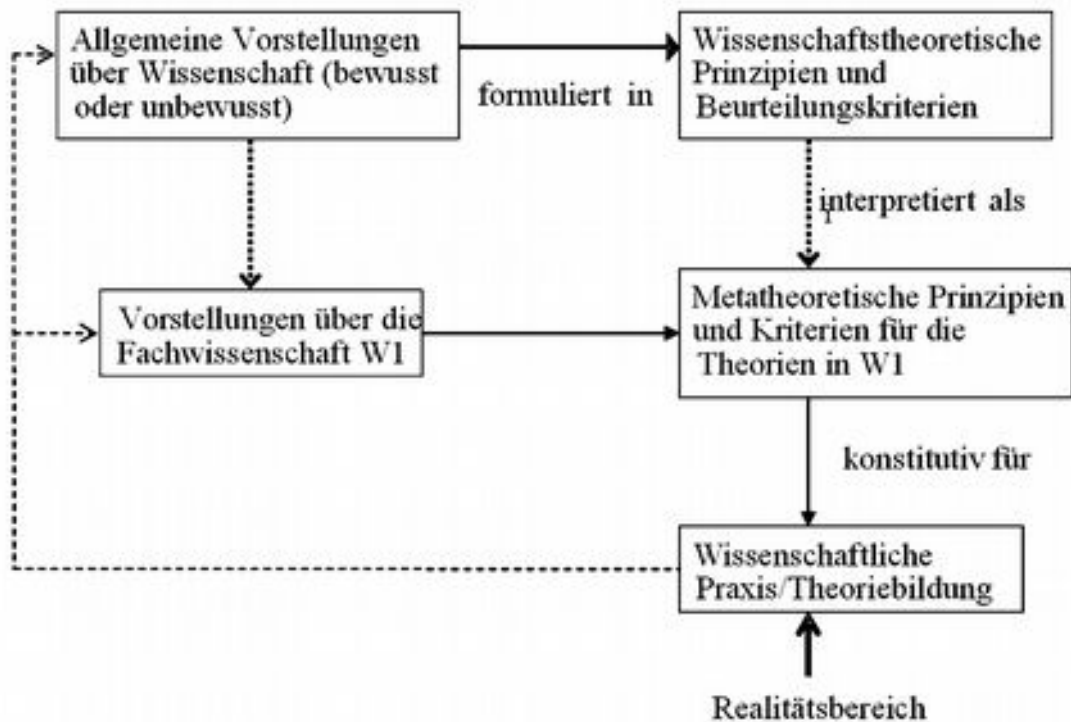
Damit ist auch die nach Pawlowski zentrale Fragestellung jeder Wissenschaft verknüpft: „Wie sollen die Gegenstände und Erscheinungen der uns umgebenden Welt klassifiziert, und die entstandenen Klassen den wissenschaftlichen Termini so zugeordnet werden, daß sich Gesetzmäßigkeiten entdecken lassen, denen diese Erscheinungen unterliegen?“ (ibid.) Somit besteht eine Beziehung zwischen der Definition eines Begriffs, dem Begriffssystem, in das der Begriff eingeführt werden soll und den Zielen der Wissenschaft. Dabei können insbesondere folgende Aspekte relevant werden: die (Nicht)Nomologizität der Disziplin sowie ihre theoretische beziehungsweise praktische Ausrichtung. So ist dann auch davon auszugehen, daß für verschiedene Disziplinen unterschiedliche Nützlichkeitsbedingungen von Definitionen gelten. Diese Nützlichkeitsbedingungen werden in der Regel von den Wissenschaftlern nicht explizit beachtet und lassen sich daher meist nur im Nachhinein rekonstruieren, was nach Pawlowski für geisteswissenschaftliche Disziplinen wesentlich schwieriger zu leisten ist (vgl. ibid.: 85f.). Unabhängig von der Art der Wissenschaft gelten Definitionen auf jeden Fall als nützlich, wenn sie zur Vervollkommnung des Begriffsapparats beitragen, z.B. für ein klareres Verständnis bereits eingeführter Begriffe sorgen, oder wenn sie die „empirische Sensibilität“ der Wissenschaftssprache erhöhen, z.B. dadurch, daß sie Vagheiten eliminieren oder zumindest reduzieren (ibid.: 87f.).

Bei der Definition von in den Geistes- und Sozialwissenschaften häufig verwendeten Typenbegriffen richtet sich die Nützlichkeit primär nach der Bestimmung der Eigenschaften, die die Intension des Begriffs ausmachen (ibid.: 112f.). Die auf Max Weber zurückgehenden Typenbegriffe vereinigen in sich die Eigenschaften von klassifikatorischen Begriffen einerseits und komparativen Begriffen andererseits. Klassifikatorische Begriffe zeichnen sich dadurch aus,

daß alle Gegenstände, die unter diesen Begriff fallen, über eine bestimmte Eigenschaft verfügen. Dadurch sind sie dafür geeignet, eine Menge in zwei Untermengen zu teilen. Die komparativen Begriffe dagegen zeichnen sich dadurch aus, daß sie einen Gegenstand in Bezug auf eine bestimmte Eigenschaft einem anderen voran- oder nachstellen. Komparative Begriffe ermöglichen keine Mengenteilung, erlauben dafür aber eine Aussage über den Intensitätsgrad der in Frage stehenden Eigenschaft (vgl. Pawlowski 1980: 106ff.). Bei Typenbegriffen stellt sich in der Regel die Frage nach der Extension des Begriffs nicht. Dies deshalb, weil Typenbegriffe meist als Idealtypen definiert werden, denen idealtypische Merkmale in der idealtypischen Kombination in der Realität bei keinem Gegenstand festzustellen sind. Umso bedeutender ist deshalb die Bestimmung der Intension von Typenbegriffen.

Ein anderer Aspekt, der bei der Definition geistes- und sozialwissenschaftlicher Begriffe zu berücksichtigen ist, ist ein möglicher Bezug auf ein Wertesystem. Für Pawlowski ist es eine Tatsache, daß „die Bestimmung der Intension und der Extension vieler Ausdrücke innerhalb der Geistes- und Humanwissenschaften durch ein akzeptiertes Wertesystem determiniert wird“ (Pawlowski 1980: 113). Das Wertesystem, das der Wissenschaft beziehungsweise dem Wissenschaftler zugrunde liegt, wird dabei nicht unbedingt expliziert, es läßt sich aber aus den von den Autoren verwendeten Argumentationen pro und contra rivalisierende Standpunkte rekonstruieren (ibid.: 114).

Abschließend soll noch einmal Gabriel zu Wort kommen, der zur Frage einer eventuell bestehenden Vorrangstellung einer bestimmten Definitionsart meint: „Man sollte sich daran gewöhnen, daß eine Entscheidung hierüber vom Gegenstand und vom Zweck einer Untersuchung abhängig zu machen ist. ‚Um deswillen‘, so meinte beispielsweise I. Kant, ‚läßt sich die Methode der Mathematik im Definieren in der Philosophie nicht nachahmen““ (Gabriel 1980: 441). Ungeachtet der Errungenschaften der wissenschaftstheoretischen Definitionslehre ist es also mit einem generalisierenden Verweis auf allgemeine wissenschaftstheoretische Anforderungen, wie Albert ihn vorbringt (siehe oben), nicht getan. Wenn man überhaupt definatorische Standards anlegen wollte, müßten diese im Rahmen einer speziellen Wissenschaftstheorie der Translationswissenschaft erarbeitet worden sein, die allgemeine wissenschaftstheoretische Prinzipien und Beurteilungskriterien für die eigene Disziplin als metatheoretische Prinzipien und Kriterien interpretiert (vgl. Bense 1978: 8).



Eine solche Interpretation steht für die Translationswissenschaft bislang natürlich noch aus. Angesichts der Vielfalt an höchst unterschiedlichen Zugängen ist es auch unwahrscheinlich, daß man mit *einer* Metatheorie das Auslangen finden kann. Anstatt über Standards zu reflektieren, an denen man konkrete Definitionen in translationswissenschaftlichen Arbeiten messen kann, scheint es zunächst sinnvoller, mit einer Bestandsaufnahme der tatsächlichen definitorischen Praxis zu beginnen.

Wissenschaftstheoretische Aspekte wissenschaftlicher Kommunikation

Versteht man Wissenschaft als einen intertextuellen Prozeß, sollte auch die Erforschung der in der Disziplin verwendeten (Verstehens)Kategorien (Temmerman spricht nicht von Begriffen sondern von *units of understanding*) sowie den Prozeß ihrer Lexikalisierung am wissenschaftlichen Diskurs geschehen. Um die Flexibilität und Diversität von Kategorisierungen zu verstehen, muß man mit Texten arbeiten, in denen diese zum Ausdruck kommen (vgl. Temmerman 1998/1999: 83). In diesem Sinn sollen nun einige Aspekte der wissenschaftlichen Kommunikation beleuchtet werden, die im Hinblick auf die Definition wissenschaftlicher Begriffe von Relevanz erscheinen.

Für Beaugrande sind Kommunikationssituationen geprägt durch Fluktuationsprozesse. Auch Sprache insgesamt ist daher nicht deterministisch-statisch zu beschreiben, wie dies die meisten linguistischen Modelle tun, sondern prozessorientiert-dynamisch. Beaugrande entwickelt vier Fluktuationsparameter, die eine solche Beschreibung von Wissenschaftssprache ermöglichen sollen: *complexity*, *determinacy*, *informativity* und *accessibility* (vgl. Beaugrande 1991a).

Komplexität kann Beaugrande zufolge in einem positiven wie auch negativen Sinn gesehen werden. Im positiven Sinn ist damit die erfolgreiche Integration von vielen Faktoren zu einem aufschlußreichen Resultat angesprochen. „The term then designates an intentional integrative act of ‚complication‘“, gelingt diese Integration nicht, entsteht „an unintentional disintegrative danger of losing control“ (Beaugrande 1991a: 101). Letzteres gilt es in der Theoriebildung und in der Entwicklung einer entsprechenden Terminologie zu vermeiden. Besondere Bedeutung kommt in diesem Zusammenhang den in der Wissenschaft verwendeten Repräsentations- und Notationsformen zu. Hier sind hinsichtlich der Komplexität Sättigungsgrenzen beim spezialisierten Fachpublikum und noch mehr bei allgemeinem Publikum zu beachten. Zu bedenken ist dabei auch, daß mit jeder Formalisierung eine Reduktion der Komplexität des Datenmaterials einhergeht. Das gilt nach Beaugrande ganz besonders für Wörter und Sätze natürlicher Sprache (siehe dazu auch Beaugrande 1991b). Wenn auch diese Reduktion eine unumgängliche Voraussetzung für jede Formalisierung darstellt, so ist doch zu beachten, daß die Aussagen, die in der Folge aus der Formalisierung abgeleitet werden, sich eben auf die Formalisierung beziehen und nicht unmittelbar auf die Daten. In der Sprachwissenschaft wären Formalisierungen verbunden gewesen mit der Behauptung, daß was auch immer im Zuge dieses Prozesses an Inhalt und Komplexität entfernt worden sein mag, für die natürliche Sprache kein wesentliches Merkmal darstelle. Beaugrande vertritt den gegenteiligen Standpunkt: „without that content and complexity, communication would be far less effectual than ordinary experience shows it to be“ (Beaugrande 1991a: 103). Durch die Abstraktion von Kontext und Komplexität erfahren Einzelaspekte (wie z.B. in linguistischen Theorien die Beurteilung der Grammatikalität) eine überproportional große Bedeutung. Beaugrande dann weiter:

Similar problems apply to the *terms* of a special purpose language, to the degree that they are very stringently defined. By its nature, a stringent definition names only the sufficient and necessary criteria that every entity must meet if the term is to apply to it. Such definitions mean that the term itself always carries less content and complexity than we are likely to find for actually occurring instances, and leaves a residue of marginal cases

which do not fulfil all the criteria. These drawbacks must be accepted for the sake of having stringent definitions at all. (Beaugrande 1991a: 103)

Die Schwierigkeiten, die die Integration von Komplexität entstehen können, demonstriert Beaugrande am Beispiel eines fiktiven Versuchs, den Begriff *Wort* linguistisch zu definieren. Eine Definition in der Art „linguistic unit graphically separated by spaces on both sides“, würden nicht nur Komposita von weiteren Untersuchungen ausscheiden, sondern auch morphologische und semantische Fragestellungen verhindern, die Analyse gesprochener Sprache komplizieren usw. Ungeachtet der zentralen Rolle, die der Begriff *Wort* in allgemeinen Ansichten über Sprache spielt, wurde nach Beaugrande auch kein Versuch unternommen, *Wort* als theoretischen Terminus zu definieren. Im Gegenteil: Die Linguistik würde sich davor hüten. Trotzdem: „both the segmentational and the transformational methods have relied heavily on the graphic unity of words as a guide line for deciding which analyses are plausible“ (Beaugrande 1991a: 103).

Der Parameter *Komplexität* steht in engem Zusammenhang mit jenem der *Determiniertheit*. Determiniertheit läßt sich für Beaugrande aber nicht ohne ihr Gegenüber – die Indeterminiertheit – verstehen. Beaugrande bricht sozusagen eine Lanze für einen Zustand, der insbesondere in einem fachsprachlichen Kontext und noch viel mehr in einem terminologischen als ein Status gehandelt wird, der im Idealfall nicht eintritt, den es zu vermeiden, zu beheben oder zumindest zu verbessern gilt. Beaugrande geht in seinen Überlegungen von Strömungen in den Naturwissenschaften aus, die ganz allgemein gesprochen dem Zustand der Indeterminiertheit einen ganz neuen Stellenwert beimessen. So haben sich zum Beispiel Thermodynamiker und Quantenphysiker nicht nur mit indeterminierten Zuständen abgefunden, sondern nutzen diese in ihren Modellen zur Erringung neuer Erkenntnisse. Beaugrande überträgt nun diese Abkehr von einem deterministischen Weltbild in der Physik auf die Sprache und ihre Erforschung (vgl. dazu Beaugrande 1988). Unabhängig von der Frage, ob die konstatierte Indeterminiertheit ein allgemeingültiges Merkmal des Universums darstellt, oder ihre Ursache in der menschlichen Perzeption hat, stellt Beaugrande fest:

However, it already seems safe to say that for language and discourse at least, indeterminacy is a major factor. (Beaugrande 1991a: 104)

Innerhalb eines Systems entwickelt sich nun eine ständige Fluktuation zwischen Zuständen der Determiniertheit einerseits und der Indeterminiertheit andererseits, wobei das System Kontrolle ausüben kann. Übt es Kontrolle aus, sinkt der Grad der Indeterminiertheit. Der Zusammenhang mit der *Komplexität* des Systems besteht nun darin, daß sich die Fluktuationen auf der Ebene der

Determiniertheit auf die Komplexitätsbildung („complexication“) auswirken. Bleibt ein System nämlich in seinen sonstigen Ressourcen konstant, so sinkt bei steigender Komplexität die Determiniertheit des Systems (= steigt die Indeterminiertheit des Systems). Eine Sprache, in der jedes Wort genau einer „Realität“ entspräche, wäre maximal determiniert und minimal komplex. Es sind daher jene semantischen Prozesse, die eine flexible und konditionale Gestaltung der Beziehungen zwischen Wörtern und Dingen erlauben, die es dem System Sprache ermöglichen, Komplexität zu bilden, indem sie die Determiniertheit verringern. Da sowohl Sprache wie auch Realität komplex sind, können die Korrelationen zwischen ihnen nur dadurch handhabbar („manageable“) werden, wenn sie nicht voll determiniert sind (vgl. Beaugrande 1991a: 104).

Jede Theorie versucht, zur Reduktion von Indeterminiertheit beizutragen, indem sie Bedingungen, Gründe und Kausalitäten für bestimmte Ebenen eines Phänomens aufdeckt. Dabei ist nach Beaugrande zu beachten, daß jene Indeterminiertheit, die hierbei eliminiert wird, in die Relation Theorie – Objektbereich hinüber fließen kann: „In this tradeoff, the more rigorous the theory becomes, the more uncertain its correlation with the domain it purports to represent“ (Beaugrande 1991a: 104). Beaugrande führt im Weiteren aus, daß es innerhalb der linguistischen Theorien und insbesondere auch im Bereich der Fachsprachenforschung zu einer solchen Entwicklung gekommen sei.

Zu beachten ist auch die Rolle, die ein konkreter Kontext für die Bestimmung von Determiniertheit hat.

[S]ystemic controls upon meaning are inadequate without contextual controls. And this principle holds for special purpose language and terminology as well. Not even the most circumspect and thorough analysis by experts can definitively impose determinacy and structure upon a special purpose domain of meaning at the level of the abstract system. Every such domain allows for more actualizations, mutations, and variations than are ever realized for any text or discourse, hence in any discussion of specialists. [...] Only a specific context can ‚collapse‘ all the allowable meanings into a reasonably, though never fully, determinate configuration. (Beaugrande 1988: 18)

Der dritte Fluktuationsparameter betrifft die Ebene der Informativität. Diese versteht Beaugrande in einem probabilistischen Sinn: „The less expected an item or event is within the discourse the higher its informativity“ (Beaugrande 1991a: 105). Der Grad an Informativität von Termini fluktuiert insbesondere vor dem Hintergrund der generellen Entwicklungen der gesamten Disziplin. Vor dem Hintergrund von Poppers Konzept der Entwicklung von Wissenschaft wäre demnach am Beginn neuer Entwicklungen die Informativität hoch anzusetzen,

während sie mit fortschreitender Andauer der Phase der Normalwissenschaft zurückgeht, um nach einer Phase der Stagnation mit dem Aufkommen alternativer Ansätze in der revolutionären Phase wieder kräftig zu steigen. Anzeichen für Stagnation wäre unter anderem der Umstand, daß neben den Phänomenen, auf die die zentralen Begriffe und Termini der Theorie gut anwendbar sind, Phänomene bestehen, die nicht sauber benannt werden können und man Zuflucht bei vagen oder metaphorischen Benennungen sucht (vgl. Beaugrande 1991a: 106).

Mit *accessibility* spricht Beaugrande die Zugänglichkeit eines Diskurses für sein Publikum an. Auch dieser Parameter ist nicht im Sinne einer Dichotomie zu verstehen, vielmehr ist hier eine Skala anzunehmen, auf der dieser Parameter ganz unterschiedliche Werte annehmen kann. Maßgeblich für den Grad der *Akzessibilität* sind die drei anderen Fluktuationsparameter *Komplexität*, *Determiniertheit* und *Informativität*. Wirkt Komplexität nicht integrativ, ist die *Determiniertheit* gering, läßt sich die Informativität nicht reduzieren, so auch die *Akzessibilität* gering sein. Beaugrandes Konzept der *Akzessibilität* ist vor dem Hintergrund seines generellen Einsatzes für „freedom of access to knowledge and society“ (vgl. dazu vor allem Beaugrande 1997 und Beaugrande 2004) grundsätzlich in einem sehr umfassenden Sinn zu verstehen. Hier scheint es jedoch primär um die Fragen der Verständlichkeit zu gehen.

Budin (1993b) übernimmt den Ansatz de Beaugrandes und überträgt das Modell der Fluktuationsparameter auf die nach Budin für Wissenschaftssprache primären Phänomene Terminologie und Text an: Budin teilt in diesem Modell das System Wissenschaftssprache in zwei Ebenen: die paradigmatische und die syntagmatische. Terminologie ist als „strukturierte Gesamtheit von Begriffen und Benennungen eines Fachgebietes“ (Budin 1993b: 28) auf der paradigmatischen Ebene angesiedelt. Sie repräsentiert den Kern des Wissensbestandes eines bestimmten Gebietes, von dem unterschiedliche Ausschnitte auf der syntagmatischen Ebene in konkreten Texten realisiert werden. Die Formulierung „strukturierte Gesamtheit“ weist darauf hin, daß man im Bereich der Wissenschaften und der Wissenschaftssprache nicht von hierarchischen Begriffsstrukturen ausgehen kann oder jedenfalls *Begriffssystem* nicht so verstehen darf, daß darunter nur Strukturen zu subsumieren sind, die auf ausschließlich auf begriffslogischen und/oder partitive Beziehungen basieren. Während Budin hier – wohl um Mißinterpretationen zu vermeiden – noch von „strukturiert“ spricht, den Terminus *System* also vermeidet, geht er später den anderen Weg und weitet im Kontext seines Modells der Wissens-, Informations- und Kommunikationsorganisation den terminologiewissenschaftlichen Systembegriff entsprechend aus: „Jede Terminologie stellt somit ein System dar, unabhängig davon, welcher Art die Beziehungen zwischen den Systemelementen

sind“ (Budin 1996a: 119). Für die Fluktuationsparameter auf den Ebenen Terminologie und Text ergibt sich nun folgendes Raster (Budin 1993b: 28):

Ebenen der Wissenschaftssprachen Parameter der Fluktuation	Paradigmatische Ebene Terminologie	Syntagmatische Ebene Text
Determiniertheit	Strukturen von Theorien	Zweckorientierung
Komplexität	Begriffsnetze, Wortbildungsmuster	Verweis- und Argumentationsstrukturen
Informativität	Vorwissen (Neuheitswert von Begriffen)	Vorwissen (Textaufbau, Neuheitswert von Aussagen)
Akzessibilität	Darstellungsart, Definitionen	Verständlichkeit

Budin führt dazu aus:

Determiniertheit auf terminologischer Ebene bedeutet in erster Linie die Struktur der Theorie, der die betreffende Terminologie angehört und durch die sie bestimmt und definiert wird. Auf Textebene zeigt sich dieser Parameter im konkreten Zweck, den ein bestimmter Fachtext hat (Bedienungsanleitung, Lehrbuch, Laborbericht etc.). Komplexität zeigt sich in terminologischen Strukturen etwa in komplizierten, mehrdimensionalen Begriffsnetzen, aber in sprachspezifischen Wortbildungsmustern (z.B. in der Komposition im Deutschen), in Texten in erster Linie in komplizierten Verweisstrukturen [...] und Argumentationsfolgen bestimmter Fachtexte. Der Parameter der Informativität ist auf beiden Ebenen durch Art und Beschaffenheit des Vorwissens, mit dem Terminologien gelernt und Fachtexte rezipiert werden, und vom Neuheitswert derselben bestimmt. Akzessibilität, also die Möglichkeit des Zugangs zu Wissen, ist auf terminologischer Ebene in erster Linie von gegebenen Begriffsdefinitionen und der Art der Wissensdarstellung (Formel [...] natürlichsprachliche Bezeichnungen[]), auf textueller Ebene von der Verständlichkeit (was selbst wieder ein komplexes Phänomen mit vielen Parametern ist) abhängig.

Auch wenn die Zuordnungen in den einzelnen Zellen von Budins Tabelle sicher nicht taxativ aufzufassen sind, sondern exemplarisch, prototypisch („in erster Linie“) erscheint doch zumindest die Beschaffenheit von Benennungen als Indikator für Komplexität problematisch. Morphologisch komplexe Benennungen können durchaus auch Begriffe geringer Komplexität bezeichnen, ebenso wie sich hinter einfach gestrickten Benennungen in sich hochkomplexe Begriffe, die vielleicht auch noch in mehrdimensionalen Begriffsstrukturen eingebettet sind, verbergen können. Dem trägt Budin auch in der Beschreibung seines Wissens-Informations-Kommunikations-Modells Rechnung, wenn er sagt, daß „hoher Komplexität der epistemischen Wissensorganisation nicht notwendigerweise hohe Komplexität auf der Ebene der Kommunikationsorganisation entspricht, wobei der umgekehrte Fall ebenfalls gelten kann“ (Budin 1996a: 51). Als Beispiel für letzteren Fall führt er die jedermann bekannte einfache Formel aus der Relativitätstheorie an.

Die Informativität eines Begriffs wird nicht nur von seinem Neuheitswert beziehungsweise vom Vorwissen der Rezipienten abhängen. Wenn man als allgemeines Kriterium die Gesamtentwicklung einer Disziplin zugrunde legt, wird sich die Informativität eines Begriffs mit dem Stellenwert ändern, der ihm beigemessen wird. Es ist durchaus denkbar, daß Begriffe sozusagen wiederentdeckt werden. Neben dem Vorwissen des Rezipienten wird auch sein Erkenntnisinteresse, mit dem er die Rezeption betreibt, den Grad der Informativität maßgeblich mitbestimmen.

Definitionen haben ganz sicher einen wesentlichen Anteil an der Akzessibilität wissenschaftlicher Begriffe. In ihnen manifestieren sich aber auch die anderen Parameter. So wie sich der Parameter Akzessibilität bei Beaugrande zu einem guten Teil als Ergebnis des Zusammenwirkens der anderen Fluktuationsparameter darstellt, so werden insbesondere die Komplexität und Determiniertheit von Begriffen primär über Definitionen oder Textsegmente mit definitivischer Funktion erschließbar sein.

Terminologische Definitionsanalyse als metatheoretisches Instrumentarium

Beachtet man den Stellenwert, der Begriffen und Definitionen in terminologie-wissenschaftlichen Modellen zukommt (vgl. zur Entwicklung terminologischer Zeichenmodelle Myking 1997), erscheinen terminologische Methoden für die Bearbeitung metatheoretischer Fragestellungen geradezu prädestiniert. Entgegen dem weit verbreiteten Vorurteil, terminologische Methoden seien nur im Kontext von Normungsarbeit einsetzbar, terminologisches Arbeiten müsse daher zwangsläufig in Standardisierung münden, sind terminologische Analysen

durchaus für rein deskriptive Vorhaben geeignet (vgl. Laurén/ Myking/ Picht 1998: 27f.). Auch wenn die Terminologiewissenschaft insgesamt betrachtet nicht unschuldig an diesem Image ist, müssen auch die Kritiker erkennen, daß jeder terminologischen Standardisierung zunächst rein deskriptive Vorarbeiten vorausgehen, deren Ziel es ist den terminologischen Status quo zu ermitteln. Auch ein anderes Vorurteil, terminologische Methoden seien außerhalb der Technik und der Naturwissenschaften nicht tauglich, ist längst nicht mehr haltbar, wie Arbeiten in unterschiedlichsten Bereichen zeigen konnten (vgl. Budin 1993a, Weissenhofer 1995, Riggs 1997, Sandrini 1996). Gerade innerhalb der letzten Jahre wurden die Grundelemente der Terminologielehre, insbesondere der Begriff des Begriffs wieder zum Gegenstand eingehender Diskussionen (vgl. dazu Pilke 2002, L'Homme/Heid /Sager 2003, Cabré 2003). Für Budin ist die Verwendung von Terminologie in der Wissenschaft

heuristisches Forschungsinstrument, die Begriffsdynamik ist der innere Mechanismus der Wissens- und Theoriendynamik. Somit ist es nahelegend, die Rekonstruktion terminologischer Strukturen und deren evolutive Entwicklung als wichtigen Bestandteil wissenschaftstheoretischer Überlegungen anzusehen. Die Rekonstruktion der Wissenschaftsgeschichte (Oeser 1979) wird zur Begriffsgeschichte, zur Beschreibung der terminologischen Evolution. (Budin 1996: 121).

Für die Erschließung der Begriffe ist es unumgänglich, zu wissen, wie diese im Text definiert werden, welche Strategien der Begriffsbestimmung zur Anwendung kommen. Dabei scheinen folgende Fragen von Interesse zu sein: Wie sind Begriffsbestimmungen formal strukturiert? Da mit formal korrekten terminologischen Definitionen eher nicht zu rechnen ist (vgl. die diesbezüglichen Ergebnisse in Pearson 1998), lassen sich die verwendeten definitorischen Kontexte klassifizieren? Wie weit muß der Begriff *definitorischer Kontext* ausgeweitet werden, um alle begriffsmerkmaltragenden Textsegmente zu erfassen? Welche Begriffstypen treten auf? Wie sind Merkmals- und Begriffsstrukturen gestaltet? Welche Rolle spielen hierarchische Begriffsbeziehungen? Wirken sich der Grad der Systembezogenheit von Theoriebegriffen oder wissenschaftstheoretische Grundannahmen auf die Art der Begriffsbestimmung aus? Auf diese Weise sollte es möglich sein, Aussagen betreffend die Fluktuationsparameter Determiniertheit, Komplexität und Akzessibilität nach Beaugrande zu machen, auf deren Basis Begriffs- und Definitionsprofile für einen weiteren Theorienvergleich erstellt werden können.

Literaturverzeichnis

- Albert, Sándor (2001): *Übersetzung und Philosophie. Wissenschaftsphilosophische Probleme der Übersetzungstheorie – Die Fragen der Übersetzung von philosophischen Texten.* [Aus dem Ungarischen übers. V. László Valackai.] Wien: Ed. Praesens.
- Balzer, Wolfgang (1997): *Die Wissenschaft und ihre Methoden. Grundsätze der Wissenschaftstheorie. Ein Lehrbuch.* Freiburg/München: Alber.
- Beaugrande, Robert de (1988): „Systemic versus contextual aspects of terminology.“ In: Czap, Hans/Galinski, Christian (eds.) (1988) *Terminology and Knowledge Engineering. Supplement. Proceedings. International Congress on Terminology and Knowledge Engineering, 29 Sept–1 Oct 1987. University of Trier, FRG.* Frankfurt am Main: INDEKS Verlag. 7-24.
- Beaugrande, Robert (1991 a): „Communication and freedom of access to knowledge as an agenda for the Special Purpose Language Movement.“ In: *Fachsprache* 13/3–4. 98-109.
- Beaugrande, Robert de (1991 b): „Complexity and linguistics in the evolution of three paradigms.“ In: *Theoretical Linguistics* 17, 43-73.
- Beaugrande, Robert de (1997): *New foundations for a science of text and discourse. Cognition, communication, and the freedom of access to knowledge and society.* Norwood, NJ: Ablex Publ. (=Advances in discourse processes, 61).
- Beaugrande, Robert de [2004]: *Robert de Beaugrande Website.* URL: <http://beaugrande.bizland.com/> (August 2004).
- Bense, Elisabeth (1978): *Die Beurteilung linguistischer Theorien.* Tübingen: Narr (Tübinger Beiträge zur Linguistik 101).
- Budin, Gerhard (1993 a): *Wie (un)verständlich ist das Soziologendeutsch? Begriffliche und textuelle Strukturen in den Sozialwissenschaften.* Frankfurt am Main – Berlin – Bern – New York – Paris – Wien: Peter Lang. (=Werkstattreihe Deutsch als Fremdsprache; 42).
- Budin, Gerhard (1993 b): „Wissenschaftstheoretische Aspekte der Erforschung von Wissenschaftssprachen.“ In: Schröder, Hartmut (Hg.) (1993): *Fachtextpragmatik.* Tübingen: Narr. (=Forum für Fachsprachenforschung, 19). 19-30.
- Budin, Gerhard (1996): *Wissensorganisation und Terminologie. Die Komplexität und Dynamik wissenschaftlicher Informations- und Kommunikationsprozesse.* Tübingen: Narr (=Forum Für Fachsprachen-Forschung, 28).
- Cabré Castellví, Teresa M. (2003): „Theories of terminology. Their description, prescription and explanation.“ In: *Terminology* 9/2. 163-199.

- Gabriel, Gottfried (1972): *Definitionen und Interessen. Über die praktischen Grundlagen der Definitionslehre*. Stuttgart: Friedrich Frommann Verlag Günther Holzboog. (=problemata frommann-holzboog, 13).
- Gabriel, Gottfried (1971): „Definition II.“ In: Ritter, Joachim (Hg.) (1971): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Bd. II. Basel/Stuttgart. 35-42.
- Gabriel, Gottfried (1980): „Definition.“ In: Mittelstraß, Jürgen (Hg.) (1980): *Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie. Band I: A–G*. Mannheim/Wien/Zürich: Bibliographisches Institut Wissenschaftsverlag. 439-442.
- Gentzler, Edwin (2001): *Contemporary translation theories*. 2. Aufl. Clevedon – Buffalo – Toronto – Sydney: Multilingual Matters. (=Topics in translation, 21).
- Hatim, Basil (2001): *Teaching and researching translation*. Harlow: Pearson Education.
- Hermans, Theo (ed.) (2002): *Crosscultural Transgressions Research Models in Translation Studies II: Historical and Ideological Issues*. Manchester: St. Jerome.
- Laurén, Christer; Myking, Johan; Picht, Heribert (1998): *Terminologie unter der Lupe. Vom Grenzgebiet zum Wissenschaftszweig*. Wien: TermNet. (=IITF Series, 9)
- L’Homme, Marie-Claude/Heid, Ulrich/Sager, Juan C. (2003): „Terminology during the past decade (1994–2004): An Editorial statement.“ In: *Terminology* 9/2. 151-161.
- Munday, Jeremy (2001): *Introducing translation studies. Theories and applications*. London – New York: Routledge.
- Prunč, Erich (2001): *Einführung in die Translationswissenschaft. Band 1: Orientierungsrahmen*. Graz: Institut für Translationswissenschaft. (=Graz Translation Studies, 3).
- Prunč, Erich (2004): „Zum Objektbereich der Translationswissenschaft.“ In: Müller, Ina (Hg.) (2004): *Und sie bewegt sich doch... Translationswissenschaft in Ost und West Festschrift für Heidemarie Salevsky zum 60. Geburtstag*. New York – Oxford – Wien: Peter Lang. 263-285.
- Myking, Johan (1997): „The sign models of terminology – recent developments and current issues.“ In: *Terminology Science & Research (=IITF Journal)* 8/1–2. 51-62.
- Ndi-Kimbi, Augustin (1994): „Guidelines for terminological definitions: The adherence to and deviation from existing rules in BS/ISO 2382: Data Processing and Information Technology Vocabulary.“ In: *Terminology* 1/2. 327-350.
- Olohan, Meave (ed.) (2000): *Intercultural Faultlines Research Models in Translation Studies I: Textual and Cognitive Aspects*. Manchester: St. Jerome.
- Pawlowski, Tadeusz (1980): *Begriffsbildung und Definition*. [Aus dem Polnischen

- übers. Von Georg Grzyb.] Berlin – New York: Walter de Gruyter.
- Pearson, Jennifer (1998): *Terms in Context*. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins. (=Studies in Corpus Linguistics, 1).
- Pilke, Nina (2002): „The Concept and the Object in Terminology Science.“ In: *Terminology Science & Research (=IITF Journal)* 13/1–2. 7-26.
- Riggs, Fred W.; Mälkiä, Matti; Budin, Gerhard (1997): „Descriptive Terminology In the Social Sciences.“ In: Wright, Sue Ellen/Budin, Gerhard (eds.) (1997): *Handbook of Terminology Management. Volume 1 Basic Aspects of Terminology Management*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins. 184-196.
- Salevsky, Heidemarie (2002) *Translationswissenschaft. Ein Kompendium*. Unter Mitarbeit von Ina Müller, Bernd Salevsky. Frankfurt am Main – Berlin- Bern- Bruxelles – New York – oxford – Wien: Peter Lang.
- Sandrini, Peter (1996): *Terminologiearbeit im Recht. Deskriptiver, begriffsorientierter Ansatz vom Standpunkt des Übersetzers*. Wien: TermNet. (=IITF Series, 8).
- Schreiber, Michael (1993): *Übersetzen und Bearbeitung. Zur Differenzierung des Übersetzungsbegriffs*. Tübingen: Narr. (=Tübinger Beiträge zur Linguistik, 389).
- Stolze, Radegundis (2001): *Übersetzungstheorien. Eine Einführung*. 3. Aufl. Tübingen: Narr. (1. Aufl. 1994).
- Temmerman, Rita (1998/1999): „Why traditional terminology theory impedes a realistic description of categories and terms in the life sciences.“ In: *Terminology* 5/1. 77-92.
- Weissenhofer, Peter (1995): *Conceptology in terminology theory, semantics and word-formation. A morpho-conceptually based approach to classification as exemplified by the English baseball terminology*. Wien: TermNet. (=IITF-Series, 6).
- Williams, Jenny; Chesterman, Andrew (2002): *The map*. Manchester: St. Jerome.

Klaus Kaindl

Perturbation als Kommunikationsprinzip: Zum Verhältnis von Theorie und Praxis der Translation

Seit es die Translationswissenschaft als universitäre Disziplin gibt, sind die Beziehungen zwischen Theorie und translatorischer Praxis Gegenstand einer lebhaften und bisweilen auch feindseligen Debatte. TranslationswissenschaftlerInnen beklagen die Theorieresistenz praktizierender TranslatorInnen; im Gegenzug werfen PraktikerInnen den TheoretikerInnen vor, Erkenntnisse zu produzieren, die nichts beziehungsweise wenig mit der translatorischen Realität zu tun haben.² Ein Sprichwort scheint diese Situation auf den Punkt zu bringen: „Praxis ist, wenn alles funktioniert, und niemand weiß warum; Theorie ist, wenn nichts funktioniert und alle wissen warum“.

Trotz dieses antagonistischen Verhältnisses ist gerade in der translatorischen Ausbildung das Paradigma der Einheit zwischen Theorie und Praxis unbestritten. In den diversen Studienprogrammen von Universitäten und Fachhochschulen, wird die Notwendigkeit einer Verbindung von Theorie und Praxis ebenso betont, wie in Übersetzungslehrbüchern. Deren Verhältnis wird dabei wechselseitig als ein Prozess der Annäherung verstanden (vgl. Chesterman/Wagner 2002) oder als eine evolutionär untrennbar miteinander verwobene Begriffswelt beschrieben (vgl. Kaiser-Cooke 2003) oder aber als zwei Utopien, die dialektisch miteinander verbunden sind (vgl. Beaugrande 2000), dargestellt.

Im Folgenden soll das Verhältnis zwischen diesen beiden Konzepten näher untersucht werden. Dabei möchte ich zunächst das historische Verhältnis von Theorie und Praxis in der Translation näher beleuchten. Im Anschluss erfolgt eine Darstellung der funktionellen Merkmale von Theorie und Praxis unter einem systemsoziologischen Blickwinkel, wie er von Niklas Luhmann entwickelt wurde. Diese bildet danach die Grundlage für eine nähere Bestimmung der Forderung an die Theorie nach *Praxisnähe*.

Beziehungen zwischen Theorie und Praxis

Die Beziehungen zwischen Theorie und Praxis sind eine Geschichte voller Miss-

² Zum Dauerbrenner Theorie-Praxis-Debatte vgl. u.a. Wilss (1983 und 1991), Königs (1986) Berglund (1990), Sasse (1991), Reiß (1995) Chesterman/Wagner (2002), Sinner (2002), Kaiser-Cooke (2003).

verständnisse. In den Anfängen der Translation waren es zunächst ausschließlich Praktiker, die sich auch theoretisch mit der Translation beschäftigten. Von Cicero über Hieronymus, Luther und Dolet bis hin zu Goethe und Schleiermacher reicht die Palette von übersetzenden Schriftstellern, Philosophen, Theologen etc., die mit ihren Aussagen die Auseinandersetzung mit dem Problem des Übersetzens prägten. Die Basis bildete dabei die eigene praktische Erfahrung, die in Form von Prinzipien und Grundsätzen ihren theoretischen Ausdruck fand und als Leitlinien für übersetzerische Entscheidungen dienten. Der Zweck einer solchen Theoretisierung war somit ein sehr praktischer.

Diese Einheit zwischen Theorie und Praxis, wie sie über Jahrhunderte bestanden hatte, existiert seit geraumer Zeit nicht mehr. Nach dem 2. Weltkrieg wurde die Translation Gegenstand akademisch-wissenschaftlicher Betrachtungen, wobei die Idee einer maschinellen Übersetzung die ersten Translationstheorien maßgeblich beeinflusste. Dies führte zunächst zu einer Vernachlässigung des *Faktors Mensch*. Das Interesse galt stattdessen dem potentiellen Aspekt der Übersetzung, was insbesondere in der Verwendung systembezogener Sprachbetrachtungen, wie etwa bei Saussures *langue*-Begriff oder in Chomskys *competence*-Konzept, zum Ausdruck kam. Das eigentliche Tun der ÜbersetzerInnen, die tägliche Praxis war für die damalige Theorie kein wissenschaftlich fassbarer Bereich, der in seiner unregelmäßigen Vielfalt somit auch keine brauchbare Forschungsquelle darstellte. Entsprechend beantwortete etwa Hartmann, der die Übersetzung im Bereich der Allgemeinen Sprachwissenschaft untersuchte, die Frage, was die Praxis für die theoretische Betrachtung liefern könne, lapidar mit: „zunächst nicht allzu viel“ (1970: 27). Den Beitrag der Linguistik für die PraktikerInnen sah er folglich auch nicht so sehr in der praktischen Verwertbarkeit, sondern darin, dass die linguistischen Erkenntnisse zur Theoriebildung der PraktikerInnen beitragen sollten (vgl. 1970: 31). Bei diesen ersten Versuchen, ein komplexes Objekt zu beherrschen und für die Wissenschaftspraxis zu domestizieren, verloren die ÜbersetzungswissenschaftlerInnen die Praxis völlig aus den Augen. Die dabei entstandene Distanz bzw. das Misstrauen der Praxis gegenüber akademischer Theoriebildung belastet bis heute die Beziehungen zwischen PraktikerInnen und TheoretikerInnen. Daran konnten auch die Hinwendung der Wissenschaft zu Pragmatik, Textlinguistik und funktionalen Betrachtungsweisen, wie sie seit den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts stattfand, und – damit zusammenhängend – ein gewisses Dienstleistungsverhalten der Theorie gegenüber der Praxis nichts ändern. Obwohl etwa Hewson/Martin in der praktischen Anwendbarkeit von Theorien „the ultimate goal“ sehen (1991: 6) und Pym behauptet, „that theorisation should respond to the immediate practical problems of translators“ (1992: 186) bleibt der Vorwurf, dass Theorien keine praktikablen Werkzeuge bereit stellen, mit denen ÜbersetzerInnen ihre Arbeit besser verrichten können, weiterhin bestehen.

Eine für alle Seiten fruchtbare Verbindung von Theorie und Praxis stellt offensichtlich ein schwieriges Unterfangen dar und obwohl die Forderung nach Einheit von Theorie und Praxis vor allem in den Ausbildungsprogrammen weitgehend unbestritten scheint (vgl. z.B. Sinner 2002), wird diese in der konkreten Unterrichtssituation häufig nicht realisiert. Die Ursache ist meines Erachtens jedoch nicht in der Unfähigkeit der Theoretiker oder dem Unwillen der Praktiker zu suchen, auf die jeweils andere Seite einzugehen, sondern in der sozio-systemischen Differenz zwischen Theorie und Praxis, die mit der Implementierung der Übersetzungswissenschaft in den akademischen Fächerkanon geschaffen wurde. Das Wesen dieser Differenz soll im Folgenden mit Hilfe von Luhmanns Ansatz näher erklärt werden.³

Theorie, Praxis und soziales System

Ausgangspunkt für Luhmanns Systemtheorie bildet die Komplexität unserer Gesellschaft und das damit verbundene schier unbegrenzte Potential möglicher Verhaltens- und Handlungsweisen. Um diese strukturieren zu können und um handlungsfähig zu bleiben, müssen die komplexen Strukturen vereinfacht werden. Diese *Komplexitätsreduktion* erfolgt durch die Herausbildung von Systemen. Es existiert eine ganze Reihe verschiedener Systeme, wobei sich Luhmann jedoch vor allem für die sogenannten *Funktionssysteme* interessiert. Diese entstanden im 18. Jahrhundert in der Folge der wachsenden Ausdifferenzierung der Gesellschaft. Die sozialen Strukturen wurden immer komplexer, was zu unterschiedlichen Funktionsbereichen führte, wie z.B. Politik, Wissenschaft, Wirtschaft usw. Dabei wurde „das Relationsgefüge eines komplexen Zusammenhangs durch einen zweiten Zusammenhang mit weniger Relationen konstruiert“ (Luhmann 1984: 49). Die daraus resultierende Entwicklung kann durchaus als paradox beschrieben werden: Um die soziale Komplexität auszugleichen, wurde das Gesellschaftssystem stärker ausdifferenziert und damit gleichzeitig auch wieder komplexer.⁴

Die Eigenständigkeit der jeweiligen Funktionssysteme wird von Luhmann mit Hilfe eines Konzepts der Autopoiesis erklärt.⁵ Autopoietische bzw. selbstreferentielle Systeme stellen prozesshafte Gebilde dar, die nicht in kausaler Form

³ Mit der Soziologisierung der Translationswissenschaft seit den 90er Jahren fand – neben den Arbeiten von Bourdieu – auch Luhmanns Theorie einige Resonanz in der Translationswissenschaft. So plädiert etwa Hermans (1999) für die Integrierung der Theorie sozialer Systeme in die Translationsforschung. Auch Vermeer nimmt in seinen translationssoziologischen Überlegungen immer wieder Bezug auf Luhmann (vgl. Vermeer 1996).

⁴ Diese Entwicklung korreliert mit Erkenntnissen der Kybernetik, wonach Komplexität nur durch Komplexität reduziert werden kann.

beeinflusst werden können und in keinem Abhängigkeitsverhältnis zu anderen Systemen stehen. Diese operationelle Geschlossenheit impliziert jedoch keine informationelle Abschottung. Autopoiese bedeutet vielmehr, dass die systemische Entwicklung nicht durch außerhalb des Systems liegende Faktoren beeinflusst werden kann.

Die Strukturierung von Funktionssystemen erfolgt nicht durch das Individuum, sondern ist das Resultat von spezifischen Kommunikationsvorgängen und Handlungen: „Ein soziales System konstruiert sich mithin als Handlungssystem, aber es muß dabei den kommunikativen Kontext des Handelns voraussetzen; beides also, Handlung und Kommunikation, ist notwendig, und beides muß laufend zusammenwirken, um die Reproduktion aus den Elementen der Reproduktion zu ermöglichen.“ (Luhmann 1984: 233) Systeme werden somit nicht durch strukturelle Merkmale, sondern durch Kommunikationsflüsse und Handlungsweisen definiert, wodurch die Systemtheorie Luhmanns nicht als statisches, sondern als äußerst dynamisches Modell erscheint.

Versucht man diesen soziologischen Entwurf auf die Theorie-Praxis-Diskussion zu übertragen, so kann man zunächst einmal feststellen, dass translatorisches praktisches Tun und translationswissenschaftliches Handeln verschiedenen Funktionssystemen zugerechnet werden müssen. Kommunikationen und Handlungen orientieren sich laut Luhmann an bestimmten *Leitdifferenzen* (vgl. 1984: 57), unter denen spezifische Probleme bearbeitet und gelöst werden. Die Leitunterschiede werden von Luhmann in Form binärer Oppositionen dargestellt, wie etwa *recht-unrecht* im System des Rechts, *gut-böse* im System der Moral usw. Zur Kommunikation werden unterschiedliche Medien verwendet; so fungiert z.B. Geld in der Ökonomie als Medium oder Macht in der Politik.⁶ Wenn nun die Praxis als funktionales Teilsystem anderer Systeme, wie etwas der Wirtschaft, des Rechts, der Literatur etc. und die Theorie als Teil des Wissenschaftssystems gesehen werden, so bedeutet dies – aufgrund unterschiedlicher Leitdifferenzen – auch unterschiedliche Handlungen und Kommunikationen:

<i>Leitdifferenz</i>	<i>Handlungsziel</i>	<i>Programm</i>	<i>Medium</i>
----------------------	----------------------	-----------------	---------------

⁵ Das Konzept der Autopoiese wurde ursprünglich im Kontext der Neurobiologie von Humberto Maturana zur Beschreibung vitaler Prozesse entwickelt. Luhmann unterscheidet neben der „basalen“ Selbstreferentialität, die die ursprüngliche Definition von Maturana umfasst, auch noch prozessorale Selbstreferentialität und Reflexion (vgl. 1984: 600f.).

⁶ Der Begriff Medium ist hier nicht im nachrichtentechnischen Sinne zu verstehen, sondern stellt die wesentliche Größe dar, an der sich Kommunikationen orientieren und auf die sie sich beziehen.

Wissenschaft	Wahr/unwahr	Erkenntnisgewinn	Forschung	Wissenschaftliche Methoden
Praxis	Brauchbar/unbrauchbar	Auftragserfüllung	Effizienz	kommunikative Mittel

Ziel der Wissenschaft ist es, neue Erkenntnisse zu produzieren, deren Brauchbarkeit mit der binären Unterscheidung wahr-falsch beurteilt wird. Diese werden durch wissenschaftliche Methoden gewonnen, das Handlungsprogramm stellt dabei die Forschung dar. In der Praxis geht es vor allem um die Erledigung von Aufträgen zur Zufriedenheit des Kunden, die Handlungen von TranslatorInnen werden dementsprechend vom effizienten Einsatz der zur Verfügung stehenden Ressourcen (z.B. Zeit, Recherchiermaterial, Computer) bestimmt. Die dabei zur Verfügung stehenden Mittel sind kommunikative Zeichen, wie Sprache, Bilder, Graphiken etc., die bei der Textproduktion zum Einsatz kommen. Beurteilt wird das Ergebnis danach, ob die Übersetzung brauchbar/ unbrauchbar ist, bzw. ob *richtig* oder *falsch* übersetzt wurde. Als Teil anderer Funktionssysteme (Wirtschaft, Medizin, Recht, Kunst etc.) sind für die Praxis selbstverständlich gleichzeitig immer auch die dort gültigen Leitdifferenzen, Handlungsziele etc. mitbestimmend.⁷ Für uns wesentlich ist die grundsätzliche Feststellung, dass Wissen in den Funktionssystemen unterschiedlich bewertet wird: In der Praxis ist es die Brauchbarkeit von Erkenntnissen bei der Lösung von konkreten Problemen, in der Wissenschaft deren Wahrheitsgehalt. Wenn man von der Autopoiese der Systeme ausgeht, so bedeutet dies, dass ein direkter Transfer zwischen Theorie und Praxis nicht möglich ist, da es keine direkten kausalen Einflussbeziehungen zwischen den Systemen gibt. Mit anderen Worten: Wissen, dass im Wissenschaftssystem als wahr erachtet wird, kann im Praxissystem als unbrauchbar betrachtet werden; und Wissen, dass sich für die Praxis als brauchbar erweist, kann in der Wissenschaft als falsch eingestuft werden.

Wenn die systemische Differenz auch jeweils andere Kommunikationen und Handlungslogiken bedeutet, so relativiert dies auch die gegenseitigen Vorwürfe zwischen Theorie und Praxis. Die TheoretikerInnen sind häufig unzufrieden mit der unsystematischen und widersprüchlichen Art und Weise, wie in der Praxis mit wissenschaftlichen Erkenntnissen umgegangen wird. Tatsächlich sagt dies jedoch nichts über die Qualität der Rezeption durch die PraktikerInnen aus. Diese ist vielmehr das Resultat einer spezifischen systemischen Optik, durch die wissenschaftliches Wissen selektioniert und beurteilt wird. Gleiches gilt auch für das Praxissystem: Häufig wird hier der Vorwurf erhoben, die Theorie sei zu abstrakt und abgehoben, ohne Bezug zur Berufsrealität. Dabei wird außer Acht

⁷ Eine schematische Darstellung der verschiedenen Funktionssysteme findet sich in Reese-Schäfer (1992:131).

gelassen, dass Wissenschaft nach anderen Leitdifferenzen funktioniert als die Praxis und dass Brauchbarkeit von Wissen nicht der zentrale Bewertungsmaßstab für Theoriebildung ist.

Zusammenfassend können aus dem bisher Gesagten vier wesentliche Schlussfolgerungen gezogen werden:

4. Zwischen Theorie und Praxis besteht ein antagonistisches Verhältnis. Dieser Antagonismus mag auf den ersten Blick überraschend anmuten, da doch für jede Translationstheorie die translatorische Praxis die empirische Quelle darstellt und sich jede Translationspraxis immer auch auf (implizite oder explizite) theoretische Prämissen stützt.
5. Zwischen Theorie und Praxis besteht eine besondere Beobachtungsbeziehung. Diese findet ihren Ausdruck in den Vorwürfen der Praxis, Theoriebildung finde losgelöst von der beruflichen Realität statt und den Vorwürfen der Theorie, die Praxis ignoriere die Erkenntnisse der Wissenschaft.
6. Die antagonistische Beziehung und die daraus resultierende gegenseitige Wahrnehmung findet ihre Erklärung in der Positionierung von Theorie und Praxis in unterschiedlichen sozialen Systemen.
7. Der daraus resultierende Unterschied hinsichtlich Leitdifferenzen, Handlungszielen, Programmen und Medien kann nicht mit der auf ein kausales Beziehungsverhältnis abzielenden Forderung nach Praxisnähe der Theorie bzw. Theorieoffenheit der Praxis überwunden werden.

Bedeutet nun die Zugehörigkeit zu verschiedenen Funktionssystemen, dass Theorie und Praxis in ihrer jeweils eigenen Logik gefangen sind und keine Brücke zwischen beiden Welten gebaut werden kann? Unter welchen Bedingungen ist eine Verbindung von Theorie und Praxis möglich bzw. kann in der Ausbildung eine solche realisiert werden?

Perturbation als Kommunikationsprinzip zwischen Theorie und Praxis

Die Tatsache, dass Funktionssysteme keinen direkten Einfluss auf ein anderes autopoietisches System nehmen können, bedeutet nicht, dass keine Informationsübertragung stattfindet. Aufgrund der Geschlossenheit der Systeme funktioniert diese jedoch nicht in Form einer direkten Übertragung, sondern immer nur in Abhängigkeit der soziosystemischen Bedingungen. Damit sind auch Informationen von außen letztlich immer auch systemimmanent, da sie in Abhängigkeit der Deutungsmuster des jeweiligen Funktionssystems konstruiert

werden.⁸ In diesem Sinne lässt sich das ursprünglich neurobiologische Konzept der *Perturbation* von Maturana auf den soziosystemischen Ansatz von Luhmann übertragen. Laut Maturana sind Interaktionen, d.h. die direkte Übertragung von Informationen von einem System auf das andere, unmöglich, vielmehr werden Einflüsse von außen als Perturbationen wahrgenommen (vgl. Maturana/Varela 1987: 108). Perturbation stellt somit eine gezielte Störung dar, durch die Informationen – systemspezifisch adaptiert – integriert werden können.

Unter dieser Perspektive scheint die Forderung nach Theorien mit Praxisbezug bzw. praxisnahe Theoriebildung durchaus problematisch. Zunächst würde dies voraussetzen, dass durch ein rein induktives Vorgehen Theorien aus dem translationspraktischen Handeln heraus geschaffen werden können. Ein solches Vorgehen scheinen u.a. Gile (1994:150), mit seinem Konzept des *practisearcher* und Hatim (2001:6f.), der für Aktionsforschung in der Translation plädiert,⁹ zu favorisieren. Hierbei wird die Reflexionsarbeit des Praktikers als Basis für Theoriebildung herangezogen, Theorie entsteht gewissermaßen aus den (Nach-)Vollzügen der Praxis. Ein solches induktives Vorgehen ist jedoch problematisch, geht es doch davon aus, dass Theorien aus einer *objektiv-neutralen* Erfahrung abgeleitet werden können.¹⁰ Systemische Unterschiede, die sich in spezifischen Leitdifferenzen und Handlungszielen manifestieren, lassen sich jedoch nicht überwinden, indem diese ignoriert bzw. eingeebnet werden. Vielmehr würde eine an den Systembedingungen der Praxis orientierte Theoriebildung nur dazu führen, dass die Translationswissenschaft, deren disziplinärer Status in der akademischen Forschungslandschaft noch immer nicht unumstritten ist, den Anschluss an das Wissenschaftssystem verliert.

Auch wenn theoretische Erklärungen translatorischer Phänomene nicht in die – von der Praxis erwarteten – Vorgaben für praktisches Handeln umgesetzt werden können, so können wechselseitige Perturbationen sowohl für die Praxis als auch die Theorie durchaus fruchtbringend sein: Durch die analytische Distanz der Theorie zur Praxis wird translatorisches Tun unter einer anderen Perspektive untersucht. Die dabei gewonnenen Erkenntnisse können PraktikerInnen als Informations- und Reflexionsmittel dienen, wobei es dem Praxis-

⁸ Die Autopoiese Luhmanns kann hier in direkter Verbindung zum soziokulturellen Konstruktivismus, wie ihn etwa Schmidt (1996) vertritt, gesehen werden.

⁹ Aktionsforschung versucht, Theorie und Praxis zu verbinden und fand vor allem im Schulbereich großen Anklang. Zur Entwicklung und Kritik vgl. u.a. Carson/Sumara (1998) und Altrichter (1990).

¹⁰ Zur Problematik der induktiven Forschung in der Translationswissenschaft vgl. Kaindl (1997).

system obliegt, nach eigener Systemlogik das bereitgestellte Wissen zu selektieren und zu bewerten. Umgekehrt kann auch die Praxis das Wissenschaftssystem ‚stören‘, indem sie wertend und unter ihrer systemspezifischen Perspektive in der Theorie gewonnene Erkenntnisse beurteilt. Wesentlich in diesem Zusammenhang ist, dass Theorie und Praxis nicht als hierarchisch unter- bzw. übergeordnete Bereiche, sondern als differentielle Systeme wahrgenommen werden, die einander gleichberechtigt gegenüberstehen.

Theorie und Praxis in der Ausbildung

Was bedeutet die Differenz zwischen Theorie und Praxis nun für die Ausbildung, in der beide Systeme in einer besonderen Konstellation zusammentreffen und vermittelt werden sollen. Das Praxisfeld der Theorie ist in diesem Kontext nicht so sehr die Forschung, als vielmehr die Lehre. In dieser wird modellierte Praxis vermittelt. Die Theorie wird von den meisten Lehrenden dabei auf ihre Praxisnähe bzw. ihren Praxisbezug beurteilt. Praxisnähe kann einerseits als die Verbindung der Theorie zur außeruniversitären Berufsrealität verstanden. Andererseits ist damit auch gemeint, dass Theorie als Instrument erachtet wird, um Handlungsvollzüge der Praxis antizipierend erfassen zu können. Die Existenz von Theorie, vor allem *reiner* Theorie wie so u.a. von Toury (1995: 17) gefordert wird, scheint in diesem Kontext nicht gewünscht zu sein. Sie wird vielmehr als defizitär verstanden, was nicht zuletzt im Bild des Elfenbeinturms der Wissenschaft zum Ausdruck kommt.

Theorie in der Ausbildung wird somit meist als Dienstleistung an der Praxis verstanden, für welche die Theorie entsprechende Instrumente für das berufspraktische Handeln liefern soll. Eine solche Forderung ist aus den jeweiligen Systemdifferenzen jedoch – wie oben ausgeführt – nicht möglich. Dies bedeutet jedoch nicht, dass Theorie – gewissermaßen beziehungslos – zur Praxis auf einer Parallelebene vermittelt werden soll, ohne Verbindungsmöglichkeiten zwischen beiden Systemen. Auch wenn Theorie keine direkt-kausalen Praxisbezüge bieten kann, so trägt sie wesentlich zur Herausbildung einer reflexiven Praxis bei. Dies jedoch nicht so sehr, im Sinne interventionistischer Handlungsvorgaben, sondern, wie zuvor bereits festgestellt, im Sinne einer Perturbation.

Universitäre Ausbildung ist nicht zuletzt auf die Professionalisierung des Berufsstandes von TranslatorInnen ausgerichtet,¹¹ das heißt, universitär ausgebildete TranslatorInnen sollen als ExpertInnen in der Praxis handeln. Das Vorgehen von ExpertInnen ist dabei, wie Risku (1997: 103-115) feststellt, durch ein hohes Maß an *Reflexivität* geprägt, d.h. zwischen dem Handlungswissen einerseits und dem Begriffswissen andererseits besteht ein interaktives Verhältnis.

¹¹ Zur ausführlichen Unterscheidung von Profession und Beruf vgl. Wußler (2002)

ExpertInnen besitzen die Fähigkeit zur *Generalisierung*, d.h. sie gehen von einer umfassenden Problemrepräsentation aus. Darüber hinaus zeichnet sie hohe *Flexibilität* aus, mit anderen Worten, sie können konkrete Probleme in abstrakten Kategorien erfassen und dadurch situationsangepasst handeln. Des Weiteren sind ExpertInnen fähig, vorhandenes *Wissen zu transformieren*, also durch qualitative Analysen das Wahrgenommene je nach Situation zu modifizieren und in bestehendes Wissen zu integrieren. Daraus ergibt sich ein weiteres Merkmal, nämlich die *Prozeduralität* des Wissens: bei ExpertInnen sind deklarative und prozedurale Reflexion eng miteinander vernetzt. Gleichzeitig besitzen sie die Fähigkeit der *Verbalisierung*, d.h. sie externalisieren und evaluieren ihre Handlungen durch verbale Reflexion. Und schließlich fühlen sich ExpertInnen auch verantwortlich für die Resultate ihrer Handlungen, wodurch wiederum die Bereitschaft entsteht, initiativ Handlungen zur Problemlösung zu setzen (*Identifikation und Motivation*). Die dazu nötige theoretische Komponente im Studium dient – im Sinne eines ExpertInnentums – nicht dazu, gängiges Praxisdenken einzuüben und die bestehende Berufskultur zu perpetuieren, sondern vielmehr diese zu hinterfragen, zu perturbieren. In diesem Sinne bedeutet Praxisnähe und Praxisbezug der Theorie in der Ausbildung nicht den Nachvollzug der bestehenden Praxis durch die Bereitstellung von praktikablen Dienstleistungsangeboten. Die Praxisrelevanz der Theorie während des Studiums besteht vielmehr darin, innovative Perspektiven auf die Praxis zu werfen und so zur Bildung einer reflexiven Praxis bei den AbsolventInnen beizutragen.

Fazit

Mit einer systembezogenen Betrachtungsweise lässt sich die Spannung zwischen Theorie und Praxis zwar nicht auflösen, jedoch trägt sie zu einer Erklärung der Differenzen zwischen beiden Bereichen bei. Richtig verstanden, müssen diese Differenzen dabei kein Problem darstellen, sondern können durchaus fruchtbar in den jeweiligen Systemen wirken, sofern berücksichtigt wird, dass sich Praxis nicht auf theoretische Erkenntnisse reduzieren lässt, ebenso wenig wie Theorie ein Set von praktischen Handlungsanweisungen liefern kann. Beide können einander von außen *stören*, wobei es den jeweiligen Funktionssystemen obliegt, in welcher Form sie die Perturbation in die eigenen Kommunikationsvorgänge integriert. Die begrifflich häufig unscharfe Forderung nach Praxisnähe der Theorie, wie sie sowohl von TheoretikerInnen als auch PraktikerInnen erhoben wird, bedeutet unter dieser Perspektive, dass Theorie einerseits Praxis als empirische Quelle verwendet, die nach den Leitdifferenzen des Wissenschaftssystems untersucht wird, und andererseits dass Theorie die gängige Praxis hinterfragt und neue Praxisformen entwirft. Die dabei gewonnenen Erkenntnisse können wiederum von der Praxis evaluativ aufgegriffen und systemselektiv integriert

werden.

Literaturverzeichnis

- Altrichter, Herbert (1990): *Ist das noch Wissenschaft? Darstellung und wissenschaftstheoretische Diskussion einer von Lehrern betriebenen Aktionsforschung*. München: Profil-Verlag.
- Beaugrande, Robert de (2000): „The dialectical utopia of theory and practice in translation“. In: Schmitt, Peter A. (Hg.) (2000): *Paradigmenwechsel in der Translation: Festschrift für Albrecht Neubert zum 70. Geburtstag*. Tübingen: Stauffenburg. 27-40.
- Berglund, Lars O. (1990): „The search of social significance“. *Lebende Sprachen* 4 (1990). 145-151.
- Carson, Terrance R.; Sumara, Dennis (1998): *Action research as a living practice*. New York etc.: Peter Lang.
- Chesterman, Andrew; Wagner, Emma (2002): *Can theory help translators?: a dialogue between the ivory tower and the wordface*. Manchester: St. Jerome.
- Gile, Daniel (1994): „Opening up in Interpreting Studies“. In: Snell-Hornby, Mary; Pöchhacker, Franz; Kaindl, Klaus (Eds.) (1994): *Translation Studies – An Interdiscipline*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins. 149-158.
- Hartmann, Peter (1970): „Übersetzen als Thema im linguistischen Aufgabenbereich“. In: Hartmann, Peter; Vinay, Henri (Hg.) (1970): *Sprachwissenschaft und Übersetzen*. Symposium an der Universität Heidelberg 24.2.-26.2.1969. München: Hueber. 12-32.
- Hatim, Basil (2001): *Teaching and researching translation*. Harlow etc.: Longman.
- Hermans, Theo (1999): *Translation in Systems: descriptive and systemic approaches explained*. Manchester: St. Jerome.
- Hewson, Lance; Martin, Jacky (1991): *Redefining Translation. The Variational Approach*. London: Routledge.
- Kaindl, Klaus (1997): „Wege der Translationswissenschaft: Ein Beitrag zu ihrer disziplinären Profilierung“. *TextConText* 4 (1997). 221-246.
- Kaiser-Cooke, Michèle (2003): *Translation, Evolution und Cyberspace. Eine Synthese von Theorie, Praxis und Lehre*. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Königs, Frank G (1986): „Der Vorgang des Übersetzens: Theoretische Modelle und praktischer Vollzug. Zum Verhältnis von Theorie und Praxis in der Übersetzungswissenschaft“. *Lebende Sprachen* 1 (1986). 5-12.

- Luhmann, Niklas (1984) *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Maturana, Humberto R.; Varela, Francisco J. (1987): *Der Baum der Erkenntnis: die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens*. München: Goldmann.
- Pym, Anthony (1992): *Translation and Text Transfer. An Essay on the Principles of Intercultural Communication*. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Reese-Schäfer, Walter (1992). *Luhmann zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Reiß, Katharina (1995): *Grundfragen der Übersetzungswissenschaft. Wiener Vorlesungen von Katharina Reiß*. Hrsg. v. Mary Snell-Hornby; Mira Kadric. Wien: WUV-Verlag.
- Risku, Hanna (1997): *Translatorische Kompetenz. Kognitive Grundlagen des Übersetzens als Expertentätigkeit*. Tübingen: Stauffenburg.
- Sasse, Hinrich (1991): „Theorie vs. Praxis – ein Dauerbrenner?“. In: *Lebende Sprachen* 4 (1991). 154-155.
- Schmidt, Siegfried J. (1996): *Kognitive Autonomie und soziale Orientierung. Konstruktivistische Bemerkungen zum Zusammenhang von Kognition, Kommunikation, Medien und Kultur*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Sinner, Carsten (2002): „Zu Theorie und Praxis des Übersetzens in der Übersetzerausbildung“. *Lebende Sprachen* 3 (2002). 101-110.
- Toury, Gideon (1995): *Descriptive Translation Studies and Beyond*. Amsterdam, Philadelphia: Benjamins.
- Vermeer, Hans J. (1996): *Die Welt in der wir übersetzen. Drei translologische Überlegungen zu Realität, Vergleich und Prozeß*. Heidelberg: TextConText-Verlag.
- Wilss, Wolfram (1983): „Zum Theorie/Praxis-Bezug in der Übersetzungswissenschaft“. In: *Vierzig Jahre Institut für Übersetzer- und Dolmetscherausbildung der Universität Wien*. Tulln: Dr. D. Ott-Verlag. 127-139.
- Wilss, Wolfram (1991): „Zur Praxisrelevanz der Übersetzungswissenschaft“. *Lebende Sprachen* 1. 1-7.
- Wußler, Annette (2002): *Translation: Praxis, Wissenschaft und universitäre Ausbildung*. Innsbruck: unveröffentl. Diss.



Wolfgang Pöckl

Fußnote zur Fachgeschichte: Deutschsprachige Einführungen in die Übersetzungs-/Translationswissenschaft

Vor knapp dreißig Jahren wurde mir, unmittelbar nach Ablegung der Magisterprüfung, am Institut für Romanistik der Universität Salzburg ein Lehrauftrag für eine „Einführung in die romanische Sprachwissenschaft“ erteilt (sowie für drei weitere Proseminare: Die Universitäten scheinen damals noch unbegrenztes Vertrauen in die Qualifikation ihrer Absolventen und viel Geld gehabt zu haben). Die Lehrveranstaltung war erst wenige Semester zuvor auf hartnäckiges Betreiben der Studierendenvertretung in das Programm aufgenommen worden, es gab also weder eine Tradition noch Lehrende, von deren solider Erfahrung der Neuling hätte profitieren können. Zu meiner Überraschung stellte ich überdies fest, dass auch kein Lehrbuch auf dem Markt war, dessen Inhalt für ein studentisches Publikum geeignet gewesen wäre, welches einerseits vielfach keine Kenntnisse in den klassischen Sprachen mitbrachte, andererseits aber mit neueren Subdisziplinen des Fachs wie Sozio-, Text- oder Pragmalinguistik vertraut gemacht werden wollte. Aus der Not, ein geeignetes Menü zusammenstellen zu müssen, ist nach und nach ein Konzept geworden, das ich gemeinsam mit meinem in methodologischen Fragen und einigen romanischen Sprachen sehr viel kompetenteren Kollegen Franz Rainer zu einem *Romanistischen Arbeitsheft* ausgestaltet habe (Pöckl/Rainer 1990, ²1994, ³2003; die letzte, neu bearbeitete Auflage unter Mitarbeit von Bernhard Pöll).

Dass hier im deutschsprachigen Raum tatsächlich eine Lücke bestanden hat, bestätigt auch Martin-Dietrich Gleßgen (2000: 202), der in seiner umfassenden Analyse des romanistischen Kanons aus der Sicht der *manuels* (also Lehrwerke und Handbücher) unter der Überschrift „paradigme actuel“ außer der genannten Einführung nur in anderen Sprachen geschriebene Werke auflistet – ausgenommen das *Lexikon der Romanistischen Linguistik* (Holtus/Metzeltin/Schmitt 1988-2001), das aber natürlich nicht unter die Propädeutika gezählt werden kann.

Nun stehe ich nach meinem Wechsel an das Institut für Translationswissenschaft der Universität Innsbruck in einer anderen Disziplin vor einer analogen Aufgabe. Ein vor kurzem in Kraft getretener Studienplan sieht Lehrveranstaltungen – präzise gesprochen eine Vorlesung und ein Proseminar – mit dem festgelegten Titel „Einführung in die Translationswissenschaft“ vor. Aber während in dem altherwürdigen Fach Romanistik längere Zeit keine für deutsch-

sprachige Erstsemestrige tauglichen Einführungen existierten, bietet sich in der Übersetzungs- und Dolmetschwissenschaft ein konträres Bild. Es scheint auf dem deutschen Buchmarkt mehr propädeutische Werke als akademische Ausbildungsstätten zu geben. Verglichen mit der Situation in anderen Ländern könnte man von der Textsorte Einführung das sagen, was Theodor Mundt von der Novelle behauptet hat, als er sie „ein deutsches Haustier“ nannte, denn translationswissenschaftliche Grundlagenwerke mit didaktischem Anspruch sind in anderen Kulturräumen eher Mangelware. Natürlich wäre es nun interessant zu eruieren, wer diese vielen konkurrierenden, teilweise komplementären Werke liest und wer sie kauft (die Relation zwischen Angebot und potentiellen KäuferInnen scheint ja eher ungünstig zu sein), ob Studierende hauptsächlich die Publikationen ihrer eigenen DozentInnen erwerben (oder – zum Schaden der verlegerischen Kalkulation – kopieren) etc. Solche Aspekte der Marktforschung sollen jedoch einer anderen Untersuchung vorbehalten bleiben. In diesem kleinen Beitrag kann es nur um einen eher stichprobenartigen Vergleich von Ansätzen und Inhalten gehen, der einen Hinweis darauf geben soll, wie groß einerseits die Überschneidungen und andererseits die Unterschiede in der Ausrichtung sind.

Um die Fülle des Angebots etwas zu sortieren, kann man zunächst von einer Reihe äußerlicher Kriterien ausgehen.

Chronologische Staffelung

Streng genommen dürfte man eine Publikation wie Güttinger (1963) nicht in die Liste der hier diskutierten Werke aufnehmen, denn sie gehört aus heutiger Sicht einem „vorwissenschaftlichen Paradigma“ an und wird sicher nirgends (mehr) als Einführung gelesen. Güttinger weiß noch nichts von einer Übersetzungswissenschaft und scheint eine solche auch nicht herbeireden oder herbeiwünschen zu wollen. Andererseits beziehen sich ganz neue Veröffentlichungen (z.B. Kohlmayer 2004) ausdrücklich auf sein Buch und nehmen es engagiert vor der Behauptung in Schutz, es sei definitiv überholt. In den siebziger Jahren tritt die linguistisch inspirierte Übersetzungswissenschaft in Form von Albrecht (1973; das Werk versteht sich wohl noch nicht als genuin übersetzungswissenschaftlich), Wilss (1977; mit entschieden mehr szientistischem als didaktischem Impetus) und Koller (1979; 2004) auf den Plan. Sie beherrschen die Szene etwa ein Jahrzehnt. Das kleine Heftchen von Ammann (1989) leitet dann eine Flut von einführenden Werken ein, die großteils einem neuen, mehr oder weniger prononciert antilinguistischen Paradigma verpflichtet sind, wobei die besonders mit Reiß/Vermeer (1984) pathetisch vorgetragene Forderung nach Autonomie des Fachs nicht allein sachlich begründet ist, sondern wohl auch im Dienst einer ersehnten institutionellen Abnabelung steht.

Zielpublikum

Die hier besprochenen Werke richten sich überwiegend an Studierende der ersten Semester (z.B. Ammann 1989, Reiß 1995, Knauer 1998), andere sehen ihre Publikation auch noch als mögliche Grundlage der Vorbereitung auf eine Abschlussprüfung (z. B. Koller 1979, Prunč 2001, Salevsky 2002). Das *Handbuch Translation* (Snell-Hornby et al. 1998) sollte natürlich schon dem Anfänger vertraut sein, wird sich ihm aber nicht in jeder Hinsicht ohne Vorbereitung erschließen, denn es will auch dem Spezialisten noch relevante Information bieten. Eines gesonderten Kommentars bedarf Kautz (2000, ²2002): Das *Handbuch Didaktik des Übersetzens und Dolmetschens* ist als Auftragswerk entstanden und richtet sich laut Vorwort an Lehrer an Goethe-Instituten; tatsächlich aber ist es aus verschiedenen Gründen (cf. Pöckl 2003) auch eine umfassende Einführung für Studierende; dass vereinzelt die Perspektive bedacht werden muss, erschwert die Lektüre gewiss nicht, sondern trägt im Gegenteil zur Erhellung mancher Probleme bei.

Inhaltliche Akzentuierung

Die Translationswissenschaft ist konzeptionell und institutionell im deutschsprachigen Raum ein Kind der achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts. Der Begriff beginnt um 1990 in einführenden Werken zu erscheinen. Aber auch danach gibt es noch Propädeutika, die speziell dem Übersetzen gewidmet sind und das Dolmetschen mehr oder weniger bewusst ausklammern (z.B. Stolze 1994; Gerzymisch-Arbogast 1994; Reiß 1995). Spezifisch dolmetschwissenschaftliche Einführungen sind dagegen bislang noch nicht publiziert worden.

Einige der hier als Einführungen apostrophierten Werke deklarieren sich nicht als *translationswissenschaftliche* Propädeutika, sondern als Werke, in denen über das (richtige?) Übersetzen und seine Probleme diskutiert wird – so insbesondere Nord (1993) und Macheiner (1995/2004). Andererseits heben sich diese Arbeiten deutlich von Übungsbüchern mit konkretem Anleitungscharakter ab, die grundsätzlich auf ein konkretes Sprachenpaar fokussiert sind (z.B. Henschelmann 1999, Arend-Schwarz/Lieber 1991). Ob man solche Publikationen in die Rubrik Übersetzungswissenschaft einreicht, hängt wohl auch davon ab, ob man, grob gesprochen, als universitäres Ausbildungsziel qualifizierte, marktaugliche ÜbersetzerInnen oder translationswissenschaftlich versierte Abgänger anvisiert. Stärker berufspraktisch als auf die Theorie hin orientiert sind auch Kapp (1974) und der als Nachfolgewerk konzipierte, didaktisch sehr gefällig aufbereitete Band Best/Kalina (2002). Obwohl es für viele TranslationswissenschaftlerInnen eine ausgemachte Sache ist, dass Literaturübersetzen nicht in ihren Einzugsbereich fällt, bleibt dies in den Publikationstiteln oft unausge-

sprochen. Dagegen ist die Fachübersetzung Gegenstand eigener Studienbücher (cf. insbesondere Stolze 1999).

Aus welchen Sprach- bzw. Kulturräumen die in den Einführungen diskutierten Beispiele stammen, hängt naturgemäß primär von den Kompetenzen der AutorInnen ab. Im Allgemeinen bleibt das Spektrum auf die großen SAE-Sprachen (in der Terminologie Whorfs) beschränkt, kulturspezifische Probleme werden gelegentlich nach der *relata-refero*-Methode auch an „exotischeren“ Beispielen erläutert. Als wohltuend authentisch hervorzuheben sind hier die Erfahrungen von Kautz (2000), der viele Jahre als Dolmetscher und Übersetzer in China verbracht hat. Generell richten sich die auf dem Markt befindlichen Einführungen aber an alle Studierenden der Translationswissenschaft. Eine Ausnahme bildet Knauer (1998), deren *Grundkurs Übersetzungswissenschaft Französisch* in einer speziell dem Französischen gewidmeten Reihe (UNI WISSEN FRANZÖSISCH) erschienen ist. Zu betonen wäre allerdings, dass der Titel irreführend sein könnte, da dem Dolmetschen darin fast ebenso viel Platz eingeräumt wird wie dem Übersetzen.

Aufbau und Anlage

Erfahrungsgemäß werden einführende Werke zweckmäßigerweise von einer einzigen Person oder einem gut eingespielten Team geschrieben, damit das Werk eine einheitliche Perspektive, ein Maximum an Kohärenz und ein Minimum an Redundanz aufweist, also, wie man umgangssprachlich sagen würde, aus einem Guss ist. Die Mehrzahl der besprochenen Werke erfüllt dieses Kriterium auch. Zwei der Publikationen sind Vorlesungsnachschriften: Reiß 1995 wurde vor der Edition sorgfältig redigiert und wohl auch kondensiert, Salevsky (2002) dagegen auf der Basis des gesprochenen Wortes erstellt, weshalb der Text viele Wiederholungen aufweist, die im Vortrag sicher sinnvoll sind, in der gedruckten Version aber hätten getilgt werden können.

Ein anderer Weg, das Fachgebiet abzuschreiten, besteht darin, es in einzelne Parzellen zu zerlegen und die so entstandenen Teile einzelnen AutorInnen zur Bearbeitung zu übertragen. Auf diese Weise verfahren Kapp (1974) und Kalina/Best (2002). Im *Handbuch Translation* (Snell-Hornby et al. 1998) ist der Gegenstandsbereich in 114 Segmente aufgeteilt, die meistens – aber nicht in jedem Fall – von einem/r ausgewiesenen Spezialisten/in bearbeitet sind. Dass man über Nachschlagewerke dieser Art den Eindruck von Objektivität erwecken und dennoch gewisse Konzeptionen wirkungsvoll favorisieren sowie andere ausschließen kann, muss nicht eigens betont werden.

Die vorangehende Charakterisierung nach vier Kriterien sollte vor allem daran erinnern, dass Einführungen keine homogene Textsorte darstellen, sondern

letztlich doch relativ unterschiedlichen Bedürfnissen entgegenzukommen versuchen. In der Folge möchte ich jene sieben inhaltlichen Komponenten kurz diskutieren, die ich auf Grund didaktischer Erfahrungen – also nicht willkürlich – ausgewählt und für den Vergleich herangezogen habe. Die schematische Zusammenfassung in Form einer Tabelle am Ende des Beitrags soll verdeutlichen, wo die jeweiligen Einführungen ihre Schwerpunkte setzen, welche Bereiche eher ausgespart bleiben und welche Verschiebungen sich im Lauf der Entwicklung abzeichnen.

I. Übersetzen, Dolmetschen, Translation

Besonders in den Geisteswissenschaften ist es üblich, dass die Studierenden in einem frühen Stadium des Studiums etwas über die Geschichte ihres Fachs und die Entwicklung der elementaren Terminologie erfahren (vergleichbar wären in der Romanistik Fragen wie: Seit wann gibt es ein Fach dieses Namens? Was bedeutet ‚Philologie‘ in der ursprünglichen Bezeichnung der Disziplin? Sind *Sprachwissenschaft* und *Linguistik* Synonyme?) In der Translationswissenschaft stehen wir vor dem – für den Anfänger erklärungsbedürftigen – Phänomen, dass in kanonischen Texten der Disziplin die Bezeichnungen mit einer anderen Semantik belegt sind als heute (cf. Luthers *Sendbrief vom Dolmetschen* oder Schleiermachers Unterscheidung zwischen Übersetzen und Dolmetschen). Ebenso nach Erläuterung verlangt der aktuelle Name der Disziplin, der noch so ungewohnt ist, dass die dafür zuständigen Institute im Fächerkatalog der Universitäten vorsichtshalber immer noch lieber unter dem Banner „Übersetzen und Dolmetschen“ segeln als unter dem eher dem internen Gebrauch vorbehaltenen Namen „Translationswissenschaft“, um nicht potenzielle Kundenschaft unter den Studienanfängern zu verlieren (cf. z.B. die Homepage der Universität Innsbruck).

Es ist also keine Pedanterie, wenn Studierende über diese grundlegenden terminologischen Probleme und über die Wortgeschichte jener Ausdrücke, die sie im Hörsaal täglich verwenden, aufgeklärt werden. – Dass eine philologisch befriedigende Geschichte der betreffenden Wörter (und das gilt auch für das mittel- bzw. neulat. *traducere* sowie die etymologisch auf *traducere* zurückzuführenden romanischen Verben samt nominalen Derivaten) bisher nicht geschrieben ist, steht auf einem anderen Blatt (cf. z.B. Pöckl 2004) und spielt für die Bedürfnisse einer Einführung keine Rolle.

II. Hilfsmittel

Möglicherweise ist meiner vorhin im Zusammenhang mit dem Ausbildungsziel

gestellten Frage, wie man sich die AbgängerInnen unseres Studiengangs vorstellen möchte, eine leicht polemische Note unterstellt worden. Eine solche war jedoch keineswegs beabsichtigt; allerdings neigt ein als Philologe sozialisierter Übersetzungswissenschaftler naturgemäß dazu, Studienpläne und -inhalte beider Disziplinen zu vergleichen. Wenn man nun an den Traditionen der philologischen Fächer Maß nimmt, so weiß man, dass im ersten Semester unerbittlich die Technik des Bibliographierens erlernt werden muss. Von dieser meist ungeliebten Tätigkeit hört man in den Einführungen gar nichts, und das mag seinen guten Grund haben: Bis vor kurzem gab es gar keine periodische Bibliographie der Translationswissenschaft; seit 1998 existiert immerhin die freilich recht schmale und subjektiv-selektive *Bibliography of Translation Studies* (Bowker/Kenny/Pearson 1998ff), die für Oktober 2004 als Online-Version (www.benjamins.com/online) angekündigt ist. Von Bibliographien – allerdings nur abgeschlossenen – weiß lediglich Salevsky (2002) zu berichten. Ob es sich ein universitäres Fach leisten kann, auf die bibliographische Erfassung seiner Veröffentlichungen zu verzichten, ohne sich in seiner Identität gefährdet zu sehen, ist eine Frage, die nicht hier zu diskutieren ist (grundsätzlich dagegen sehr wohl), aber es bleibt anzumerken, dass dieser Mangel erstaunlicherweise in keiner einzigen mir bekannten translationswissenschaftlichen Publikation – und a fortiori natürlich in keiner Einführung – angesprochen wird.

Hilfsmittel anderer Art werden dagegen in mehreren, jedoch bei weitem nicht in allen Einführungen besprochen. Die Übersicht über die Typen von Wörterbüchern bleibt durchweg knapp. Viele in der Praxis vorkommende Probleme wären oft leichter zu lösen, wenn man wüsste, dass es Wörterbücher gibt, die auf scheinbar schwer zu lösende Fragen umgehend Antwort geben, wenn man sie nur richtig zu konsultieren weiß.

Terminologiedatenbanken und Paralleltexte werden verschiedentlich als Hilfsmittel erwähnt. Dass auch Personen, also in der Regel Fachleute, zu den in der Praxis (vielleicht zu selten) „benutzten Hilfsmitteln“ gehören, wie aus der einschlägigen Untersuchung von Britta Nord (2002) hervorgeht, steht nur im Kapitel *Recherchieren* bei Ammann (1989: 92-96), dem einzigen Werk unserer Liste übrigens, in dem auch auf Aspekte des sogenannten wissenschaftlichen Arbeitens eingegangen wird (cf. bes. S. 22).

III. Faux amis

Das Phänomen der Falschen Freunde gilt in der Kontrastiven Sprachwissenschaft als „spektakulärer“ und gefährlicher Fall von Irreführung der Sprecher durch die Sprachen. Die TranslationswissenschaftlerInnen, die sich stärker der Linguistik verpflichtet fühlen, besprechen diese Erscheinung in ihren einführen-

den Werken auch, jedoch ohne sich definitiv zu exponieren (es steht ja die Frage im Raum, ob nur etymologisch zusammengehörige Wörter wie engl. *exit*, span. *éxito*, dt. *Exitus* unter diese Bezeichnung fallen oder auch zufällig entstandene Ähnlichkeiten wie it. *caldo*, dt. *kalt*, bzw. „Mischtypen“ wie it. *salire*, span. *salir*, frz. *salir*; oder ab wann man trotz äußerer graphischer oder lautlicher Ähnlichkeit kaum mehr von *faux amis* spricht, wie z.B. bei dt. *Verrat* vs. frz. *verrat* ‚Eber‘).

Nach dem *cultural turn* der Translationswissenschaft, der ja, so liest man häufig, mit der Wende vom „zeichenorientierten“ zum „sinnorientierten“ Übersetzen verbunden ist, dürfte die Erscheinung ihre Faszination eingebüßt haben. Tendenziell lässt sich diese Vermutung auch in der Matrix am Ende des Beitrags ablesen. Wie man die Studierenden (und späteren ÜbersetzerInnen/ DolmetscherInnen) davor bewahrt, auf die verführerische Ähnlichkeit der Zeichen hereinzufallen, müsste in der modernen Translationswissenschaft auf der Ebene der Didaktik aber doch wohl noch – bzw. wieder – diskutiert werden.

IV. Stegreifübersetzen

Lange Zeit gehörte das Stegreifübersetzen zu den Standardübungen in der Übersetzerausbildung und zu den obligatorischen Prüfungsteilen. Mit der Begründung, dass es in der Praxis selten vorkomme, verschwindet es mehr und mehr aus dem Repertoire. Aber nicht nur in der praktischen Ausbildung befindet es sich auf dem Rückzug, auch theoretisch hat sich selten jemand mit dieser spezifischen Translationsform beschäftigt (cf. jedoch die jüngste Studie von Agrioglio 2002/2004 aus der Sicht einer Dolmetscherin).

Die Streichung aus dem Curriculum könnte sich jedoch als nicht besonders weitblickende Maßnahme erweisen. Mit zunehmender Verbesserung der Technik der Spracherkennung wird der Translator der Zukunft möglicherweise vor seinem Diktiergerät sitzen und die Übersetzung nicht mehr selbst eintippen, sondern den gesprochenen und anschließend maschinell ausgedruckten zielsprachlichen Text nur mehr korrigieren (dabei ist eher an Texte wie Memoiren von prominenten Persönlichkeiten zu denken, die ja schnell auf den Markt kommen müssen, weniger an terminologisch komplexe Fachtexte). Je besser entwickelt die Stegreiftechnik, desto weniger Korrekturen werden vorzunehmen sein.

Von allen VerfasserInnen von Einführungen sieht nur Kautz (2000) einen didaktischen Nutzen im Stegreifübersetzen (neben das er übrigens das Stegreifdolmetschen stellt), wenngleich er nicht auf die mögliche zukünftige Bedeutung dieses Übungstyps eingeht. In anderen Werken wird allenfalls die Existenz en passant erwähnt.

V. Community Interpreting

Neben die traditionellen und prestigebesetzten Formen des Dolmetschens (Konferenz- und Mediendolmetschen) tritt in jüngster Zeit vermehrt das (von Franz Pöchhacker auf deutsch so bezeichnete) Kommunaldolmetschen. Dieses wird in der Einführungsliteratur zum ersten Mal bei Ammann (1989) erwähnt. Die Werke, die berufspraktischen Gesichtspunkten weniger Raum geben, gehen auf diese neue, verantwortungsvolle Tätigkeit gar nicht oder nur am Rande ein. Das *Handbuch Translation* und Best/Kalina enthalten jedoch einen eigenen Abschnitt über das Community Interpreting, das in absehbarer Zeit auch in unseren Breiten einen markanten Professionalisierungsschub erfahren wird und daher heute in der Ausbildung nicht mehr vernachlässigt werden sollte.

VI. Berufsethik

Die Charakterisierung des Übersetzers als eines Dieners zweier Herren oder die auf ebendiese Aporie gemünzte Paronomasie *traduttore traditore* verweisen auf den Konflikt, der bei jeder Übersetzung ausgetragen werden muss. Beim Dolmetschen – auf diplomatischer Ebene wie beim oft mindestens genauso heiklen Kommunaldolmetschen – kann der ethische Aspekt noch stärker in den Vordergrund rücken. Die Skoposlehre hat mit der Polemik gegen das „heilige Original“ und der gleichzeitigen Heiligsprechung des Auftrag(geber)s das Problem theoretisch gelöst, denn für sie gibt es keinen Zweifel darüber, welche Konsequenz der Translator aus dem Umstand zu ziehen hat, dass (im konkreten Fall Vertrags-)Texte immer einen Interpretationsspielraum lassen:

Es gibt [...] einen fachlichen Zwang, sich bei der Übertragung für eine der beiden Parteien zu entscheiden. Daneben besteht aber auch ein moralischer Zwang zur Parteilichkeit, weil der Übersetzer oder Dolmetscher schließlich von einer der beiden Parteien als ihr Sprachsachverständiger verpflichtet und bezahlt wird und sie damit vertritt. In dieser Situation ist er seinem Auftraggeber gegenüber verpflichtet, ihn auf Fehler [scil.: im Original] aufmerksam zu machen, die andere Partei sogar zu übervorteilen (Stellbrink 1987: 33).

Innerhalb der funktionalistischen Schule hat Christiane Nord mit der Einführung des Loyalitätsbegriffs die radikale Doktrin entschärft (und damit z.B. den in der Literatur mehrfach beschriebenen klassischen Loyalitätskonflikt der Kommunaldolmetscher „beschreibbar“ gemacht). Unabhängig von der eingenommenen Position scheint mir jedoch wichtig, dass die Studierenden schon früh auf mögliche moralische Konfliktsituationen vorbereitet werden und eine Sensibilisierung für die möglichen Folgen ihrer beruflichen Aktivität stattfindet. In dieser Hinsicht gibt es in den einführenden Werken unbestreitbar noch größeren

Nachholbedarf.

VII. Feministische Translation

Der Umstand, dass nicht nur die Studierenden der Translationswissenschaft zu einem äußerst hohen Prozentsatz weiblich sind, sondern auch die weiblichen Lehrenden längst in der Überzahl sind (nicht zuletzt auch als Verfasserinnen von Einführungen), fordert gewissermaßen die Frage heraus, für wie bestimmend Verfasser und insbesondere Verfasserinnen von Propädeutika den feministischen Ansatz in der Translationswissenschaft halten.

Das Ergebnis fällt etwas überraschend aus. Das *Handbuch Translation* hat dazu ein eigenes Kapitel aus berufener Feder (Luise von Flotow), Salevsky (2002: 328ff) behandelt nur „Bibelübersetzungen bei einem weiblich geprägten Gottesbild“, dagegen referiert Erich Prunč (2001: 263ff) feministische Positionen relativ ausführlich. Die übrigen AutorInnen halten den feministischen Zugang offenbar nicht für repräsentativ genug, um ihn in ein einführendes Werk aufzunehmen.

Aus den vorangegangenen Kommentaren zu den inhaltlichen Komponenten I – VII dürfte klar geworden sein, was in der nachstehenden Tabelle abgebildet werden soll: Nicht der Anteil an unbestrittenem Kernstoff – eine solche Analyse hätte ein triviales Ergebnis erbracht –, sondern die Abdeckung der – so möchte ich es nennen – zentrumsnahen Peripherie. Dabei bedeutet ein leeres Feld nicht unbedingt ein Defizit; dass sich Einführungen in die Übersetzungswissenschaft nicht über Belange des Dolmetschens äußern, wird man fraglos konzederieren. Jene Werke, die viele Felder mit einem x (oder sogar mit einem Doppel-x) aufweisen, sind von AutorInnen geschrieben, denen daran gelegen ist, den Facettenreichtum der Disziplin zu zeigen. Dass die Zuerkennung eines x öfters eine Angelegenheit der subjektiven Einschätzung war, braucht sicherlich nicht eigens unterstrichen zu werden.

VerfasserInnen/HerausgeberInnen	I	II	III	IV	V	VI	VI
Güttinger (1963)		x	x				
Albrecht (1973)			x				
Kapp (1974)	x						
Wilss (1977)	x						
Koller (1979)	x		x			x	
Ammann (1989)	x	xx			x	x	
Nord (1993)	x		x			x	
Gerzymisch-Arbogast (1994)			x				
Reiß (1995)	x						
Macheiner (1995)	x		xx		x		
Snell-Hornby et al. (1998)	x	x	x	x	x	x	x
Knauer (1998)	x	x		x		x	
Stolze (1999)		x					
Kautz (2000)	x	xx	x	x	x	x	
Prunč (2001)	xx				x	x	x
Salevsky (2002)	xx	xx				x	x
Best/Kalina (2002)		x			xx	x	

Literaturverzeichnis

Agrifoglio, Marjorie (2002/2004): Sight translation and interpreting: A comparative analysis of constraints and failures. In: *Interpreting* 6/1. 43-68.

Albrecht, Jörn (1973): *Linguistik und Übersetzung*. Tübingen: Niemeyer (= Romanistische Arbeitshefte 4).

Ammann, Margret (1989): *Grundlagen der modernen Translationstheorie – Ein Leitfaden für Studierende*. Heidelberg: Selbstverlag.

Arend-Schwarz, Elisabeth; Lieber, Maria (1991): *Übersetzung Italienisch-Deutsch. Ein Arbeitsbuch mit kommentierten Übersetzungen*. München: Hueber.

Best, Joanna; Kalina, Sylvia (Hg.) (2002): *Übersetzen und Dolmetschen. Eine Orientierungshilfe*. Tübingen – Basel: Francke (= UTB 2329).

Bowker, Lynne; Kenny, Dorothy; Pearson, Jennifer (Eds.) (1998 ff): *Bibliography of Translation Studies*. Manchester: St. Jerome.

Gerzymisch-Arbogast, Heidrun (1994): *Übersetzungswissenschaftliches Propädeutikum*. Tübingen – Basel: Francke (= UTB 1782).

- Gleißgen, Martin-Dietrich (2000): „Les manuels de linguistique romane, source pour l’histoire d’un canon disciplinaire.“ In: Dahmen, Wolfgang, et al. (Hg.): *Kanonbildung in der Romanistik und in den Nachbardisziplinen. Romanistisches Kolloquium XIV*. Tübingen: Narr (= TBL 449). 189-259.
- Güttinger, Fritz (1963): *Zielsprache. Theorie und Technik des Übersetzens*. Zürich: Manesse.
- Holtus, Günter; Metzeltin, Michael; Schmitt, Christian (Hg.) (1988-2001): *Lexikon der Romanistischen Linguistik (LRL)*. Bd. I – VII. Tübingen: Niemeyer.
- Henschelmann, Käthe (1999): *Problembewußtes Übersetzen Französisch – Deutsch. Ein Arbeitsbuch*. Tübingen: Narr (= Narr Studienbücher).
- Kapp, Volker (Hg.) (1974): *Übersetzer und Dolmetscher. Theoretische Grundlagen, Ausbildung, Berufspraxis*. Heidelberg: Quelle & Meyer (= UTB 325).
- Kautz, Ulrich (2000, ²2002): *Handbuch Didaktik des Übersetzens und Dolmetschens*. München: iudicium.
- Knauer, Gabriele (1998): *Grundkurs Übersetzungswissenschaft Französisch*. Stuttgart – Düsseldorf - Leipzig: Klett (= Uni Wissen Französisch).
- Kohlmayer, Rainer (2004): „Einfühlungsvermögen – Von den menschlichen Grundlagen des Literaturübersetzens.“ In: Kohlmayer, Rainer; Pöckl, Wolfgang (Hg.): *Literarisches und mediales Übersetzen. Aufsätze zu Theorie und Praxis einer gelehrten Kunst*. Frankfurt am Main: Lang. 11-30.
- Koller, Werner (1979, ⁷2004): *Einführung in die Übersetzungswissenschaft*. Heidelberg: Quelle & Meyer (= UTB 819).
- Macheiner, Judith (1995): *Übersetzen. Ein Vademecum*. Frankfurt am Main: Eichborn. Neuauflage (2004) München: Piper.
- Nord, Christiane (1993): *Einführung in das funktionale Übersetzen. Am Beispiel von Titeln und Überschriften*. Tübingen – Basel: Francke (= UTB 1734).
- Pöckl, Wolfgang; Rainer, Franz; Pöll, Bernhard (³2003): *Einführung in die romanische Sprachwissenschaft*. Tübingen: Niemeyer (= Romanistische Arbeitshefte 33).
- Pöckl, Wolfgang (2003): „Rezension von Ulrich Kautz, *Handbuch Didaktik des Übersetzens und Dolmetschens*.“ In: *Moderne Sprachen* 47. 222-224.
- Pöckl, Wolfgang (2004): „Zur Wortgeschichte von *übersetzen*.“ In: Krisch, Thomas; Lindner, Thomas; Müller, Ulrich (Hg.): *Analecta homini universali dicata. Festschrift für Oswald Panagl zum 65. Geburtstag*. Bd. 1. Stuttgart: Akademischer Verlag. 455-460.
- Reiß, Katharina; Vermeer, Hans J. (1984): *Grundlegung einer allgemeinen*

- Translationstheorie*. Tübingen: Niemeyer.
- Reiß, Katharina (1995): *Grundfragen der Übersetzungswissenschaft. Wiener Vorlesungen*. Hg. von Mary Snell-Hornby und Mira Kadric. Wien: Wiener Universitäts-Verlag.
- Salevsky, Heidemarie (2002): *Translationswissenschaft. Ein Kompendium*. Frankfurt am Main: Lang.
- Snell-Hornby, Mary, et al. (Hg.) (1998, ²1999): *Handbuch Translation*. Tübingen: Stauffenburg (= Stauffenburg Handbücher).
- Stellbrink, Hans-Jürgen (1987): „Der Übersetzer und Dolmetscher beim Abschluß internationaler Verträge.“ In: *TextconText* 2. 32-41.
- Stolze, Radegundis (1994, ²1997): *Übersetzungstheorien. Eine Einführung*. Tübingen: Narr (= Narr Studienbücher).
- Stolze, Radegundis (1999): *Die Fachübersetzung. Eine Einführung*. Tübingen: Narr (= Narr Studienbücher).
- Wilss, Wolfram (1977): *Übersetzungswissenschaft. Probleme und Methoden*. Stuttgart: Klett.

Hildegund Bühler

Translation(swissenschaft) und Terminologie(wissenschaft) im akademischen Fächerkanon. Versuch einer Klärung.

Beim Weltkongreß der Association Internationale de Linguistique Appliquée (AILA) 1972 in Kopenhagen stellt Eugen Wüster erstmals seine "Terminologielehre" als neues interdisziplinäres Fach vor, und Albrecht Neubert hält damals fest, daß ein Beitrag zur Übersetzungswissenschaft erstmals als Plenarvortrag angenommen wurde (vgl. Bühler 1982b). Knapp zehn Jahre später, beim Weltkongreß der AILA 1981 in Lund, wird von mir in einem Vortrag die Zusammenführung dieser beiden Disziplinen General Theory of Terminology and Translation Studies (Bühler 1982b) angesprochen. In den letzten 30 Jahren erfolgte dann die akademische Etablierung dieser beiden Fachrichtungen (zu der dabei auftretenden terminologischen Problematik vgl. Bühler 2000). Für das Meinungsspektrum zum Wissenschaftsbegriff liefert uns Gerhard Budin (vgl. Budin 2001) im Hinblick auf die Terminologiewissenschaft einen Überblick aus wissenschaftstheoretischer Sicht und bietet uns schließlich auch eine pragmatische Lösung an, der ich mich in bezug auf beide Fachrichtungen, die Terminologiewissenschaft und die Translationswissenschaft, anschließen möchte. Ein Fach wäre dann als Wissenschaft, als eigenständige akademische Disziplin ausgewiesen, wenn es die folgenden Kriterien erfüllt: es gibt dazu eigenständige Publikationen, Sammelbände, Zeitschriften etc., es werden eigene Kongresse, Symposien etc. abgehalten, und es gibt in diesem Fachgebiet Forschungsprojekte, universitäre Lehrangebote, Dissertationen, Habilitationen, es werden dafür Lehrkanzeln eingerichtet. Diese Anforderungen werden heute für beide Fachgebiete erfüllt. Was die angedachte Zusammenführung betrifft, so wurde sie im Jahr 2003 mit der Ausschreibung einer Lehrkanzel für "Translatorische Terminologiewissenschaft und Übersetzungstechnologie" am Institut für Übersetzen und Dolmetschen an der Universität Wien realisiert. Heute interessiert uns daher die Klärung des Verhältnisses von Translation(swissenschaft) und Terminologie(wissenschaft) im Hinblick auf ihre Stellung im akademischen Fächerkanon, dargestellt am Beispiel der Universität Wien.

Die Bezeichnung Übersetzungswissenschaft wird Friedrich Schleiermacher zugeschrieben, der vor rund 180 Jahren meinte: "so gewiß es eine Alterthums-wissenschaft gibt, so gewiß muß es auch eine Uebersetzungswissenschaft

geben" (Bühler 2000: 28). Im Jahr 1977 legt dann Wolfram Wilss ein grundlegendes Werk zur Übersetzungswissenschaft vor, in dem er festhält, ihre "Emanzipation von einer präskriptiven, stark philosophisch geprägten Übersetzungstheorie zu einer übersetzungslinguistischen Fachwissenschaft" (Wilss 1977: 8) hätte erst Mitte des 20. Jahrhunderts stattgefunden. Die Theoriebildung mit jeweils verschiedenen Zielsetzungen und Inhalten (zur Orientierung vgl. auch Stolze 1997) führte zu verschiedenen Bezeichnungen, wie Übersetzungswissenschaft, Dolmetschwissenschaft, Translationswissenschaft, Übersetzungstheorie, Translationstheorie, Translationslinguistik, Translatologie, Translatorik (vgl. dazu Bühler 2000). Heute ist in Österreich die Bezeichnung Translationswissenschaft (unter Einbeziehung der Dolmetschwissenschaft - Translation wird dabei als Überbegriff für Übersetzen und Dolmetschen verstanden) eingeführt, die von den Lehrkanzeln gewählt wurde, die für das Fach an den Universitäten in Wien, Graz und Innsbruck eingerichtet sind. Einen Überblick über wissenschaftliche Grundlegung und Praxisfelder vermittelt etwa das "Handbuch Translation" (Snell-Hornby et al. Hg.1998), herausgegeben von der Wiener Lehrkanzelinhaberin, die sich auch für eine Neuorientierung als Interdisziplin einsetzt. Als wichtigstes Ergebnis ist die Emanzipation von einer rein linguistisch-philologisch orientierten Übersetzungswissenschaft anzusehen, sowie die Abgrenzung vom Übersetzen als Fingerübung im Sprachunterricht, das nichts mit der beruflichen Übersetzerpraxis zu tun hat. Im Mittelpunkt steht heute die interlinguale und interkulturelle Fachkommunikation - 95% der Translationstätigkeit (mündlich/schriftlich) findet im Fachsektor statt - zunehmend unterstützt durch den Einsatz neuer Übersetzungstechnologien, was die Anbindung an und Ergänzung durch Terminologiearbeit und Terminologiewissenschaft erklärt.

Was die Terminologielehre (allgemein, speziell), Terminologische Grundsatzlehre, Theorie der Terminologie, Terminologiewissenschaft (vgl. dazu Bühler 2000) betrifft, so wurde sie von Eugen Wüster bei AILA 1972 als ein "Grenzgebiet zwischen Sprachwissenschaft, Logik, Ontologie, Informatik und den Sachwissenschaften" (Wüster 1974) vorgestellt. Wüster war Techniker - der sich übrigens 1955 auch für das Fach Maschinen und Werkzeuge für Holzbearbeitung an der für die Holztechnologie zuständigen Hochschule für Bodenkultur in Wien habilitierte (vgl. Bühler 1982a: 296) - und seine interdisziplinäre Dissertation "Internationale Sprachnormung in der Technik, besonders in der Elektrotechnik" (Wüster 1931) wurde zu einem internationalen Erfolg. Dieses Standardwerk des Begründers der Sprachnormung war dem Andenken an Georg Klingenberg gewidmet, dem Elektrotechniker, "der als erster die Parole Esperanto unter den Ingenieuren ausgab" (Wüster 1970: 374). Denn Wüster hatte schon als Gymnasiast die damals neue Welthilfssprache Esperanto erlernt und 1920, zwei Jahre nach seinem Abitur, das Manuskript zu einem "Enzyklo-

pädischen Wörterbuch Esperanto-Deutsch" fertiggestellt, das, nur teilweise veröffentlicht, in seinem Nachlass aufgefunden wurde (vgl. Bühler 1982a: 294f.). Bereits in den einleitenden "Esperantologischen Prinzipien" des jungen Wüster, etwa über "Richtigkeit und Güte einer Bezeichnung" oder das "Sprachökonomische Wortschatzprinzip" (Bühler 1982a: 295), klingt manches an, was in seinen späteren Arbeiten ausgeführt wird. Plansprachen - diese Bezeichnung wurde von Wüster wieder aufgenommen (vgl. Bühler 1982a: 303) - interessierten ihn bis an sein Lebensende (vgl. die Wüster-Bibliographie 4.6. Plansprachen-Esperanto in Oeser/Galinski Hg. 1998): nach seinem Ableben wurde auf seinem Nachtkästchen ein Roman von Agatha Christie gefunden, den er gerade zur Zerstreung in die damals neue Plansprache Interlingua übersetzt hatte. Dem Interesse eines Technikers für das Funktionieren von Sprache als Kommunikationsinstrument, dessen bahnbrechende Ideen bis in die 1920-er Jahre des vorigen Jahrhunderts zurückreichen, verdanken wir also seine "Terminologielehre".

Ein Problem für die Akzeptanz als neue Disziplin in der Öffentlichkeit war und ist allerdings die Polysemie von "Terminologie" (vgl. dazu Bühler 2000, Budin 2001). Terminologie bot sich Wüster offenbar an als Bezeichnung nicht nur für einen Fachwortbestand, sondern auch für seine umfassenden Bemühungen um eine Verbesserung der Fachkommunikation. So wurde auf sein Betreiben im Jahr 1971 in Wien das Informationszentrum für Terminologie (Infoterm) gegründet, mit Aufgabenbereichen, die weit über den Begriffsinhalt Fachwortbestand hinausgehen. Heute hat sich eine fakultativ offene Begriffserweiterung durchgesetzt und Wortbildungsmuster mit Terminologie/Terminology führen zu einer Vielzahl neuer Bezeichnungen: Deutscher Terminologie Tag, Internationales Institut für Terminologieforschung (IITF), International Network for Terminology (TermNet) usf.

Als akademische Anerkennung für sein Wirken (vgl. die Wüster-Bibliographie 1931-1977 in Oeser/Galinski Hg. 1998: 235-323, für seinen bisher unveröffentlichten wissenschaftlichen Nachlass vgl. Bühler 1982a, Bühler 1998) wurde Wüster im Jahr 1972 an der Universität Wien die Lehrbefugnis für "Lexikologie, Lexikographie, besonders Terminologie und Sprachnormung" erteilt, und die Vorlesungen, die er in den Jahren 1972-1974 als Honorarprofessor am Institut für Angewandte Sprachwissenschaft hielt, erschienen posthum unter dem Titel "Einführung in die Allgemeine Terminologielehre und Terminologische Lexikographie" (Wüster 1979). Fünfzehn Jahre nach der Honorarprofessur Wüsters wurde mir 1987 an der Universität Wien eine Doppelvenia für "Angewandte Übersetzungswissenschaft und Terminographie" (die analoge Verdichtung von "Terminologische Lexikographie" vgl. Budin/Bühler 1999) verliehen, mit Einreichung am Institut für Angewandte Sprachwissenschaft, aber

mit Zuordnung als Universitätsdozentin zum Institut für Übersetzer- und Dolmetscherausbildung. Knapp zehn Jahre später erwirbt dann Gerhard Budin an der Universität Wien eine Venia für "Terminologiewissenschaft und Wissenstechnik" (vgl. die Habilitationsschrift Budin 1996) am Institut für Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsforschung, mit Doppelzuordnung zu diesem und zum Institut für Übersetzer- und Dolmetscherausbildung.

Wüster sieht seine Terminologielehre seit jeher als Grenzgebiet - heute führt die Entwicklung der Terminologiewissenschaft zu einer Transdisziplin mit starken Überschneidungen mit anderen Disziplinen und Praxisfeldern, deren Theoriebasis sich als multidimensional, multifaceted darstellt (vgl. Budin/Oeser 1999, Budin 2001). Hier wäre ebenso wie bei der Translationswissenschaft die Anbindung an die Sprachwissenschaft zu relativieren (vgl. Picht/Lauren 2001). Während man in der ersten Generation der "Terminologen" von mehreren vor allem geographisch markierten "Schulen der Terminologie" sprach (vgl. Budin 2001, Picht/Lauren 2001), werden heute zahlreiche neue Schwerpunktsetzungen vorgenommen. Neue Technologien führen zu neuen Arbeitsformen: terminologische Datenbanken ermöglichen die effiziente Verwaltung der für die Terminologiearbeit erforderlichen vielfältigen Datenkategorien (vgl. Budin/Bühler 1999), eine effiziente Datenmodellierung (zu einer laufenden internationalen Initiative für ein anwenderorientiertes normiertes Verzeichnis vgl. Budin 2003). Im Sinne einer Computational Terminology sind heute "terminologische" Korpusanalyse und Terminologieextraktion mithilfe einer neuen Generation von terminographischen Werkzeugen leistbar und "Terminologien werden semantisch und formallogisch angereichert zu mehrsprachigen Ontologien aufgebaut und neuen Anwendungszwecken im Semantic Web zugeführt" (Budin 2003). Aufgrund der "Schlüsselrolle von Terminologien als Instrumente der Organisation von Wissen" (Budin 2003) steht heute auch das Forschungsfeld "Terminologie und Wissenstechnik" im Mittelpunkt des Interesses, das sich als Sammelbegriff für interdisziplinäre Forschung und Entwicklung zwischen den Disziplinen Terminologiewissenschaft bzw. anwendungsorientierter Terminologieverarbeitung und Informatik bzw. ihres Teilgebietes Knowledge Engineering darstellt (vgl. die Einleitung zu Budin/Oeser Hg. 1997). Zukunftsweisend sind auch integrative Projekte im Bereich Terminologie-, Wissens- und Content-Management, wobei Content im Unterschied zu Inhalt „das begriffliche Merkmal der medialen Verpackung und Zweckgerichtetheit“ (Budin 2004: 210) aufweist.

Die Verbindung von Terminologie und Translation wurde bereits von Wüster gesehen (vgl. dazu auch Bühler 1982b, Bühler 1997b). So hielt er seinen Vortrag über die „Struktur der sprachlichen Begriffswelt und ihre Darstellung in Wörterbüchern“ (Wüster 1959) in erweiterter Fassung im Jahr 1963 auch beim

III. Weltkongreß der Fédération Internationale des Traducteurs (FIT) in Bad Godesberg. Die Rolle der Terminologiearbeit am Übersetzerarbeitsplatz ist heute unumstritten (vgl. z.B. Budin 1994, Bühler 1997b): m.E. sind wir Übersetzer die größte user group der Wüsterschen Terminographie. Es ist bezeichnend, daß die Verbindung von Lexikographie und Übersetzen weniger ausgeprägt erscheint. Reinhard Hartmann (vgl. Hartmann 2004) bedauert dies und liefert eine statistische Aufstellung über die letzten 20 Jahre, wonach Beiträge zu Themen der Lexikographie in Zeitschriften, Sammelbänden etc. sowie bei Kongressen sich nur zu einem knappen Viertel mit dem Übersetzen befassen bzw. eine Verbindung dazu herstellen. Auch wenn wir zwischen Lexikographie und Terminographie einen gleitender Übergang annehmen (vgl. dazu Budin/Bühler 1999), so können wir doch festhalten, daß sich die Lexikographie vor allem mit der Gemeinsprache befaßt, daß sie im allgemeinen deskriptiv und benennungsbezogen vorgeht, während man in der Terminographie begriffsbezogen und präskriptiv arbeitet, eine eklektische Zuordnung von Fachbenennungen postuliert - daraus resultiert der direkte Bezug zum Fachübersetzen.

Was die "Ausbildung in Terminologie und terminologischer Lexikographie" (Wüster 1975) betrifft, so hielt Wüster im Jahr 1974 aus Anlaß der Verleihung der goldenen Ehrennadel des BdÜ (Bund Deutscher Übersetzer) einen Vortrag über dieses Thema. Heute ist die Terminologieausbildung für Übersetzer und Dolmetscher internationaler Standard (vgl. z.B. Bühler 1997b, Budin/Bühler 1999). Ende der 1970er Jahre wurden dafür erstmals universitäre Unterrichtsmodelle entworfen, bahnbrechend von Heribert Picht in Kopenhagen, in größerem Maßstab von Reiner Arntz in Saarbrücken (vgl. Arntz/Picht 1982/2002), in kleinerem Maßstab von Hildegund Bühler, seinerzeit Fulbright-Professorin an der Division of Interpretation and Translation, Georgetown University, Washington, D.C. (vgl. Bühler 1980). Im Sinne eines erweiterten Fachsprachenunterrichts wurde ab 1981 auch am Institut für Übersetzer- und Dolmetscherausbildung an der Universität Wien ein Schwerpunkt Terminologieausbildung entwickelt (vgl. Bühler 1987, Budin 1997a, Bühler 2004). Heute sieht der neue Studienplan, der seit dem Wintersemester 2003/2004 am Wiener Institut bzw. Zentrum für Translationswissenschaft eingeführt wurde (vgl. Schättle 2003), ein dreijähriges Bakkalaureatsstudium (B.A. in Internationaler Kommunikation) vor, das auch eine Einführung in die Grundlagen des terminologischen Arbeitens beinhaltet. Bei dem darauf aufbauenden zweijährigen Magisterstudium werden vier verschiedene M.A. Programme angeboten: Gesprächsdolmetschen und Übersetzen, Konferenzdolmetschen, Medien- und Literaturübersetzen, Fachübersetzen und Terminologie. Zu letzterem Studienzweig heißt es: "Ausbildungsziel dieses Magisterstudiums ist einerseits die Erlangung

professioneller Kompetenz im Übersetzen von Fachtexten ... und der Erwerb vertiefter Kenntnisse im Bereiche Translationstechnologien, Lokalisierung, Terminologiemanagement, transkultureller Fachkommunikation, technischer Dokumentation und Kompetenz der wissenschaftlichen Reflexion und Analyse dieser Prozesse" (Schättle 2003: 14).

Sowohl Terminologiewissenschaft als auch Translationswissenschaft sind in bezug auf ihre Forschungsanliegen praxisorientiert: so etwa in ihren Bemühungen um eine Stabilisierung der Referenz. Referenz soll hier definiert werden als Zuordnung von Begriff/Bedeutung zu Bezeichnung bzw. Bezeichnung zu Begriff/Bedeutung. Wir können jetzt nicht in eine Diskussion der Semiose Triade einsteigen, das wäre an anderer Stelle nachzulesen (vgl. Budin 1997b), und halten lediglich fest: "Terminologien sind fachgebietsspezifische, strukturierte, funktionale Bestände von Begriffen (Wissenseinheiten) und den diesen zugeordneten Bezeichnungen (Kommunikationseinheiten) und den Beziehungen zwischen ihnen in einer/mehreren Sprache(n)" (Budin 2003). Diese Zuordnung, die Beziehung zwischen Begriff/Bedeutung und Bezeichnung, ist bekanntlich arbiträr, d.h. beliebig, und konventionell, d.h. sie unterliegt sprachlichen und kulturellen Konventionen, die im Laufe des Spracherwerbs erlernt werden, aber instabil bleiben. In der Alltagskommunikation wird die "Unbestimmtheit und Uneindeutigkeit" der Referenz durch "kommunikatives Aushandeln (negotiating)" (Kaiser-Cooke 2003: 59ff.) zwischen den Gesprächspartnern disambiguiert, unterstützt durch den Situationskontext, in der face-to-face Kommunikation auch durch das nonverbale Zeichenrepertoire. Eine fluktuierende Referenz ist erwünscht, wenn Sprache als kreatives, künstlerisches Ausdrucksmittel für das Literaturschaffen - dazu zählt auch das literarische Übersetzen - dienen soll. Es ist dies eine Sonderform der Sprachverwendung im niedrigen Prozentbereich, deren Prestige historisch begründet ist. Heute ist der Großteil der Weltbevölkerung, mit der wir uns im Gefolge der Globalisierung austauschen müssen, aber vor allem an einer effizienten Fachkommunikation interessiert.

Um eine solche zu gewährleisten, soll nach Wüster bei der (schriftlichen) Kommunikation im Fachkontext eine Stabilisierung der Referenz durch Sprachnormung erfolgen (vgl. bereits Wüster 1931). Dabei geht man von präsumptiven Begriffen, Denkeinheiten, Wissenseinheiten aus, die durch Definitionen und Einbindung in ein Begriffssystem präzisiert werden, es erfolgt eine selektive, verbindliche(?) Zuordnung von Kommunikationseinheiten, Benennungen, Bezeichnungen (vgl. auch ÖNORM A-2704). Eine solche Festlegung der Referenz war von Wüster ausdrücklich als Gemeinschaftsarbeit gedacht, als demokratischer Prozeß. Heute wird sie in der sog. Sozioterminologie auch mit dem Problem der Machtausübung verbunden und kritisch hinterfragt (vgl. Myking 2001). Beim interlingualen und interkulturellen Wissenstransfer findet aber im

allgemeinen nur eine zeitlich begrenzte, situationsgebundene feste Zuordnung statt.

Die Aufarbeitung der Referenzproblematik ist daher auch für die Translation ein zentrales Anliegen (vgl. dazu auch Bühler 1982b, Bühler 1996, Bühler 1997a, Bühler 1997b). "Was also übersetzt wird, sind nicht Wörter, nicht Texte und nicht "Kulturen", sondern Interpretationen der Referenz" (Kaiser-Cooke 2003: 61). Der Übersetzungsvorgang (vgl. dazu ausführlich Bühler 1997a) wäre daher unter Einbeziehung der Begriffsebene in drei Phasen vorzustellen: (1) Analyse-Phase, d.h. Verstehen des Ausgangstextes, (2) Interlingua-Phase, d.h. "begrifflich-nonverbales" Speichern des Verstandenen (3) Synthese-Phase, d.h. Wiedergabe des Verstandenen in der Zielsprache. Es ist dies ein heuristisches Modell - in der professionellen Praxis kommt es immer wieder auch zu Rückgriffen und Nebenläufigkeit. Das Gegenstück zu diesem "begrifflich-kommunikativen" Übersetzen wäre das "wörtliche" Übersetzen, das quasi automatische Umsetzen von kleineren Textbausteinen, das aber für die Fachkommunikation meist unbrauchbare Resultate liefert.

Für die oft sehr aufwendige Analyse-Phase werden beim Fachübersetzen im allgemeinen 80% des Zeitaufwandes veranschlagt. Hier ist die Kommunikationseinheit, sprich Übersetzungseinheit, nicht nur Wort oder Fügung, sondern auch Satz, Absatz, Text, und es wird oft auch das nonverbale Zeichenrepertoire und der außersprachliche Objektbezug herangezogen, um einen Text zu verstehen, den Sinn zu konstituieren (vgl. dazu ausführlich Bühler 1997a). Die Synthese-Phase, die Erstellung des Zieltextes, ist beim Fachübersetzen weniger zeitaufwendig, jedoch verantwortungsvoll. Hier kommt es zur Einengung, zur Fokussierung der im Ausgangstext angelegten Möglichkeiten, zu einer selektiven Zuordnung von Fachbezeichnungen: ich habe dies seinerzeit als "normative Funktion des Übersetzens" (vgl. Bühler 1982b: 430) bezeichnet. Auch hier fällt das Wort Macht (vgl. Bühler 1997b), ich spreche in diesem Zusammenhang aber lieber von Übersetzerverantwortung (vgl. Bühler 1997a).

Im Zentrum unseres Interesses steht jedoch die sog. Interlingua-Phase (vgl. dazu ausführlich Bühler 1996). Hier wird das Verstandene, der Sinn, das Gemeinte, die Bedeutung des Ausgangstextes in einer kurzen Zwischenphase zum nonverbalen Begriff, der kurzfristig gespeichert wird, um dann wieder mit zielsprachlichen Bezeichnungen besetzt zu werden. Während in der Terminologearbeit der Begriff als Wissenseinheit abstrakt gefaßt ist, wird von professionellen Translatoren eine nonverbale, begriffliche Zwischenphase meist mehr oder minder konkret erlebt (vgl. die Beispiele in Bühler 1996). Simultandolmetscher müssen während der sog. *décalage* - der Pause zwischen Hören in der Ausgangssprache und Sprechen in der Zielsprache - das Verstandene u.U. kurzfristig (nonverbal) speichern können, Konsekutivdolmetscher verwenden dazu

"begriffliche" Notationstechniken. Aber auch beim schriftlichen Übersetzen spricht bereits ein Arthur Schopenhauer vom "aller Worte entkleideten Gedanken in seinem Übergang aus einer Sprache in die andere" (Bühler 1996: 265).

Professionelle Translatoren sind also den ständigen Wechsel zwischen Bezeichnung in der Ausgangssprache - Begriff - Bezeichnung in der Zielsprache, den wiederholten Übergang zwischen verschiedenen Sprachrepertoires und Begriffswelten gewohnt. Sie können daher mit der Vagheit der begrifflichen Ebene bewußt umgehen. Aber auch ein Wüster, der Esperanto von Jugend an aktiv beherrschte und selbst in Plansprachen übersetzte, wollte sein nachgelassenes unvollendetes "Systematisches Definitionswörterbuch der Grundbegriffe der Terminologielehre", ein Mammutprojekt, das ihn bis zu seinem letzten Arbeitstag beschäftigte (vgl. Bühler 1982a, Bühler 1998: 189-191) auch einmal "Grundbegriffe der bewußten Sprachgestaltung" nennen (Bühler 1982a: 299). Was diese Bewußtheit anbelangt, so nimmt man an, daß es bei der Translation graduelle Unterschiede in der Aufmerksamkeitszuteilung gibt und daß es dabei auch immer wieder zu automatisierten Prozessen kommt (vgl. Bühler 1996: 264). Es ist allerdings auch möglich, das bewußte Auseinanderhalten der Phasen und Ebenen im Unterricht gezielt zu fördern (für Anregungen und Beispiele vgl. Bühler 1996: 266f.). Wir halten fest: Terminologearbeit und Translation erfordern einen bewußten, verantwortungsbewußten Umgang mit der Referenz. Ein gemeinsames Forschungsanliegen im Hinblick auf eine effiziente Fachkommunikation in unserer heutigen Lebenswelt, die sich zunehmend multilingual und multikulturell darstellt, wäre demnach beide Disziplinen als "Referenzwissenschaften" auszubauen.

FAZIT: Terminologearbeit ist eine unabdingbare Voraussetzung für die schriftliche und mündliche interlinguale interkulturelle Fachkommunikation. Und: "Die translatorische Terminologiewissenschaft integriert Aspekte und Ziele der funktionalen Fachtranslation und bereichert damit auch die Translationswissenschaft" (Budin 2003). Der aktuelle Organisationsplan der Universität Wien nach UG 2002 (vgl. Organisationsplan 2004) gibt uns eine Chance: er sieht 15 Fakultäten und 2 Zentren vor, eines ist das "Zentrum für Translationswissenschaft". Dieses soll die Fächer Übersetzungswissenschaft, Dolmetschwissenschaft und Terminologiewissenschaft beinhalten und erforscht und vermittelt in letzterem Teilbereich sowohl etablierte Tätigkeitsfelder wie Fachübersetzen und Terminologiemanagement als auch neuere Bereiche der interlingualen interkulturellen Fachkommunikation wie Lokalisierung, Übersetzungs- und Sprachtechnologien, mehrsprachige technische Dokumentation und mehrsprachiges interkulturelles Wissens- und Content-Management. Dieses Zentrum, das nicht der philologisch-kulturwissenschaftlichen Fakultät angehört, sondern eine eigenständige

Einheit darstellt, kooperiert dann bei Bedarf mit den anderen Fakultäten und kann so innerhalb der Universität als Kompetenzzentrum für interkulturelle und interlinguale Fachkommunikation fungieren.

Literaturverzeichnis

- Arntz, Reiner; Picht, Heribert (2002): *Einführung in die Terminologiearbeit*. Hildesheim - Zürich - New York: Olms (1. Aufl. 1982).
- Budin, Gerhard (1994): „New Challenges in Specialized Translation and Technical Communication: an interdisciplinary outlook.“ In: Snell-Hornby, Mary; Pöchhacker, Franz; Kaindl, Klaus (Hg.) (1994): *Translation Studies: An Interdiscipline*. Amsterdam - Philadelphia: Benjamins. 247-255.
- Budin, Gerhard (1996): *Wissensorganisation und Terminologie - Die Komplexität und Dynamik wissenschaftlicher Informations- und Kommunikationsprozesse*. Tübingen: Narr.
- Budin, Gerhard (1997a): „Trends in Terminology Teaching and Training in Vienna and Krems.“ In: *Terminology Science and Research*, vol. 8.1-2, 101-104.
- Budin, Gerhard (1997b): „Theoretical and Operational Problems of Semiotic Models in Terminology Theory.“ In: *Terminology Science and Research*, vol. 8.1-2, 79-84.
- Budin, Gerhard (2001): „A Critical Evaluation of the State-of-the-Art of Terminology Theory.“ In: *Terminology Science and Research*, vol. 12.1-2, 7-23.
- Budin, Gerhard (2003): *Terminologiemanagement und Übersetzungstechnologien in der Interkulturellen Fachkommunikation - Zukunftsperspektiven für Forschung, Lehre und Praxis*. Vortrag im Rahmen des Berufungsverfahrens für die Professur "Translatorische Terminologiewissenschaft und Übersetzungstechnologie" an der Universität Wien. Unveröffentlichtes Ms.
- Budin, Gerhard (2004): „Terminologisches Wissens- und Content-Management in kooperativen eLearning-Umgebungen - ein Erfahrungsbericht aus dem Projekt "Media Nova Naturae".“ In: Mayer, Felix; Schmitz, Klaus-Dirk; Zeumer, Jutta (Hg.) (2004): *Terminologie und Wissensmanagement*. Akten des Symposiums Köln, 26.-27. März 2004. Köln: Deutscher Terminologie-Tag e.V. 209-229.
- Budin, Gerhard; Oeser, Erhard (Hg.) (1997): *Beiträge zur Terminologie und Wissenstechnik*. Wien: TermNet Verlag (IITF-Series 7).
- Budin, Gerhard; Oeser, Erhard (1999): „Grundlagen der Terminologiewissenschaft.“ In: Hoffmann, Lothar et al. (Hg.) (1999). 2171-2183.
- Budin, Gerhard; Bühler, Hildegund (1999): "Grundsätze und Methoden der neueren

- Terminographie." In: Hoffmann, Lothar et al. (Hg.) (1999). 2096-2108.
- Bühler, Hildegund (1980): „General Theory of Terminology and its Practical Application. A University Course for Translators.“ In: *Fachsprache* 2.2, 50-54.
- Bühler, Hildegund (1982a): „Grundbegriffe der allgemeinen Terminologielehre. Aus dem Nachlaß Eugen Wüsters.“ In: *Muttersprache* 92.5-6, 293-308.
- Bühler, Hildegund (1982b): „General Theory of Terminology and Translation Studies.“ In: *Meta* 27.4, 425-431.
- Bühler, Hildegund (1987): „Terminologieseminar für zukünftige Sprachmittler - das Wiener Modell.“ In: *Lebende Sprachen* 32.2, 49-52.
- Bühler, Hildegund (1996): „Zur Deverbalisierung im Übersetzungsprozeß.“ In: Lauer, Angelika; Gerzymisch-Arbogast, Heidrun; Haller, Johann; Steiner, Erich (Hg.) (1996): *Übersetzungswissenschaft im Umbruch*. Festschrift für Wolfram Wilss zum 70. Geburtstag. Tübingen: Narr. 259-269.
- Bühler, Hildegund (1997a): „Methoden des interlingualen Wissenstransfers.“ In: Budin, Gerhard; Oeser, Erhard (Hg.) (1997). 117-133.
- Bühler, Hildegund (1997b): „Sprache, Terminologie und Übersetzen. Rückblick und Ausblick.“ In: Grbic, Nadja; Wolf, Michaela (Hg.) (1997): *Text, Kultur, Kommunikation. Translation als Forschungsaufgabe*. Festschrift aus Anlaß des 50-jährigen Bestehens des Instituts für Übersetzer- und Dolmetscherausbildung an der Universität Graz. Tübingen: Stauffenburg. 85-97.
- Bühler, Hildegund (1998): „The Scientific Legacy of Eugen Wüster Revisited: Three Major Unfinished Projects.“ In: Oeser, Erhard; Galinski, Christian (Hg.) (1998). 187-205.
- Bühler, Hildegund (2000): „Translatologie und Terminologie (Begriffsfelder, Definitionen, Bezeichnungen), Terminologische Probleme bei der Etablierung dieser beiden Fachrichtungen.“ In: *S'en sortir ... Hommage à Roger Goffin. équivalences*, volumes 27/2 et 28/1, Bruxelles 2000, 27-44.
- Bühler, Hildegund (2004): „Von der Fachsprachenvorlesung zur Lehrkanzel für Translatorische Terminologiewissenschaft und Übersetzungstechnologie. Wilhelm Matejka, dem Pionier der Fachsprachenausbildung an unserem Institut, zum 100. Geburtstag.“ In: Loewe, Siegfried (Hg.): *Gedenkschrift für Wilhelm Matejka*. Erscheint.
- Hartmann, Reinhard (2004): „Lexicography and Translation“. In: Sin-Wai Chan (ed.): *Translation and Bilingual Dictionaries*. Tübingen: Niemeyer (Lexicographica Series Maior). Erscheint.
- Hoffmann, Lothar; Kalverkämper, Hartwig; Wiegand, Herbert Ernst (Hg.) (1999): *Fachsprachen/Languages for Special Purposes. Ein internationales Handbuch zur*

- Fachsprachenforschung und Terminologiewissenschaft*. Berlin - New York: de Gruyter.
- Kaiser-Cooke, Michele (2003): *Translation, Evolution und Cyberspace. Eine Synthese von Theorie, Praxis und Lehre*. Frankfurt/M. etc.: Lang.
- Myking, Johan (2001): „Against Prescriptivism? The ‘Socio-Critical’ Challenge to Terminology.“ In: *Terminology Science and Research* vol. 12.1-2, 49-65.
- Organisationsplan der Universität Wien nach UOG 2002* (2004): Universität Wien, 1. Auflage 2004.
- ÖNORM A2704 (1990): *Allgemeine Grundsätze für Begriffe und Bezeichnungen*.
- Oeser, Erhard; Galinski, Christian (Hg.) (1998): *Eugen Wüster (1898-1977) - Leben und Werk. Ein österreichischer Pionier der Informationsgesellschaft*. Wien: TermNet Verlag.
- Picht, Heribert; Lauren, Christer (2001): „Terminologie aus linguistischer Sicht.“ In: *Terminology Science and Research* vol. 12.1-2, 30-41.
- Schättle, Margarete (2003): „Der neue Studienplan für die Studienrichtung Übersetzen und Dolmetschen.“ In: *UNIVERSITAS* Mitteilungsblatt des Österreichischen Übersetzer- und Dolmetscherverbandes 4.2003, 14.
- Snell-Hornby, Mary; Hönig, Hans G.; Kussmaul, Paul; Schmitt, Peter A. (Hg.) (1998): *Handbuch Translation*. Tübingen: Stauffenburg.
- Stolze, Radegundis (1997): *Übersetzungstheorien. Eine Einführung*. Tübingen: Narr.
- Wilss Wolfram (1977): *Übersetzungswissenschaft. Probleme und Methoden*. Stuttgart: Klett.
- Wüster, Eugen (1970): *Internationale Sprachnormung in der Technik, besonders in der Elektrotechnik*. Bonn: Bouvier.
- Wüster, Eugen (1959): „Die Struktur der sprachlichen Begriffswelt und ihre Darstellung in Wörterbüchern.“ In: *Studium Generale* 12, 615-627.
- Wüster, Eugen (1974): „Die Allgemeine Terminologielehre - Ein Grenzgebiet zwischen Sprachwissenschaft, Logik, Ontologie, Informatik und den Sachwissenschaften.“ In: *Linguistics* 119, 61-106.
- Wüster, Eugen (1975): „Die Ausbildung in Terminologie und terminologischer Lexikographie.“ In: *Lebende Sprachen* 2/1975, 33-37.
- Wüster, Eugen (1991): *Einführung in die allgemeine Terminologielehre und terminologische Lexikographie*. Bonn: Romanistischer Verlag.

AUSBILDUNG UND CURRICULARE FRAGEN



Wolfram Wilss

Übersetzungskompetenz

Einleitung

Der Begriff *Übersetzungskompetenz* gehört seit längerem zur übersetzungswissenschaftlichen Standardterminologie. Wer ihn wann in welchem übersetzungstheoretischen Szenario erfunden hat, ob es eine Lehnübersetzung von *translation competence* ist, ob der generative Begriff der *competence* dem übersetzungswissenschaftlichen Begriff der Übersetzungskompetenz sozusagen transdisziplinär zum Durchbruch verholfen hat, wäre, zumindest annäherungsweise, durch (möglicherweise umfangreiche) Lexikon- und Handbuch-Recherchen (ev. auch Registerrecherchen) zu klären. Am ergiebigsten ist vermutlich das „Handbuch Translation“ (Snell-Hornby et al. 1998) mit seiner Vielfalt von Einträgen zu *Kompetenz*, *translatorische Kompetenz*, *Kulturkompetenz*. Zu nennen wäre auch Hanna Riskus kenntnisreiches Buch „Translatorische Kompetenz“ (1998) in welchem, streckenweise leider in ziemlich arroganter Tonfall, ausführlich von *Kognition*, *Kompetenz und Übersetzen*, *Kommunikationskompetenz*, *Expertenkompetenz* etc. die Rede ist, und Nords Definition der Translationskompetenz als *Superkompetenz* (2000).

Dass der Begriff Übersetzungskompetenz oder, etwas bombastischer, translatorische Kompetenz, sich im deutschen Sprachraum so rasch und (fast) unangreifbar festgesetzt hat, hat vermutlich (auch) damit zu tun, dass der Boden für seine Aufnahme/Übernahme sozusagen vorbereitet war: Kompetenz ist in der deutschen Sprache seit langem beheimatet. Ursprünglich war sein Geltungsbereich die Behördensprache; das zeigen Zusammensetzungen wie *Kompetenzbereich*, *Kompetenzgerangel*, *Kompetenzkonflikt*, *Kompetenzstreitigkeiten*, *Kompetenzüberschreitung* (alle im DUW 2001). Das DUW enthält auch einen Hinweis auf englisch *competence* nach dem amerikanischen Sprachwissenschaftler Noam Chomsky, der damit die "Summe aller sprachlichen Fähigkeiten" bezeichnet, "die ein Muttersprachler besitzt".

Wenn man die Übersetzungswissenschaft vorübergehend außer Betracht läßt, ist evident, dass der Kompetenzbegriff in der letzten Dekade des 20. Jahrhunderts ein allgegenwärtiger, vielfach verwendbarer (entsprechend sinnentleerter) und somit wohlfeiler Modebegriff mit inzwischen deutlich erkennbaren Abnutzungserscheinungen geworden ist, wie ein Virus hat sich *Kompetenz* in fast allen Fugen unserer Alltags- und Wissenschaftssprache festgesetzt und überwölbt als Integrationstopos ungebremst alle Bereiche, die in irgendeiner Weise etwas mit

Fähigkeit, Fertigkeit, Wissen und Können, kurz mit *Daseinskompetenz* (Krappmann 2003), zu tun haben.

Wie ist die inflationäre Verwendung des Kompetenzbegriffs zu erklären? Die Antwort: Kompetenz ist, wie angedeutet, ein höchst ambivalenter, Fähigkeiten und Fertigkeiten über einen Kamm scherer Fluchtpunkt der modernen Gesellschaft, der verschiedene Sehensweisen auf bestehende Verhältnisse, Sachverhalte und Entwicklungen ermöglicht. Kompetenz ist ein *zweckoptimistischer* Begriff; man kann damit vieles bezeichnen, was die Öffentlichkeit an alltagsweltlichen und wissenschaftlichen Problemen und Aufgaben in Atem hält: Dialoge, politische, wirtschaftliche und soziokulturelle Entscheidungen und Wechselwirkungen, Bewältigung von Stress-Situationen (Linneweh 2002), Ausstellungen, Preise, Theater, Film, Fernsehen, die Medienkonzerne mit ihren (allenfalls vage definierten) *Kompetenzzentren*, das komplexe Verhältnisse zwischen Gesellschaft und Technik, zwischen Wissen und Handeln, die "Neue(n) Allianzen zwischen Wirtschaft und Kultur" (die Kultur-AG), Markenmanagement, interkulturelle Kompetenz (Baumer 2002), etc.

Kompetenz in der interlingualen/interkulturellen Kommunikation

Wenden wir uns nach diesen eher stichwortartigen Bemerkungen über die Befindlichkeit(en) des gegenwartssprachlichen Kompetenzbegriffs seinem übersetzungswissenschaftlichen Wirkungsfeld zu. Konsens besteht vermutlich darin, daß der Begriff Übersetzungskompetenz vor allem für die Übersetzungsdidaktik relevant ist, weil es das Ziel der Ausbildung von Übersetzer/Dolmetscherstudenten/innen ist, ihnen das zu vermitteln, was man als Übersetzungskompetenz bezeichnet. Ob dieser Terminus glücklich gewählt ist, ist eine andere Frage: Der Kompetenzbegriff hat, wie erwähnt, seit Chomsky (vor allem seitdem er seinen Kreativitätsbegriff aufgegeben hat) in der modernen Sprachtheorie Hochkonjunktur, hauptsächlich auf dem Gebiet der (syntaktischen) Minimierung und Optimierung (Wilss i.D.).

Das zeigt sich daran, dass heute im Bereich der Sprachwissenschaft im allgemeinen und der Übersetzungswissenschaft im besonderen immer mehr Teilkompetenzen unterschieden werden, die muttersprachliche, die fremdsprachliche, die lexikalische, die morphologische, die syntaktisch-syntagmatische, die pragmatische, die soziokulturelle, die persuasive, die stilistische, die rhetorische, die kommunikative, die technische, die Übersetzungskompetenz etc. Die Auflistung zeigt, dass vom Kompetenzverständnis Chomskys mit seinem Top-Postulat der grammatischen Wohlgeformtheit nicht viel übrig geblieben ist. Für Chomsky ist Kompetenz ein *technischer* Begriff: Das Wesen der Kompetenz besteht in der Kenntnis der formalen Strukturen der Grammatik als

eines Systems rekursiver Prozesse.

Im Zuge der Ablösung dieses reduktionistischen (minimalistischen) Ansatzes durch eine *offene* Sprachtheorie ist die strikte Trennung von Kompetenz und Performanz nicht mehr aufrechtzuerhalten (vgl. Fillmore 1979). Kompetenz- und Performanzregeln sind weitgehend deckungsgleich. Kompetenz ist heute praktisch ein nicht-technisches Synonym für effizientes Sprachverhalten im Sinne des englischen *proficiency* geworden. Dabei ist *proficiency* leichter präzisierbar als *competence* (vgl. Ingram 1990: 51), vor allem, weil man relativ zuverlässig verschiedene *level(s) of proficiency* unterscheiden kann, während *competence* als eine Art “all-or-none personal attribute” (Ferguson/Hueber 1991: 7) gilt: “learners do not move from ignorance of a form to mastery of it in one step ...” (Long 1991: 44).

Im Gegensatz zu *Kompetenz* und *Performanz* (letzteres neuerdings als Synonym zu *Aufführung, Ausstellung, Event*) hat sich Profizienz im Deutschen als Leihwort nicht durchgesetzt, obwohl eine solche Bildung nützlich (und nach den deutschen Wortbildungsregeln möglich) wäre, weil, wie der Lexikonbefund zeigt, für *proficiency* semantisch nur halbwegs zufriedenstellende deutsche Äquivalente zur Verfügung stehen. Gemeint ist mit *proficiency* ein Fortgeschrittenenwissen, welches das Standard College Dictionary wie folgt definiert: “A high state of attainment in some knowledge, art, or skill; expertness” (1963: 1076). Eine Gleichsetzung von *competence* und *proficiency* findet sich im Chambers Twentieth Century Dictionary, wo es unter dem Stichwort *proficiency* heißt: “competent: well-skilled: thoroughly qualified” (1977: 1072).

Dass sich die Bedeutungsbereiche von *Kompetenz* und *proficiency* überschneiden (mit der Einschränkung, dass *proficiency* von der Sprachwissenschaft besetzt ist), geht nicht nur aus den beiden englischen Lexikoneinträgen hervor, sondern wird auch von Langenscheidts Enzyklopädischem Wörterbuch Englisch-Deutsch (1963) bestätigt, wo wir unter dem Stichwort *proficiency* finden: “Leistungsfähigkeit, (gute) Leistungen, Tüchtigkeit, Bewandertheit, Fertigkeit, Geübtheit, sachverständig” (*Sachverständigkeit* ist mir im Gegensatz zu *sachverständig, Sachverstand* und *Sachverständiger* unbekannt und ist in keinem einschlägigen Wörterbuch nachgewiesen).

Dass Kompetenz im allgemeinen und Übersetzungskompetenz im besonderen auf Sachverstand beruhen und dass Übersetzer/innen Sachverständige oder, im modernen Sprachgewand, Sprachexperten sind (oder sein müssen, sonst haben sie ihren Beruf verfehlt), ist trivial. Nichttrivial ist der Umstand, dass wir noch keine operationalisierbare Antwort auf die Frage haben, wie der Erwerb einer möglichst umfassenden und möglichst differenzierten Übersetzungskompetenz vor sich geht, wie Übersetzungskompetenz im Übersetzungsprozess wirksam wird und welche übersetzungsdidaktischen Steuerungsmöglichkeiten zu

beachten sind.

Niemand weiß, wenn er oder sie ehrlich ist, welche Kompetenzkriterien (Kernkompetenzen, Sekundärkompetenzen) jeweils maßgebend sind, um den Studierenden die für ein (möglichst) breites berufspraktisches Spektrum notwendigen Qualifikationen auf dem Gebiet der Ausgangstextanalyse, des interlingualen Transfers und der Evaluierung des Transferprodukts zu attestieren. Hier ist viel dem Zufall und der individuellen Einschätzung einer Transfersituation überlassen. Die angewandte Übersetzungswissenschaft hat deshalb noch immer große Schwierigkeiten bei der übersetzungsunterrichtlichen Lehr- und Lernzielbeschreibung und der Lernzielkontrolle (Wilss 1996). Sie ist deshalb der Frage nach den berufspraktischen Mindestqualifikationen ausgewichen, genauer: Sie hat dieser Frage ausweichen müssen, weil es einen einheitlichen Leistungsnachweis für die Tätigkeit des Übersetzens nicht (oder nur grobstrig) gibt und weil das Verhältnis von Qualität und Schnelligkeit nur von Fall zu Fall bestimmt werden kann. Dafür ist das Spektrum an übersetzungsrelevanten Texten (die Dichotomie *Fachtextübersetzung und literarische Übersetzung* ist viel zu allgemein) und Berufssituationen (Ansprüche an Übersetzungen) einfach zu groß. Wir wissen auch nicht (genau), ob es einen kontinuierlichen, *nachhaltigen* Fortschritt auf dem Gebiet des Kompetenzerwerbs und der Kompetenzaktualisierung gibt.

Kompetenzbereiche

Die übersetzungspraktische/übersetzungsmethodische Erfahrung spricht dafür, dass man, was Übersetzungskompetenz anbelangt, textsortenspezifisch und übersetzungsrichtungsspezifisch differenzieren muss. An sich ist diese Feststellung nicht erhellend; sie wird es erst, wenn wir akzeptieren, dass es die Übersetzungskompetenz nicht gibt (allenfalls als übersetzungsdidaktisches Konstrukt), genausowenig wie es die *Übersetzungskreativität*, die *Übersetzungsproblemlösungskompetenz* oder die übersetzerische Routinekompetenz gibt.

Textsortenspezifische Differenzierung bedeutet, dass man Kompetenzbereiche für die fachsprachliche, die literarische, die technische Übersetzung (Software- und Webseitenübersetzung), die Bibelübersetzung, die Kinderbuchübersetzung, die Dramenübersetzung, die Übersetzung dokumentarischer (juristischer, verwaltungssprachlicher) Texte, werbesprachlicher Texte, Film- und Fernsynchronisationen etc. unterscheiden muss.

Übersetzungsrichtungsspezifische Differenzierung bedeutet, dass man unterschiedliche (genetische) Leistungspotentiale für die Übersetzung aus der Fremdsprache in die Grundsprache und umgekehrt ansetzen muss. (Das an sich

richtige Prinzip “Jeder Übersetzer übersetzt nur in seine eigene Sprache” wird nach der EU-Osterweiterung nicht mehr durchzuhalten sein).

Texte weisen unterschiedliche Entstehungsbedingungen, Strukturen, Funktionen und Adressatenspezifizierungen auf; sie werden für die unterschiedlichsten Zwecke und auf unterschiedlichen Optimalitäts-/Suboptimalitätsebenen (Wilss 2000) verfasst. Ein Wesensmerkmal ist – bei aller inhaltlichen Kongruenz – ein oft hohes Maß an Episodenhaftigkeit und an individuellen Formulierungsstrategien.

Die diffuse Textwirklichkeit blockiert natürlich die Möglichkeit, mit einem axiomatischen (generativen) Textbegriff zu arbeiten. Ein solcher Textbegriff bietet so gut wie keine Problemlösungshilfen, die man auf ein Übersetzungskompetenz-Modell projizieren könnte. Weder übersetzungspraktisch noch übersetzungsunterrichtlich ist ein idealtypisch normierter Kompetenzbegriff sinnvoll, und das gilt für Textverfertigungs- und Textrezeptionsstrategien gleichermaßen. Jeder Text ist, wie erwähnt, ein funktional bestimmter Wirkungszusammenhang. Er verweist in situations- und senderspezifischer Weise auf ein Anforderungsprofil, dem der Übersetzer mit einem allgemeinen Kompetenzprofil nicht gerecht wird. Jeder Text ist ein historisches Phänomen, das in einen raumzeitlichen Kontext eingebettet ist.

Alles, was über den Transfer auf der Basis von Eins-zu-Eins-Entsprechungen hinausgeht, modulartig aussieht und routinebasierte Transferoperationen ermöglicht, ist – im Sinne der Komplexitätstheorie – nicht einfach, sondern komplex. Im Vergleich etwa zur naturwissenschaftlichen Didaktik mit ihren klaren Rahmenbedingungen – zählen, messen, steuern, regeln – hat die Übersetzungsdidaktik die schlechteren Karten. Jede ihrer Arbeit kritisch gegenüberstehende Lehrkraft wird um die Erkenntnis nicht herumkommen, dass der übersetzerische Lernprozess, von Standardlehr- und -lernsituationen (kontrastlinguistischen Relationen) abgesehen, in ziemlich verschlungenen, oft frustrierenden Bahnen abläuft und dass es keinen archimedischen Punkt der didaktischen Erkenntnis, keine verbindlichen Richtlinien im Sinne einer konsensfähigen übersetzungsunterrichtlichen Vorgehensweise gibt.

Übersetzungsprozess und Übersetzungskompetenz

Jeder Mensch mit einem durchschnittlichen (idealerweise überdurchschnittlichen) Intelligenzgrad kann zumindest in rudimentärer Form übersetzen, vorausgesetzt er verfügt über mehr oder minder systematisch erworbene Kenntnisse in zwei Sprachen und Kulturen. Dagegen eignet sich längst nicht jedes Individuum für andere Formen intelligenter Betätigung, z.B. das Schachspiel oder die Lösung komplexer mathematischer oder neurophysiologischer / neuropsycholo-

gischer Aufgaben. Deshalb spricht Gardner zurecht von *Frames of Mind. The Theory of Multiple Intelligences* (1983). Übersetzenkönnen beruht auf einer angeborenen, entwicklungsfähigen Disponibilität; es ist Teil der mentalen Grundausstattung des Menschen, so wie das Sprachenlernen Teil seiner mentalen Grundausstattung ist. Dafür spricht die *natural translation*, die überall da zu beobachten ist, wo jemand in einem zwei- oder mehrsprachigen Sprach- und Kulturumfeld aufwächst und von Kindesbeinen an ohne Fremdinstruktion lernt, sich in der einen oder der anderen Sprache zu artikulieren, je nachdem, wie es die situativen Umstände erfordern (Toury 1984, van den Broeck 1985).

Ob man im Zusammenhang mit *natural translation* von Übersetzungskompetenz sprechen kann, ist eine Frage, die zu beantworten ich mir nicht zutraue. Übersetzungskompetenz ist ein Sammelbegriff für Verhaltensweisen, an deren Entfaltung viele Faktoren beteiligt sind. Sie bauen übersetzungspraktisch fundierte Erfahrungen auf, die, wie noch zu zeigen sein wird (jedenfalls was die sogenannten *Kernkompetenzen* anbelangt), in einer hinreichend verständlichen Sprache mit plausiblen Argumenten beschrieben werden können, allerdings ohne dass rasche und einfache Antworten auf die sich hier stellenden Fragen zu erwarten sind. Zunächst muss man sich vor Augen halten, dass Übersetzen eine spezifische Form eines *kommunikativen (interaktionslosen) Handlungsspiels* ist, spezifisch insofern, als im Gegensatz zur einsprachigen Kommunikation hier nicht das Prinzip des *code-sharing*, sondern das Prinzip des *code-switching* gilt, dass man sich mit zwei Sprachen und Kulturen anlegen muss, wo der Umgang mit einer Sprache (der Muttersprache) oft mehr als genügend Schwierigkeiten mit sich bringt. Zum Wesen der einsprachigen Kommunikation gehören vier *Relevanzebenen*, Situation, Sender, Empfänger und Text. Wenn man übersetzt, kommen noch zwei Relevanzebenen dazu, der Übersetzer als interlinguale / interkulturelle Vermittlungsinstanz und die *client/server-relationship*.

Die bisherigen Ausführungen lassen unschwer erkennen, dass Übersetzungskompetenz ein komplexer, theoretisch sperriger Begriff ist, der sich, wie viele zeittypische Begriffe (so auch *Modernisierung* oder *Globalisierung*), einer strengen wissenschaftlichen Analyse nur widerwillig öffnet. Das bedeutet allerdings nicht, dass wir jetzt das Kind mit dem Bade ausschütten und uns bei der Auseinandersetzung mit Übersetzungskompetenz mit einigen eher anekdotische Bemerkungen begnügen. Andererseits wollen wir Übersetzungskompetenz auch nicht als ein hypothetisches Konstrukt betrachten, das, wenn überhaupt, nur übersetzungstheoretisch von Interesse ist. Wir wollen vielmehr versuchen, die für das Verständnis von Übersetzungskompetenz zentralen Gesichtspunkte zu sammeln und uns so einer umfassenden Begriffsbestimmung zu nähern. Dabei akzeptieren wir, dass Übersetzungskompetenz kein exakt präzisierbarer, sondern ein erfahrungsgesättigter Begriff ist, der auf Erinnerungen, Beobachtun-

gen, Aufmerksamkeit, Wissensmanagement und Assoziationsreichtum beruht. Niemand kann so recht sagen, welche operative Bewandnis Übersetzungskompetenz hat und wie man sie in einem kategorialen Rahmen protokollieren kann (Krings 1986, Tirkkonen-Condit 2000). Kurz: Wir haben, genau betrachtet, von Übersetzungskompetenz nur eine intuitive Vorstellung, ohne theoretisches Kompetenzmodell. Wir beschränken uns im folgenden auf die drei Kernkompetenzen Kontext, Kultur und Kompensation und hoffen, Rückschlüsse darüber zu ziehen, was wir konkret meinen, wenn wir von Übersetzungskompetenz sprechen.

Kernkompetenzen

Kontext

Das erste Problem, mit dem wir uns zu befassen haben, ist die Frage, wie eng oder wie weit wir den Begriff *Kontext* definieren wollen. Wenn wir einen Text zu übersetzen haben, gibt es, vereinfacht gesprochen, zwei Möglichkeiten der Kontextbestimmung:

1. Entweder bekommt der Übersetzer vom Auftraggeber (client) Kontextvorgaben; in diesem Fall ist es relativ einfach, Umfang und Art der Aktivitäten anzugeben, die für eine Übersetzung maßgebend sind (z.B. Optimalität / Nichtoptimalität, Qualität / Quantität). Ein Übersetzungsauftrag kann so aussehen, dass ein Fachbuch (für die fachinterne Kommunikation) zu einem Sachbuch (für die fachexterne Kommunikation) umgeschrieben werden muss – mit all den syntaktischen, semantischen, terminologischen, phraseologischen und rhetorisch-stilistischen Konsequenzen, die ein solcher Übersetzungsauftrag hat;
2. oder ein Übersetzungsauftrag ist hinsichtlich Zeitraum, Leserspezifikation und soziokulturellem Umfeld (relativ) unbestimmt/unterbestimmt. In diesem Fall muss der Übersetzer die kontextuellen Bedingungen selbst festlegen und damit Entscheidungsprozesse in Gang setzen. Dabei kann die Lasswell-Formel mit ihren sieben Peristasen – wer sagt was zu wem mit welcher Mitteilungsabsicht in welchem raumzeitlichen Zusammenhang mit welchen sprachlichen Mitteln? - als Orientierungsrahmen dienen.

Kontextuelle Sensibilität ist eine der wichtigsten Vorbedingungen intelligenten Übersetzerverhaltens, weil der Kontext gleichsam die Kluft zwischen der eigenen Welt des Übersetzers und der Welt des anderen überwindet und die Beantwortung von Fragen zum Ausgangstextsender und zum Zieldtextleser ermöglicht. Der Kontext bestimmt, wie der Übersetzer vorzugehen hat.

Kultur

Das Wesen des Übersetzungsprozesses kann man nur verstehen, wenn man ihn in einen soziokulturellen Rahmen einbettet. Dies gilt schon für so einfache Kommunikationssituationen wie die phatische Kommunikation und erst recht für komplexe Zusammenhänge wie das Rechtssystem einer Kulturgemeinschaft. Trotzdem sind kulturbedingte Unterschiede zwischen zwei Sprach- und Kulturgemeinschaften noch kein Grund, sich auf den Standpunkt zu stellen, dass es so etwas wie eine radikale kulturelle Relativität gibt. Wenn man nicht soweit geht, daraus das Postulat einer prinzipiellen Unübersetzbarkeit abzuleiten, muß man die Möglichkeiten und Grenzen des Übersetzens bestimmen, und zwar in einer Weise, die dem Umfeld, in dem sich die Übersetzer einer bestimmten Kultur bewegen, gerecht wird. Soweit ich sehe, gibt es in der modernen Übersetzungswissenschaft niemand, der diese radikale Version stützt. Früher war das anders. Auch hat es nicht an Versuchen gefehlt, der Frage nachzugehen, ob das Verstehen einer anderen Kultur kulturelles Beteiligtsein oder nur kulturelles Beobachten erfordert. Feststeht, dass sich Übersetzungstätigkeit in allen uns bekannten Kulturen nachweisen lässt, unabhängig davon, wie eng diese verwandt sind oder wie verschieden sie sein mögen.

Kompensation

Man muss nicht exotische Sprach- und Kulturgemeinschaften bemühen, um massenhaft Beispiele zu finden, die zeigen, dass Kompensationsstrategien unbedingt nötig sind, wenn man einen Zieltext formulieren will, der inhaltliche und stilistische Wirkungsgleichheit mit dem Ausgangstext gewährleistet. "All languages leak" hat Sapir gesagt. Immer wenn nach den Normen der Zielsprache ein Direkttransfer (Eins-zu-Eins-Entsprechung; wörtliche Übersetzung) nicht möglich ist, muß der Übersetzer darauf vorbereitet sein, auf Ausdrucksverschiebungen (nichtwörtliche Übersetzungsprozeduren) auszuweichen. Jeder praktizierende Übersetzer und jede im Übersetzungsunterricht versierte Lehrkraft weiß natürlich, dass es für nichtwörtliches Übersetzen in der Regel nicht nur einen einzigen Navigationspfad gibt. Das heißt, es können bei der Mehrfachübersetzung eines Textes durch verschiedene (ungefähr gleichqualifizierte) Übersetzer ganz unterschiedliche Kompensationsstrategien beobachtet werden.

Die unterschiedliche Effizienz von Kompensationsstrategien ist ebenfalls bekannt. Sie läßt folgende Schlußfolgerungen zu:

1. Man muss zwischen Kompensationsbewußtsein und Kompensationsfertigkeit unterscheiden. Zwischen Problemerkennung und Problembeschreibung einerseits und Problemlösung andererseits besteht unter Umständen ein erheblicher Abstand;
2. bei der Bewertung von Übersetzungsleistungen kommt man mit einer

einfachen Dichotomie *richtig / falsch* oder *angemessen / unangemessen* nicht über die Runden. Man sieht sich vielmehr mit einem Akzeptabilitätskontinuum konfrontiert, wobei allerdings die einzelnen Stufen vom Minimaltransfer (multiple stage translation) kulturell nur schwer zu bestimmen und zu vereinheitlichen sind. Vielfach laufen Kompensationsbemühungen auf Vereinfachungsstrategien hinaus, die so etwas wie einen *Pidginization-Effekt* haben.

Der Umstand, dass man als Übersetzer stets darauf gefaßt sein muss, sich mit unerwarteten, nicht kalkulierbaren Situationen auseinandersetzen zu müssen, ist sicher nicht nur gelegentlich eine Hauptursache für den relativ langsamen Fortschritt der Übersetzungsdidaktik. Im Rahmen der Intelligenzforschung gibt es viele Hinweise darauf, dass man Intelligenzleistungen – und dies gilt auch für übersetzerische Intelligenz – am besten messen kann, wenn man die Lösungswege von Aufgaben untersucht, die nicht internalisiert sind und damit jenseits allen Routinewissens liegen. Es ist fast trivial festzustellen, dass das Leistungsvermögen eines Übersetzers nicht in Routinesituationen, sondern in außergewöhnlichen Situationen zutage tritt, wo er zeigen kann, ob er konstruktiv mit neuen Texten umgehen kann und in der Lage ist, sein Ziel mit vertretbarem Lösungsaufwand zu erreichen (Wilss 1992).

“Fast is smart”

In allen Übersetzungssituationen ist Schnelligkeit ein wichtiges Kriterium für Übersetzungskompetenz, weil das Postulat *fast is smart* die gesamte Übersetzungspraxis dominiert und der Arbeitstag des Übersetzers von den Bedürfnissen des normalerweise eiligen Kunden diktiert wird. Übersetzen steht unter dem Sachzwang einer optimalen Kosten-Nutzen-Relation. Jeder, der seinen Lebensunterhalt mit Übersetzen verdient, weiß, dass schnelle Auftrags erledigung, schnelles Lernen, schnelle Paralleltextrecherchen und schnelle Entscheidungsprozesse unverzichtbare Voraussetzungen sind, wenn man unter den vorherrschenden Bedingungen seine Arbeit erfolgreich erledigen will. Das Motto *Zeit ist Geld* gilt auch und vor allem für den Übersetzungspraktiker. Es kommt kaum einmal vor, dass ein professioneller Übersetzer nicht unter Zeitdruck arbeitet und dabei seine Möglichkeiten unter Umständen weit überfordert. Die Folge ist, dass sich ein Übersetzer (und damit auch sein Kunde) mit einem Produkt zufrieden geben muß, das besser geworden wäre, hätte er für die Erledigung seines Auftrages mehr Zeit zur Verfügung gehabt. Ein Übersetzer, der nur langsam und mit zeitweiligem Stillstand arbeitet, muss, bildlich gesprochen, *Tiefenbohrungen* vornehmen, wo andere, erfahrenere Übersetzer sich gewandt und oft wie selbstverständlich an der Textoberfläche entlang bewegen. Langsame Übersetzer haben keinen Zugang zu Optionen, die dem schnellen Übersetzer die Arbeit erleichtern und sowohl eine *fast-to-market*-Strategie als auch

eine *safe-to-market*-Strategie ermöglichen.

Zusammenfassung

Aus dem Bewußtsein, dass Übersetzungskompetenz alle übersetzungsrelevanten mentalen Aktivitäten übergreift und vernetzt, läßt sich für das Übersetzen ein Prozeßablauf konstruieren, in dem man Textwahrnehmung, Aktivierung von Wissensressourcen, Ausgangstextanalyse, Zieltextsynthese, Zieltextevaluierung und Prozeßökonomie unterscheiden kann. Allerdings lassen sich in der Praxis des Übersetzens die einzelnen Arbeitsphasen nicht so klar gegeneinander abgrenzen, wie das in einer Modellvorstellung des kompensatorischen, problem-lösungsorientierten Übersetzens möglich ist. Wie aufwendig die Textverarbeitung jeweils ist, hängt nicht zuletzt von den epistemischen und technischen Wissensvoraussetzungen des Übersetzers ab; diese entscheiden darüber, welche Textpassagen Probleme darstellen und welche als Routineaufgaben gelten können, welche technomorph gelöst werden können und welche auch weiterhin anthropomorph gelöst werden müssen.

Übersetzen läßt sich als ein Spiel fluktuierender Bewegungen von Kräften und Gegenkräften beschreiben, und diese Kräfte sind wesentlich von der Art, wie sie der Übersetzer in seiner unmittelbaren Umwelt tagtäglich erlebt. Insofern gehört es zu den vordringlichsten Aufgaben einer Übersetzungskompetenz-bezogenen Übersetzungswissenschaft, die Einheit und die Unterschiede von Übersetzungs-prozeduren, ihre generellen und ihre besonderen Merkmale zu ermitteln und zu begründen. Auf dieser Grundlage lassen sich dann Übersetzungskompetenz-Erkenntnisse erhoffen, die über alle subjektiven Handlungsunterschiede hinaus die objektiven Erscheinungsformen des Übersetzungsprozesses ins Blickfeld rücken und Übersetzungskompetenz in ihren formalen Strukturen und funktionalen Perspektiven durchschaubar machen.

Literaturverzeichnis:

- Baumer, Thomas (2002): *Handbuch Interkulturelle Kompetenz*. Zürich: Orell Füssli.
- van den Broeck, Raymond (1985): „Towards a more Appropriate Model of Translation Teaching“. In: Bühler, H. (Hg.): *Kongreßakte. X. Weltkongreß der FIT, Der Übersetzer und seine Stellung in der Öffentlichkeit*. Wien. FIT. 329-336.
- Ferguson, C.A.; Huebner, T. (1991): „Foreign Language Instruction and Second Language Acquisition in the United States“. In: de Bot, H. Kees et al (eds.): *Foreign Language Research in Cross-Cultural Perspective*. Amsterdam

- Philadelphia: John Benjamins. 3-19.
- Fillmore, Charles (1979): „On Fluency“. In: Fillmore, C. et al (eds.): *Individual Differences in Language Ability and Language Behavior*. New York: Elsevier. 85-101.
- Gardner, Howard (1983): *Frames of Mind. The Theory of Multiple Intelligences*. London: Fontana Press.
- Ingram, D.E. (1990): „The Australian Second Language Proficiency Ratings (ASLPR)“. In: *AILA Review* 7. 46-61.
- Krappmann, Lothar (2003): „Kompetenzförderung im Kindesalter“. In: *Zur Politik und Zeitgeschichte*. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament 24.02.2003. 14-19.
- Krings, Hans Peter (1986): *Was in den Köpfen von Übersetzern vorgeht. Eine empirische Untersuchung zur Struktur des Übersetzungsprozesses an fortgeschrittenen Französischlernern*. Tübingen: Narr.
- Linneweh, Klaus (2002): *Stresskompetenz. Der erfolgreiche Umgang mit Belastungssituationen in Beruf und Alltag*. Weinheim Basel: Beltz.
- Long, Michael H. (1991): „Focus on Form: A Design Feature in Language Teaching Methodology“. In: de Bot, K. et al (eds.): *Foreign Language Research in Cross-Cultural Perspective*. Amsterdam Philadelphia: John Benjamins. 39-52.
- Nord, Christiane (2000): *Modul-Modelle*. Manuskript.
- Risku, Hanna (1998): *Translatorische Kompetenz*. Tübingen: Stauffenburg.
- Snell-Hornby, M.; Hönig, H.; Kußmaul, P.; Schmitt P. (1998): *Handbuch Translation*. Tübingen: Stauffenburg.
- Tirkkonen-Condit, Sonia (2000): „Uncertainty in Translation Processes“. In: Tirkkonen-Condit, S.; Jääskeläinen, R. (ed.): *Tapping and Mapping the Processes of Translation and Interpreting. Outlooks on Empirical Research*. Amsterdam Philadelphia: John Benjamins. 123-142.
- Toury, Gideon (1984): „The Notion of 'Native Translator' and Translation Teaching“. In: Wilss, W.; Thome, G. (Hg.): *Die Theorie des Übersetzens und ihr Aufschlußwert für die Übersetzungs- und Dolmetschdidaktik*. Akten des Internationalen Kolloquiums der AILA, Saarbrücken 25.-30. Juli 1983. Tübingen: Narr. 186-195.
- Wilss, Wolfram (1992): *Übersetzungsfertigkeit. Annäherung an einen komplexen übersetzungspraktischen Begriff*. Tübingen: Narr.
- Wilss, Wolfram (1996): *Übersetzungsunterricht. Eine Einführung*. Tübingen: Narr.

Wilss, Wolfram (2000): *Wandlungen eines Universitätsinstituts. Vom 'Dolmetscherinstitut' zur 'Fachrichtung Angewandte Sprachwissenschaft sowie Übersetzen und Dolmetschen' der Universität des Saarlandes*. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag.

Wilss, Wolfram: „Übersetzen als Sonderform des Risikomanagements“. In: *Meta*, im Druck.

Felix Mayer

Die Ausbildung von Übersetzern und Dolmetschern in Europa vor dem Hintergrund des Bologna-Prozesses

Einleitung

Die europäische Bildungspolitik hat in den vergangenen Jahren grundlegende Veränderungen erfahren. In verschiedenen Erklärungen, darunter insbesondere der Bologna-Erklärung¹², haben sich die europäischen Staaten ehrgeizige Ziele gesetzt. Im Mittelpunkt steht die Schaffung eines europäischen Hochschul- und Forschungsraums, um die Attraktivität und die Wettbewerbsfähigkeit Europas entscheidend zu stärken. Dazu sind eine Reihe von Maßnahmen erforderlich:

Von besonderer Bedeutung ist die Harmonisierung der Ausbildung. Dabei geht es um eine gemeinsame Grundstruktur der Hochschulausbildung und die strukturelle und formale Übereinstimmung der Studiengänge (*principles of good accreditation and evaluation*). Dieses Ziel darf jedoch nicht mit einer inhaltlichen Gleichschaltung verwechselt werden. Die an Hochschulen erworbenen Abschlüsse sollen vielmehr vergleichbar und leicht verständlich sein.

Dies soll durch die europaweite Einführung von zwei bzw. drei Zyklen, die die bisherigen Studienverläufe in Europa ersetzen sollen, erreicht werden. Der erste Zyklus schließt nach ca. drei bis vier Jahren mit dem Bachelor ab und der zweite nach weiteren ein bis zwei Jahren mit dem Master. Bachelor und Master zusammen dürfen eine Regelstudienzeit von fünf Jahren nicht überschreiten. Der dritte, postgraduale Zyklus soll in einem europäischen Doktorgrad bestehen.

Um diese Vergleichbarkeit der Ausbildung und der Abschlüsse zu erreichen, soll die Ausbildung modularisiert werden, und es sollen nach vergleichbaren Standards Leistungspunkte vergeben werden. Darüber hinaus soll ein „Bologna-Studiendokument“ entwickelt werden mit einem europäischen Studienbuch, einem europäischen Studentenausweis sowie einem europäischen Diplomzusatz (*Diploma Supplement*), in dem das durchlaufene Studium und der Abschluss genauer erläutert werden. Gleichzeitig soll die Mobilität von

¹² Im einzelnen handelt es sich um vier Erklärungen: 1998 wurde die *Déclaration de la Sorbonne* von vier Europäischen Staaten verabschiedet. Darauf folgte 1999 die *Bologna declaration*, die bereits von 29 Staaten unterzeichnet wurde, 2001 das *Prague communiqué* mit 33 beteiligten Staaten und 2003 die *Conference of Berlin*, dessen Schlusscommuniqué von 40 Staaten unterschrieben wurde. Die nächste Konferenz wird 2005 in Bergen stattfinden.

Studierenden und Lehrenden gefördert werden. So soll es für Studierende möglich sein, den ersten Studienabschnitt in einem Land und den zweiten in einem zweiten Mitgliedsstaat des europäischen Hochschulraums zu absolvieren. Zusätzlich soll die Zusammenarbeit der Hochschulen gefördert werden, um einerseits vergleichbare Kriterien und Methoden zur Qualitätssicherung und andererseits gemeinsame Curricula sowie Studien- und Forschungsprogramme zu entwickeln.

Im Folgenden soll dargestellt werden, welche Auswirkungen und Chancen dieser sog. Bologna-Prozess für die Ausbildung von Übersetzern und Dolmetschern hat. Hierzu werden zunächst Grundlagen und Ziele der Ausbildung beschrieben. Im darauf folgenden Kapitel wird die Ausbildungslandschaft in Europa nach Bologna skizziert. Anschließend sollen Perspektiven und Entwicklungsmöglichkeiten aufgezeigt werden.

Grundlagen und Ziele der Ausbildung

Übersetzer und Dolmetscher, beide zusammen auch als Translatoren bezeichnet, üben auf wissenschaftlicher Grundlage eine praktische Tätigkeit aus. Die übersetzungswissenschaftlichen Studiengänge vermitteln idR die hierzu notwendige Kompetenz. Forstner (2001: 14) spricht in diesem Zusammenhang von „theoriegeleitete(r) Praxis und praxisorientierte(r) Theorie“.

Tätigkeitsfelder und translatorische Grundkompetenzen

Die Tätigkeitsfelder von Übersetzern und Dolmetschern, die eine relativ große Bandbreite aufweisen und nicht rein übersetzerischer Art sind sondern seit langem Tätigkeiten in den Bereichen Information, Dokumentation und Kommunikation einschließen, haben sich in den vergangenen zwei Jahrzehnten weiter diversifiziert. So sind, um nur einige Bereiche zu nennen, literarisches Übersetzen, Technische Redaktion, Lokalisierung und Filmsynchronisation beim Übersetzen, beim Dolmetschen Videodolmetschen, Fernseh-dolmetschen, Gebärdendolmetschen, Relaydolmetschen und *remote interpreting* hinzukommen. Vor dem Hintergrund dieser Erweiterungen sowie der zunehmenden Komplexität in allen Wissensbereichen ist davon auszugehen, dass die Diversifizierung in den kommenden Jahren weiter fortschreitet. Aus heutiger Sicht hat dies zur Folge, dass die Ausbildungsinstitutionen ihren Absolventen einerseits die bislang erforderlichen Kompetenzen vermitteln müssen. Andererseits müssen sie jedoch - vielleicht sogar in einem stärkeren Maße als früher – die Absolventen befähigen, die zukünftigen Herausforderungen in einer sich dynamisch verändernden Berufswelt rasch zu erkennen und zu bewältigen.

Heute können die zur Ausübung einer Tätigkeit im Bereich Übersetzen und

Dolmetschen notwendigen Grundkompetenzen wie folgt beschrieben werden; sie bilden in ihrer Summe die translatologische Kompetenz im weiteren Sinn:

Translatologische Kompetenz im engeren Sinn

Die translatologische Kompetenz im engeren Sinn umfasst die Teilkompetenzen pragmatische Handlungskompetenz im Übersetzen und/oder Dolmetschen sowie die dazu notwendige Theorie- und Methodenkompetenz.

Sprach- und fachsprachliche Kompetenz in Mutter- und Fremdsprache(n)

Die sprachliche Kompetenz bezieht sich auf die Sprachen, aus denen und in die übersetzt wird (A-, B- und C-Sprache), wobei der Muttersprache (A-Sprache) eine wichtige Bedeutung zukommt. Das in Fachvorlesungen erlernte Wissen stellt zusammen mit den in den Fachübersetzungen erarbeiteten Textkompetenz und den in den Übungen vermittelten Terminologie den Grundstock der Fachgebietskompetenz dar. Daher ist das Ergänzungs- oder Sachfach mit den parallel aufgebauten terminologischen Übungen und Fachübersetzungen für den Aufbau der fachsprachlichen Kompetenz von besonderer Bedeutung. Da in der Regel die eigentliche Spezialisierung erst nach dem Studium erfolgt, ist unabdingbar, dass einerseits die Grundlagen einer Fachsprache, andererseits aber die methodische Kompetenz, sich schnell und effizient in neue Themenbereiche einzuarbeiten, in der Ausbildung in hinreichender Weise vermittelt wird.

Thematisch werden häufig integrative Inhalte gefordert, z.B. allgemeiner Maschinenbau, Informationstechnologie, Medizin, Wirtschaftsrecht oder Patentrecht, die im Rahmen des traditionellen Fächerkanons Technik, Wirtschaft, Recht und Naturwissenschaften/Medizin vermittelt werden.

Kulturelle Kompetenz im Hinblick auf Mutter- und Fremdsprache(n)

Zur kulturellen Kompetenz gehören fundierte Kenntnisse gesellschaftlicher Verhältnisse in und zwischen den Arbeitskulturen, von politischen Strukturen über soziale Institutionen bis hin zu Konventionen und Verhaltensweisen im kommerziellen Alltag. Diese Kompetenzen müssen erworben werden im Hinblick auf die Länder, die als Arbeitssprachen vorgesehen sind, wozu als Ausgangsbasis immer auch die A-Sprache, in der Regel die Muttersprache, zählt.

Technologische und sprachtechnologische Kompetenz

Angehende Translatoren kommen ohne die Kenntnis einer Reihe von Tools nicht aus. Die Beherrschung der folgenden Computerprogramme ist heute Standard: Office-Anwendungen (Textverarbeitung, Tabellenkalkulation, Datenbanken, Präsentationsprogramme), Kommunikationssoftware (E-Mail, Komprimierung, usw.) und Internet-Recherche.

Darüber hinaus sind theoretische, methodische und praktische Kenntnisse im Hinblick auf den Einsatz maschinengestützter Übersetzungsprogramme (Translation-Memory-Systeme) und rechnerbasierter Terminologieverwaltung unabdingbar.

Kompetenz im Bereich der Softskills

Zu den heute als wichtig erachteten Softskills zählen insbesondere Flexibilität, Mobilität, Kommunikationsfähigkeit, Teamfähigkeit und die Bereitschaft zur Erschließung neuer Tätigkeitsfelder. Sie werden in besonderer Weise von der Praxis gefordert. Hier sind die Ausbildungsinstitutionen gefordert. Sie müssen einerseits Formen zum Ausbau der vorhandenen sozialen und persönlichen Kompetenzen entwickeln, andererseits aber als akademische Einrichtungen den theoretischen Hintergrund und die methodischen Grundlagen zum Aufbau der eigenständigen Problembewältigungskompetenz vermitteln.

Neuere Tätigkeitsfelder

Wie bereits erwähnt sind inzwischen weitere Tätigkeitsfelder und Berufsbilder hinzugekommen, die teilweise bereits von einigen Ausbildungsinstitutionen aufgegriffen wurden. Diese eher neueren Ausprägungen sollen nachfolgend kurz skizziert werden.

Software-Lokalisierung und Web-Lokalisierung

Software-Lokalisierer passen ein Softwareprodukt an einen lokalen oder regionalen Markt an, Web-Lokalisierer, eine Benennung, die nicht durchgehend auf Akzeptanz stößt, die Internetseiten. Hierzu sind neben einer soliden translatologischen Kompetenz erhebliche Kenntnisse im Software-Bereich erforderlich.

Mehrsprachige technische Redaktion

Mehrsprachige technische Autoren (*Technical Writers*) werden bei international tätigen Unternehmen eingesetzt. Zu ihren Aufgaben gehört in erster Linie die Darstellung komplexer Sachverhalte in anwenderorientierter Sprache (Bedienungsanleitungen, Handbücher). Zusätzlich zur sprachlichen Kompetenz sind insbesondere fundiertes Fachwissen und journalistische Fähigkeiten ausschlaggebend. Hinzu kommt zunehmend die Kenntnis spezifischer Software.

Sprachdatenverarbeitung

Sprachdatenverarbeitung umfasst eine Vielzahl von computerlinguistisch basierten Ansätzen im Bereich Sprache. Aus translatologischer Sicht verlangt sie Kompetenzen im Bereich des Workflow-Managements bei der mehrsprachigen Dokumentation und Übersetzung, der maschinengestützten Übersetzung sowie

der rechnergestützten Terminographie.

Sprachberatung

Zur Koordinierung des gesamten unternehmensinternen Sprachbedarfs werden zunehmend sog. Sprachberater (*language consultants*) beschäftigt. Sie organisieren das Sprachtraining der Mitarbeiter und den gesamten Übersetzungsbedarf eines Unternehmens. In manchen Fällen schließen die Tätigkeitsmerkmale auch die der Sprachdatenverarbeitung ein, so dass u.a. Festlegung von Anforderungen eines Auftrags, Festlegung von Richtlinien und Standards, Bestimmung von Zielgruppen, Vergabe von Übersetzungen und Überprüfung der gelieferten Arbeit, Projektmanagement und Qualitätssicherung eine bedeutende Rolle spielen. Zum Anforderungsprofil gehören häufig auch betriebswirtschaftliche Kenntnisse (Controlling, Kalkulation und Marketing).

Mehrsprachiges Kulturmanagement

Das Berufsbild des mehrsprachigen Kulturmanagers prägen sprachmittlerische, wirtschaftliche und kulturelle Tätigkeiten. Um im Bereich der Steuerung länderübergreifender Einrichtungen einsetzbar zu sein, muss der interkulturelle Vermittler neben sprachlichen Kenntnissen fundiertes Fachwissen über die politischen und wirtschaftlichen Strukturen der verschiedenen Kulturräume besitzen. Arbeit im multikulturellen Team, Moderationsfertigkeiten und Präsentationskompetenz vervollständigen seine Qualifikation. Internationale Kulturmanager werden in der Öffentlichkeitsarbeit verschiedener Kulturträger, in Verlagen, Medien sowie in den Bereichen Marketing und Organisation international tätiger Unternehmen eingesetzt.

Europa nach Bologna

Von einigen europäischen Ausbildungsinstitutionen im Bereich Übersetzen und Dolmetschen sind in jüngster Zeit vor dem Hintergrund der Bologna-Erklärung neue Curricula eingeführt worden. Trotz der gemeinsamen Ausrichtung auf die neuen Richtlinien unterscheiden sie sich voneinander, was an Lehrtraditionen, unterschiedlichen Schwerpunkten und einer Vielzahl anderer Gründe liegt. Diese Unterschiede sind zwischen den verschiedenen Ländern der Europäischen Union, aber auch innerhalb der einzelnen Länder anzutreffen. Dabei spielen nicht nur Unterschiede in der inhaltlichen Ausrichtung, sondern auch formale Unterschiede im Hinblick auf die Bewertung von Leistungen eine Rolle. Gerade die unterschiedliche Bewertung hat zur Folge, dass dem Anspruch, der durch die Bologna-Erklärung an die Einführung von BA-/MA-Studiengängen gestellt wird, nur schwer nachzukommen sein wird.

Trotz der unterschiedlichen Auffassungen im Hinblick auf die Ausrichtung und das Ausbildungsprofil von BA- versus MA-Studiengängen zeichnet sich die Tendenz ab, dass BA-Studiengänge die pragmatischen und wissenschaftlichen Grundkompetenzen im Übersetzen und Fachübersetzen vermitteln. MA-Studiengänge bauen in der Regel darauf auf und vermitteln spezifische und weitergehende pragmatische und wissenschaftliche Kompetenzen in diesen beiden Bereichen; darüber hinaus legen sie die Grundlage für die Ausbildung des akademischen Nachwuchses.

Derzeit werden die folgenden BA-/MA-Studiengänge angeboten; diese Auflistung kann kaum vollständig sein, da die Entwicklung neuer Studiengänge im Großen und Ganzen, von Ausnahmen abgesehen, noch am Anfang steht:

BA-Studiengänge:

- Mehrsprachige Kommunikation
- Internationale Kommunikation
- Internationale Kommunikation und Übersetzen
- Interkulturelle Kommunikation
- Sprache und Kultur
- Übersetzen
- Community Interpreting

MA-Studiengänge:

- Translation
- Fachübersetzen
- Fachübersetzen in ... (z.B. Patentwesen)
- Fachübersetzen und Terminologie
- Übersetzen und Gesprächsdolmetschen
- Konferenzdolmetschen
- Internationale Fachkommunikation
- International Management and Intercultural Communication
- Software-Lokalisierung/Technische Dokumentation
- Terminologie/Sprachtechnologie
- Medien- und Literaturübersetzung
- Filmsynchronisation
- Gebärdensprachdolmetschen

Aus dieser unvollständigen Auflistung lässt sich auch herauslesen, dass die Ausbildungseinrichtungen die Einführung der neuen Abschlüsse nutzen, um auf die Erfordernisse des Marktes und die Bedürfnisse der Studierenden einzugehen: An

vielen Hochschulen werden Studiengänge eingeführt, die nicht die Sprachmittlung, also Übersetzen und Dolmetschen, in den Mittelpunkt stellen, wohl aber die Kenntnis von Sprache und Kultur. Diese Studiengänge, die „Kommunikation“ in Verbindung mit „mehrsprachig“, „international“ oder „interkulturell“ anbieten, sind eine konsequente Umsetzung der Erfahrungen mit den Einsatzbereichen der bisherigen Absolventen. Denn viele Absolventen der einschlägigen Studiengänge arbeiten nicht in ihren primären Kompetenzbereichen, dem Übersetzen oder Dolmetschen, sondern setzen ihre sprachlichen und kulturellen Fertigkeiten als essentielle Kompetenzen ein.

Die relativ kurzen, ein- bis zweijährigen MA-Studiengänge bieten die Möglichkeit, für Spezialisierungen wie Medien- und Literaturübersetzung, Filmsynchronisation, Software-Lokalisierung oder Terminologie (Aufbau-)Studiengänge zu entwickeln.

Nachfolgend wird die Situation in einer kleinen Auswahl von Ländern kurz beschrieben:

Dänemark

In Dänemark wurden bereits Mitte der 90er Jahre dreijährige BA-Studiengänge mit fachsprachlicher Ausrichtung in den Sprachen Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch, Russisch und Spanisch eingeführt. Diese BA-Studiengänge umfassen neben anderen Fächern eine Hauptsprache und ein Nebenfach, das auch eine zweite Fremdsprache sein kann.

Auf dem BA setzt heute u.a. der zweijährige MA-Studiengang auf, der mit dem Titel *cand. ling. merc.*, der mit dem Diplom-Übersetzer und Diplom-Dolmetscher vergleichbar ist, abschließt und die Voraussetzung für den Erwerb des geschützten Titel 'Translatør' ist. Auch Nebenfächer können als MA-Studiengänge fortgesetzt werden, so dass insgesamt folgende MA-Profile bestehen: Übersetzen & Dolmetschen, Kommunikation, Interkulturelle Marktstudien, Europäische Studien und Amerikanische Studien.

Deutschland

In Deutschland werden Übersetzer und Dolmetscher mit unterschiedlichen Schwerpunkten an acht Universitäten (Berlin, Bonn, Düsseldorf, Heidelberg, Hildesheim, Leipzig, Mainz-Germersheim und Saarbrücken), vier Fachhochschulen (Flensburg, Köln, Köthen und Magdeburg) und in Bayern an fünf Fachakademien ausgebildet. Die Ausbildung von Übersetzern und Dolmetschern erfolgte bisher an den Hochschulen in der Regel in Form von Diplomstudiengängen mit acht Semestern Regelstudienzeit, an den bayrischen Fachakademien in der Regel in sechs Semestern mit einem Staatlichen Abschluss.

An wenigen Hochschulen wurden bereits BA-/MA-Studiengänge eingeführt,

einige sind in der Akkreditierungsphase oder in Vorbereitung.

So bietet die Universität Hildesheim seit dem Studienjahr 2000/2001 einen sechssemestrigen BA-Studiengang „Internationale Kommunikation und Übersetzen“ an und hat inzwischen weitere BA- und MA-Studiengänge eingeführt. Zum Studienjahr 2002/2003 hat auch die Fachhochschule Köln BA- und MA-Studiengänge eingeführt, die Universität Mainz-Germersheim zum Studienjahr 2003/2004. Teilweise werden diese neuen Studiengänge, ebenso wie ein BA Community Interpreting an der Fachhochschule Magdeburg, parallel zu den traditionellen Diplom-Studiengängen angeboten.

England

Im Vereinigten Königreich werden Übersetzer und Dolmetscher zur Zeit an 27 Universitäten in England, Schottland und Wales ausgebildet. Der Schwerpunkt liegt auf der Übersetzerausbildung in einjährigen MA-Studiengängen, was einen erheblichen curricularen Unterschied zur Situation in anderen europäischen Ländern darstellt. Die MA-Studiengänge sind meistens als Aufbaustudium konzipiert und setzen auf einem achtsemestrigen BA-Studiengang mit dem Schwerpunkt Fremdsprachen/Kommunikation auf, in dem zwei Semester als Praktikant/in- bzw. Austauschstudent/in eingeschlossen sind. Insgesamt wird Translation als Haupt- oder Nebenfach in BA-Studiengängen an 10 Universitäten angeboten, von denen nur zwei keine postgradualen Studiengänge zur Wahl stellen.

Auf postgraduaalem Niveau werden an 27 Universitäten insgesamt 37 MA-Studiengänge angeboten, von denen neun ein gemeinsames Curriculum Übersetzen und Dolmetschen, zwei nur Dolmetschen und die Mehrheit (23) eine (Fach)-Übersetzerausbildung anbietet. Hinzu kommen drei MA-Studiengänge im literarischen Übersetzen. Ein MA-Studiengang besteht aus zwei Semestern als ‘full-time student’ (aus vier Semestern als ‘part-time student’) mit anschließender ‘MA-Dissertation’ – entweder einer Forschungsarbeit oder einer Übersetzung mit Kommentar. Zwei postgraduale Diplom-Studiengänge werden ohne die Möglichkeit einer MA-Dissertation angeboten. Unter postgradualen Studierenden sind immer zahlreicher sogenannte ‘mature students’, die eine zweite Karriere anstreben, zu finden.

Der Trend in der Übersetzerausbildung in den letzten zwanzig Jahren lässt sich wie folgt charakterisieren: ein etwa dreifacher Anstieg bei der Anzahl von postgradualen Studiengängen, immer weniger postgraduale Studiengänge ohne MA-Möglichkeit und eine wachsende Anzahl von BA-Studiengängen.

Italien

Italien scheint im Hinblick auf die Umsetzung des neuen europäischen Rahmens

am weitesten fortgeschritten zu sein. Eine Hochschulreform im Jahre 2000 hatte zur Einführung des BA- und MA-Ansatzes an allen italienischen Hochschulen geführt. Dies hatte im Bereich Übersetzen und Dolmetschen zur Folge, dass neben den beiden klassischen Universitäten Trieste und Forlì, die BA-Studiengänge (laurea triennale) und MA-Studiengänge (laurea specialistica) anbieten, auch weitere Hochschulen Ausbildungen im Bereich Übersetzen anbieten, die in der Regel jedoch auf den ersten Zyklus (laurea triennale) beschränkt sind.

So bietet beispielsweise die Università degli Studi di Trieste eine laurea triennale (BA) in Übersetzen und Dolmetschen und zwei lauree specialistiche (MA), eine in Fachübersetzen, die andere in Konferenzdolmetschen, an.

Österreich

In Österreich werden Übersetzer und Dolmetscher an drei Universitäten, Graz, Innsbruck und Wien, ausgebildet. In Graz und Innsbruck wurden jeweils zum Wintersemester 2002/2003 neue (Diplom-)Studienpläne eingeführt; BA- und MA-Studiengänge werden an beiden Hochschulen diskutiert. An der Universität Wien wurden zum Wintersemester 2003/2004 ein BA und mehrere MA eingeführt: BA in Internationaler Kommunikation, MA in Übersetzen und Gesprächsdolmetschen, MA in Fachübersetzen und Terminologie, MA in Konferenzdolmetschen und MA in Medien- und Literaturübersetzen.

Schweiz

In der Schweiz werden Übersetzer und Dolmetscher an der Ecole de Traduction et d'Interprétation der Universität Genf und an der Zürcher Fachhochschule ausgebildet. In der Schweiz sollen alle Studiengänge bis 2010 auf das BA-/MA-Modell umgestellt sein; die ETI wird voraussichtlich zum Wintersemester 2004/2005 die Umstellung auf BA-/MA-Studiengänge vornehmen.

Perspektiven und Entwicklungsmöglichkeiten

Die bis 2010 in allen Ländern, die am Bologna-Prozess teilnehmen, vorzunehmende Einführung der BA-/MA-Struktur bringt frischen Wind in die vielfach in Jahrzehnten gewachsenen Ausbildungsstrukturen. Allerdings ist dazu notwendig, die Ausbildungsprofile neu zu konzipieren und nicht lediglich die bisherigen Diplomabschlüsse in die neuen Abschlüsse zu überführen.

Eine große Veränderung liegt in den gestuften Abschlüssen Bachelor und Master: Gab es bislang einen berufsqualifizierenden Abschluss, das Diplom, an den sich eine Promotion anschließen konnte, so gibt es nun statt des Diploms zwei Abschlüsse; an den Master kann sich weiterhin eine Promotion an-

schließen.

Die politische Anforderung heißt, dass beide Abschlüsse berufsqualifizierend sein müssen. Im Hinblick auf den höherwertigen MA ist dies unbestritten. Die Auflistung der neuen Ausbildungsangebote im BA-Bereich in Kapitel drei zeigt jedoch deutlich die Skepsis vieler Ausbilder, innerhalb eines drei- bis maximal vierjährigen Studiums professionelle Übersetzer auszubilden. Es fällt hier auch das Schlagwort des *Translator light*. Viele Ausbildungsinstitutionen weichen daher aus auf Sprache und Kultur und bezeichnen ihre Studiengänge häufig als mehrsprachige, internationale oder interkulturelle Kommunikation. Nur wenige sind davon überzeugt, im BA die Grundkompetenzen der Translation für einen soliden Einsatz in der Praxis vermitteln zu können. Hier wird letztlich der Markt entscheiden, in welchen Bereichen die aus unternehmerischer Sicht günstigeren BA-Absolventen eingesetzt werden.

Auch eine weitere politische Anforderung, die Verkürzung der Ausbildungszeiten, wird sich im Bereich der Translation wohl erst im Markt zeigen: Der BA ist mit in der Regel sechs Semestern definitiv kürzer. Der MA mit weiteren vieren institutionalisiert lediglich die de-facto-Länge der traditionellen Diplom-Studiengänge in der Translation, die de jure häufig auf acht oder neun Semester angelegt waren.

Aus Sicht der deutschen Fachhochschulen bietet das neue Modell interessante Perspektiven: BA-Absolventen von Universitäten und Fachhochschulen werden beide im öffentlichen Dienst in den mittleren Bereich, den sog. gehobenen Dienst, eingestuft. Und sie können beim für die Einführung der Studiengänge notwendigen Akkreditierungsverfahren Wert darauf legen, dass ihre MA-Absolventen ebenso wie die der Universitäten in den oberen Bereich, den sog. höheren Dienst, eingestuft werden. Wird auch für die Promotion eine entsprechende Lösung gefunden, so hätten die Fachhochschulen, die sich inzwischen häufig als *University of applied sciences* bezeichnen, eine weitgehende Gleichstellung mit den Universitäten erreicht.

Nur ein Teil der BA-Absolventen, so die bildungspolitische Vorgabe, soll sich dem MA-Studium unterziehen. Dies ermöglicht eine individuellere Betreuung der Studierenden, sofern nicht gerade im MA-Bereich kurzfristig Kürzungen angesetzt werden. Gleichzeitig bietet sich damit die Chance, stärker als bisher Forschungsansätze in die Lehre einzubringen und mit den motivierteren Studierenden Forschungsprojekte einzuwerben.

Gelingt es länderübergreifend, die Ausbildung bei einer hohen Differenzierung der Angebote strukturell und formal zu harmonisieren, so werden davon in erster Linie die Studierenden profitieren: Die bislang vielfach mühseligen Verfahren zur Anerkennung von Studienleistungen entfallen, und die Studierenden können die Hochschulen auswählen, die die gewünschte Spezialisierung anbietet.

Gerade im MA-Bereich ist es dadurch aus Sicht der Ausbilder sowie der zukünftigen Absolventen möglich, den zunehmend differenzierteren und komplexeren Anforderungen des Marktes Rechnung zu tragen.

Literaturverzeichnis

Arntz, Reiner (2001) *Fachbezogene Mehrsprachigkeit in Recht und Technik*. Hildesheim: Olms.

ASSIM Study (1999): *Evaluation of the Economic and Social Impact of Multilingualism in Europe. Final Report – Initial Study. Executive Summary*.

Brethauer, Volker (2001): „Fernseh Dolmetschen – Stimmen aus dem Off“. In: Mayer (2001). 93-96.

Huber, D. (2001) „Ausbildung und Arbeitsmarkt für Übersetzer und Dolmetscher im Spannungsfeld der aktuellen Entwicklungen“. In: Mayer (2001). 3-12.

Forstner, Martin (2001) „Zur Diskussion über die Einführung von Bachelor/Master-Abschlüssen in den Translationsstudiengängen im allgemeinen und in Deutschland im besonderen“. In: Van de Velde (2001). 5-39.

Koordinierungsausschuss „Praxis und Lehre“ des Bundesverbandes der Übersetzer und Dolmetscher (BDÜ)(1986): „Memorandum“. In: MDÜ – Mitteilungsblatt für Übersetzer und Dolmetscher, 5/86. 1-8.

Lauridsen, Karen M. (2001): „Denmark in the Bologna Process“. In: Van de Velde (2001). 47-51.

Lee-Jahnke, Hannelore (2001): „La déclaration de Bologne et ses implications: Une perspective suisse“. In: Van de Velde (2001). 91-108.

Mayer, Felix (Hg.)(2001) *Dolmetschen & Übersetzen. Der Beruf im Europa des 21. Jahrhunderts*. Akten des Kongresses des BDÜ-Landesverbandes Bayern. 23.-25. November 2001, München. Freiburg: freigang, mauro+reinke.

Prunč, Erich (2001): „Die Studienreform in Österreich“. In: Van de Velde (2001). 53-70.

Riccardi, Alessandra (2003): „Neue Schwerpunkte auf dem Gebiet des Dolmetschens im 21. Jahrhundert“. In: Wilss (2003). 193-2003.

Schättle, Margaret (2002): „Translation and Interpretation Studies at the University of Vienna – Today and Tomorrow“. In: Synaps 11, 2002. 10-17.

Schmitt, P.A. (1990) „Die Berufspraxis der Übersetzer. Eine Umfrageanalyse“. In: Berichtssonderheft des Bundesverbandes der Übersetzer und Dolmetscher. Bonn: BDÜ.

- Schmitz, K.-D. (2002) „Neue gestufte und modulare Ausbildungsmodelle im Bereich Übersetzen und Dolmetschen“. In: Wilss (2003). 204-212.
- Slade, Steve (2001): „Translator and interpreter training in the United Kingdom“. In: Van de Velde (2001). 41-45.
- Van de Velde, Marc (ed.)(2001): *De vertalers en tolkenopleiding in Europa na Bologna*. Gent: Mercator Hogeschool.
- Wilss, Wolfram (1999) *Translation and Interpreting in the 20th Century. Focus on Germany*. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins. (Deutsche Fassung: Übersetzen und Dolmetschen im 20. Jahrhundert. Schwerpunkt deutscher Sprachraum. Saarbrücken: Asko Europa-Stiftung.)
- Wilss, Wolfram (Hg.)(2003): *Die Zukunft der internationalen Fachkommunikation im 21. Jahrhundert (2001-2020)*. Gunter Narr Verlag: Tübingen.

Christiane Böhler

Die Europäische Dimension oder Curricula im Würgegriff der Politik

Einleitung: Die Vorgeschichte

Es war knapp nach dem Ende des 2. Weltkrieges, als an der Universität Innsbruck beschlossen wurde, ein Institut für Dolmetscherausbildung einzurichten. Der diesbezügliche Antrag wurde seitens des damals zuständigen Gremiums genehmigt und bald darauf eine entsprechende Studienordnung erlassen, die ein Übersetzer- und Dolmetschstudium in einer Fremdsprache vorsah. Das Institut war integrativer Bestandteil der Philologien ohne eigene Räumlichkeiten und ohne eigenen Vorstand; das Studium war als ergänzende Berufsausbildung konzipiert, die parallel zu den anderen philologischen Studien absolviert werden konnte (Für eine detaillierte Beschreibung der Geschichte des Instituts für Translationswissenschaft der Universität Innsbruck siehe Annemarie Schmid 1998). Erst 1972 entstand im Rahmen der damaligen Studienreform die - für Studierende nach dem alten Studienplan - bis heute gültige Studienordnung (Verordnung des Bundesministers für Wissenschaft und Forschung vom 3. Oktober 1972) für die Studienrichtung Übersetzer- und Dolmetscherausbildung.

Diese sah ein Vollstudium in zwei Fremdsprachen vor und begründete mit den neu eingeführten wissenschaftlichen Pflichtvorlesungen den akademischen Status des sonst ausschließlich praxisorientierten Studiums. Ungefähr in jene Zeit, nämlich in die Mitte der sechziger Jahre, reicht die Abgrenzung des Faches von Sprach- und Literaturwissenschaft und seine Etablierung als eigenständige „Übersetzungswissenschaft“ zurück. Eugene Nida (1969) ist die Entwicklung einer von linguistischen Modellen losgelösten Konzeption der Übersetzungswissenschaft zu verdanken - ein Ansatz, der in der Folge von Katharina Reiß, Hans. J. Vermeer, Justa Holz-Mänttari u.a. aufgenommen und weiter geführt wurde. Damit war die Grundlage für die Entwicklung moderner Übersetzungstheorien gelegt, die nach einer paradigmatischen Wende in den achtziger Jahren in eine pragmatische, funktional-handlungstheoretische Richtung gingen. Die heutige, am Adressaten orientierte - und seit Snell-Hornby (1988, Snell-Hornby et al. 1994) oft als interdisziplinäre Wissenschaft bezeichnete - Translationswissenschaft hat sich endgültig von dem linguistisch-normativ orientierten Ansatz gelöst und sich als eigene Wissenschaft profiliert.

Die feste Verankerung des Faches an der Universität mit einer im Ansatz auch forschungsgeleiteten Ausbildung erhöhte deutlich sein Image sowie insgesamt das Berufsbild des Übersetzers und Dolmetschers, sodass das neu eingerichtete Studium zunehmend an Attraktivität gewann. Die kontinuierlich ansteigenden Hörerzahlen verwandelten schließlich ein anfänglich beinahe virtuelles Institut in ein Großinstitut mit über 500 Studierenden.

Seit den siebziger Jahren hatte sich, wie oben ausgeführt, die junge Disziplin der Übersetzungswissenschaft explosionsartig weiter entwickelt. Parallel dazu fand ein technologischer Entwicklungssprung statt, der den Einsatz neuer Medien auch auf dem Translationssektor unumgänglich machte, sodass der neue Studienplan schon bald wieder veraltet erschien.

Dazu kam eine ständige Überschreitung der Studiendauer: Es war offensichtlich, dass die Fremdsprachenkompetenz der neu eintretenden Studierenden in der Regel nicht ausreichend war, um binnen 8 Semestern einen Abschluss in Übersetzen oder Dolmetschen in zwei Fremdsprachen erwerben zu können. Die Tatsache, dass die Studierenden bei Nichteinhaltung der vorgesehenen Studiendauer aus dem sozialen Netz fielen (Verlust der Kinderbeihilfe, der Studienbeihilfe etc.) war ein wichtiger Faktor, der nicht unberücksichtigt bleiben durfte. Die gesamtösterreichische Studienkommission entschied sich daher zur Einführung eines propädeutischen Jahres, welches der Weiterführung oder Perfektionierung der Sprach- und Kulturkompetenz in den gewählten Fremdsprachen dienen sollte.

Der neue Studienplan

Das UOG 1993 (Bundesgesetz über die Organisation der Universitäten) ermöglichte die Erstellung eines neuen Curriculums für die Studienrichtung Übersetzen und Dolmetschen, welches die Anzahl der vorgeschriebenen Studiensemester auf 10 erhöhte und einen Semesterstundenrahmen von 150 vorsah.

Der Entwicklung des neuen Studienplanes gingen unzählige Fachdiskussionen und Sitzungen teils der gesamtösterreichischen Studienkommission teils der einzelnen Studienkommissionen von Wien, Graz und Innsbruck voraus. Die Fertigstellung erfolgte im Jahre 2000 und im Jahr darauf trat der neue Studienplan für die *Studienrichtung Übersetzen und Dolmetschen* an der Universität Innsbruck in Kraft; Graz folgte 2002 und Wien 2003. Wenn sich auch letztlich die drei Studienpläne (*Studienplan Innsbruck 2004*; *Studienplan Graz 2002*; *Studienpläne Wien 2003*) in einigen Punkten unterscheiden - Wien entschied sich in letzter Sekunde zur Einführung eines Bakkalaureatsstudiums mit mehreren Magisterstudien anstelle des in Graz und Innsbruck entwickelten Diplomstudiums. Darüber hinaus unterscheiden sich die drei Curricula in unter-

schiedlicher Anzahl der Studienzweige bzw. Schwerpunktsetzung - so liegt ihnen doch ein gemeinsames Berufsprofil zugrunde.

Das Ziel ist die Ausbildung der Studierenden zu professionell handelnden Übersetzern und Dolmetschern, die über die nötige Methodik und translatorische Kompetenz verfügen, um komplexe Übersetzungs- und Dolmetschaufgaben auftragsgemäß und adressatenspezifisch zu lösen und zwar unter Einsatz aktueller technologischer translationsrelevanter Hilfsmittel.

Unter translatorischer Kompetenz verstehe ich ein Zusammenspiel von Kultur-, Sprach- und Sachkompetenz sowie der Kompetenz „auf der Grundlage einer translatologisch geleiteten Reflexion Fähigkeiten und Fertigkeiten rollenspezifisch und ethisch vertretbar in einer translatorischen Handlung zieladäquat anzuwenden“ (Wußler 2002).

Um dieses Bildungsziel zu erreichen, unterscheidet sich der neue Studienplan in einigen wichtigen Eckpunkten vom alten:

Durch die Einführung eines zweisemestrigen Propädeutikums umfasst das Studium nun drei Studienabschnitte. Der neue erste Studienabschnitt wird mit der Ersten Diplomprüfung abgeschlossen, welche die nach alter Studienordnung vorgesehene, aber nach dem Universitäts-Studiengesetz von 1993 nicht mehr gesetzeskonforme Ergänzungsprüfung ersetzt. Damit ist die Überprüfung der für die Fortführung des Studiums notwendigen Sprachkompetenz gewährleistet. Außerdem wird im ersten Studienabschnitt in Hinblick auf die folgende translatorische Ausbildung ein Schwerpunkt auf den Ausbau der muttersprachlichen Kompetenz gelegt. Hierbei wird das – nach Abschluss des Regelschulwesens meist nur unzulänglich vorhandene, für das Übersetzen aber unbedingt erforderliche – Textsortenwissen ergänzt sowie spezifische Analyseverfahren, Textgestaltung u.ä. trainiert.

Um eine an die aktuellen Markterfordernisse angepasste Ausbildung zu bieten, erfolgte eine Aufwertung der Zweiten Fremdsprache, die nun annähernd im selben Stundenausmaß studiert wird wie die Erste Fremdsprache. Damit sind insbesondere die Bewerbungsvoraussetzungen für internationale Organisationen und große öffentliche Institutionen erfüllt.

Um die heute allgemein geforderte Flexibilität gegenüber neuen Berufsbildern bereits im Studium zu verankern, bietet die modulare Struktur des dritten Studienabschnittes ein flexibles Modell zur Studiengestaltung. Hier sind insgesamt 4 teils studienzweigübergreifende teils studienzweigspezifische Pflichtfächer zu absolvieren sowie 5 Wahlfächer: Die Wahlfächer sind beliebig kombinierbar (ein Wahlfach kann auch in einem anderen als dem gewählten Studienzweig absolviert werden), sodass die Studierenden sich selbst für eine Schwerpunktsetzung - das heißt Spezialisierung auf ein bestimmtes Sachfach -

oder für ein breiteres Ausbildungsspektrum entscheiden können.

Um dem eingangs erwähnten Ziel, nämlich einem Absolventenprofil möglichst eigenverantwortlicher, sich ihrer Professionalität bewussten Übersetzer/Dolmetscher gerecht zu werden, erfuhr das Prüfungswesen deutliche Änderungen: In der Absicht mehr Transparenz und Logik in die Leistungsfeststellung einzubringen, wurden zunächst die Fachprüfungen am Ende jedes Studienabschnittes auf die dominanten Inhalte des jeweiligen Studienabschnittes abgestimmt. Das heißt konkret, dass im ersten Studienabschnitt die Sprachkompetenz in Mutter- und Fremdsprachen geprüft wird, im zweiten Studienabschnitt die translatorische Kompetenz und im dritten Studienabschnitt das wissenschaftliche Fach sowie ein vom Studierenden zu wählendes Fach aus dem Spezialisierungsbereich (Studienschwerpunkt). Alle anderen Prüfungsteile können in Form von Lehrveranstaltungsprüfungen kumulativ absolviert werden.

Der zweite Leitgedanke bei der Neuordnung des Prüfungswesens war, dass von den Prüfungskandidaten der Nachweis ihrer Professionalität nur über die Abwicklung eines möglichst realen Auftragsprojekts erbracht werden kann. Daher sollten die Prüfungssituationen den realen Berufssituationen entsprechen und demnach wurde beschlossen, dass die Abschlussprüfungen in Form von Projektarbeiten erfolgen, die sich über einen längeren Zeitraum erstrecken und unter Zulassung sämtlicher zugänglicher Hilfsmittel erstellt werden.

Um schließlich auch der technologischen Entwicklung im Bereich des Übersetzer- und Dolmetscherarbeitsplatzes gerecht zu werden, wurden die Fächer *Informations- und Terminologiemanagement* sowie *Translationsrelevante EDV* eingeführt. Auf diese Weise lernen die künftigen Übersetzer und Dolmetscher in einer einführenden Lehrveranstaltung mit den modernen Hilfsmitteln zu arbeiten, die im Rahmen einer globalen Kommunikationsgesellschaft unabdingbar sind (§ 22 Studienplan neu), sowie in den weiterführenden Lehrveranstaltungen den effizienten Einsatz translationsrelevanter Software, Nutzung von WWW-Ressourcen etc. (§ 31 Studienplan neu).

Das Konzept stellt eine erfolgreiche Ausbildung der Studienanfänger zu professionellen Übersetzern und Dolmetschern in Aussicht und wurde von den Studierenden auch gut angenommen. Leider ergaben sich bei der Realisierung des Studienplanes von Beginn an Probleme.

Diese gründeten in einer nicht sachgerechten Budgetierung sowie in Rahmenbedingungen seitens des zuständigen Ministeriums, die den Erfordernissen nicht entsprachen:

Die Budgetierung erfolgte auf der Grundlage der vorhandenen Ressourcen (Personal, Lehrauftragsvolumen etc.) und unter Berücksichtigung der aktuellen Hörerzahlen. Der feste Personalstand unterliegt jedoch Wandlungen (Karen-

zierungen, Pensionierungen, Emeritierungen), ebenso wie die Zahl der Studierenden: Der mit Einführung der Studiengebühren erwartete Einbruch bei den Neuzulassungen fand in unserer Studienrichtung nicht statt, im Gegenteil, die Studierendenzahlen stiegen an (zur genauen Zahlenanalyse siehe die Statistiken der Universität Innsbruck unter www.uibk.ac.at/c101/adv/index1.html), jedenfalls gab es im Wintersemester 2001, dem Jahr der Einführung des neuen Studienplans, 91 Neuzulassungen, während es im Wintersemester 2000 nur 75 gewesen waren; die Anzahl jener, die das Fach als Wahlfach oder Wahllehrgang belegen, war und ist nicht abzuschätzen.

Die Auflagen des Ministeriums waren Kostenneutralität bzw. anzustrebende Einsparungen. Eine Verlängerung der Studiendauer um zwei Semester sowie eine erhöhte Spezialisierung der Ausbildung, u.a durch die Einführung eines gänzlich neuen Studienzweiges (Medienkommunikation), kann aber nicht kostenneutral sein.

Der Druck zur zeitgerechten Einführung der neuen Studienpläne führte dennoch dazu, dass ein nicht ausgereifter Realisierungs- und Budgetplan beschlossen wurde. Trotz der genannten Variablen wurden das neue Curriculum für die Studienrichtung Übersetzen und Dolmetschen von der Universität Innsbruck als bedeckbar erklärt und dem Institut für das Startjahr ein errechnetes Budget zugewiesen. Wie sich dann herausstellen sollte, wurde das Budget nicht jährlich den aktuellen Bedingungen (steigende Hörerzahlen, Studierende im Wahlfach, Erhöhung der Lehrabgeltung, erhöhte Verwaltungs- und Lehrkosten für 2 parallel verlaufende Studien alt und neu etc.) angepasst, sondern im Gegenteil, das Budget wurde eingefroren.

Im Studienjahr 2003/04 wurde im Zuge der Neustrukturierung der Universität gemäß UG 2002 den einzelnen Fakultäten und in der Konsequenz den Instituten verordnet, an ihrem jeweiligen Lehrbudget Einsparungen im Ausmaß von 20% vorzunehmen. Gleichzeitig wurde ein genereller Aufnahmestopp im Personalbereich verfügt und schließlich lösten die neuen Vertragsregelungen für Lehrbeauftragte nach dem Angestelltengesetz eine Teuerungswelle aus, die ebenfalls von den einzelnen Fakultäten und Instituten bei gleicher Zuteilung der Mittel aufgefangen werden sollten (die Finanzmisere war natürlich nicht von den Universitäten selbst verschuldet, sondern auf einen rigorosen Sparkurs der amtierenden Regierung und des zuständigen Ministeriums für Wissenschaft und Forschung zurückzuführen). Es musste wohl nicht explizit ausgesprochen werden, dass solche Bedingungen nur durch reale Streichungen in der Lehre erfüllt werden können. Eine Verminderung des Lehrangebots führt nicht nur zu einer deutlichen Qualitätsminderung der Ausbildung, sondern kommt grundsätzlich nur für zusätzlich zur Pflichtlehre angebotene Lehrveranstaltungen, die das Fach ergänzen oder vertiefen, in Frage. Im dargestellten Fall der Studien-

richtung Übersetzen und Dolmetschen konnte allerdings auf Grund des zu nieder veranschlagten Budgets von Beginn an lediglich die Pflichtlehre - und diese nicht zu 100 % eingerichtet werden (der neu eingerichtete Studiengang *Medienkommunikation* kann derzeit noch in keinem einzigen Sprachenpaar zur Gänze eingerichtet werden, lediglich vereinzelte Module bzw. Lehrveranstaltungen werden angeboten). Dies bedeutet, dass mit den zugewiesenen Mitteln der im Curriculum gesetzlich verankerte Lehrplan nicht zu erfüllen ist. Diese Situation ist rechtlich nicht haltbar: Die Studierenden, von denen darüber hinaus auch noch Studiengebühren eingehoben werden, haben ein Recht auf die Möglichkeit, ihr Studium in der gesetzlich vorgeschriebenen Dauer zu beenden.

Die Entwicklung eines Bakkalaureats

Im Zuge der Umsetzung der Universitätsreform erhielt die Universität Innsbruck im Herbst 2003/04 ein neues Führungsteam, welches dieser verordnete, den vom Ministerium empfohlenen so genannten Bologna-Prozess umzusetzen. In der am 19.06.1999 in Bologna verabschiedeten gemeinsamen Erklärung von 29 europäischen Bildungsministern *Der europäische Hochschulraum* wird unter anderem die „Einführung eines Systems leicht verständlicher und vergleichbarer Abschlüsse“ [...] zur Förderung der Mobilität und „arbeitsmarktbezogenen Qualifizierung seiner Bürger“ als ein Ziel genannt. Dies bedeutet, dass sich die Mitgliedstaaten der EU zur Einführung eines einheitlichen Bildungssystems verpflichten. Das neue Rektorat wies also im Sinne des Bologna-Papiers alle Fakultäten an, Bakkalaureats- und Magisterstudien zu entwickeln, welche die erst vor kurzem neu eingeführten Diplomstudien ersetzen sollten. Ein Leitgedanke dabei war die Auflösung der zahlreichen bestehenden Studienrichtungen und Zusammenlegung in größere Fachbereiche, wodurch Einsparungen (Synergieeffekte, höhere Teilnehmerzahlen in den einzelnen Kursangeboten etc.) erzielt werden sollten. Dieser Leitgedanke geht in die falsche Richtung, denn Fusionierungen von Studien führen zwangsläufig zu deren Qualitätsverlust. Außerdem wäre die – in der Bologna-Erklärung ausdrücklich geforderte – nationale und internationale Vergleichbarkeit nicht gegeben, was nicht nur die Qualität, sondern auch die Attraktivität der Studien untergraben würde. Nicht zuletzt lässt sich gerade auf dem Gebiet der Fremdsprachkompetenz nachweisen, dass die Standards in jenen Ländern, die seit langem Bakkalaureatsstudien eingeführt haben, im internationalen Vergleich deutlich unter denjenigen beispielsweise von Österreich liegen.

Trotz der vorgebrachten Argumente und fakultätsweit engagierter Diskussionen blieb das Rektorat zunächst dabei, von den Fakultäten Vorschläge für zukünftige Bakkalaureatsstudien und weiterführende Masterstudien zu fordern, die eine deutliche Reduktion der bestehenden Studienrichtungen beinhalten sollten. Ein

Beschluss über die letztlich genehmigten Studienrichtungen steht zum gegebenen Zeitpunkt (Juli 2004) zwar noch aus, dennoch sind die Fakultäten und Institute der Universität Innsbruck dringend gefordert, ihre künftige Studiengestaltung konkret zu planen, um den festgelegten Zeitrahmen (In-Kraft-Treten 2006) einhalten zu können.

Angesichts der genannten Vorgaben sind für die Studienrichtung Übersetzen und Dolmetschen zwei Lösungsvorschläge denkbar. Eine Möglichkeit wäre die Entwicklung eines hybriden Bakkalaureats, zum Beispiel mit der Bezeichnung *Interkulturelle Kommunikation* (vgl. Böhler: *Entwurf eines Bakkalaureats*, demnächst). Ein solches Curriculum wäre bei bestimmten Auflagen (z.B. Einführung von Pflichtmodulen für das weiterführende Magisterstudium *Translationswissenschaft*) zwar realisierbar, aber die im internationalen Vergleich nicht mehr erkennbare Fachspezifik würde sowohl das Studium selbst wie auch den entsprechenden Abschluss, also die Anerkennung des Berufs, massiv beeinträchtigen.

Die zweite Möglichkeit ist die Entwicklung eines fachspezifischen Bakkalaureats, welches im Rahmen einer dreijährigen Ausbildung Übersetzen und eventuell Verhandlungsdolmetschen in zumindest einer Fremdsprache vorsieht. In weiterführenden Magisterstudien könnte anschließend eine Spezialisierung in Fachübersetzen, Konferenzdolmetschen, Medienkommunikation usw. erfolgen. Die Zulassung zu den Magisterstudien könnte eine abgeschlossene Sprachkompetenz in zwei Fremdsprachen voraussetzen. Dieses Modell hätte den Vorteil, der europäischen Dimension zu entsprechen und die vom Rektorat geforderte Anpassung an den Bologna-Prozess umzusetzen.

Um hier keine abstrakte Diskussion zu führen, sei abschließend ein Entwurf für ein Studium *Übersetzen und Verhandlungsdolmetschen* in einer Fremdsprache vorgestellt:

Bakkalaureat Übersetzen und Verhandlungsdolmetschen

Berufsbild: Das Bakkalaureatsstudium dient der praktischen Berufsausbildung für Übersetzen und Verhandlungsdolmetschen in einem gewählten Sprachenpaar. Neben der intensiven Auseinandersetzung mit der eigenen Muttersprache und -kultur vermittelt es aktives Wissen in einer Fremdsprache und -kultur sowie translatorische und translatorische Basiskompetenzen. Zugleich werden Grundkenntnisse der Sprachwissenschaft, der Kulturwissenschaft und der Kommunikationswissenschaft vermittelt. Weiters soll das Modul *Verhandlungsdolmetschen* – vorzugsweise in enger Kooperation mit der Berufspraxis – auf die Bewältigung von Dolmetschtätigkeiten in einschlägigen Praxisfeldern (im wirtschaftlichen, sozialen und medizinischen Bereich,

bei Behörden, vor Gericht etc.) vorbereiten. Anlass für die Integration des vorgestellten Moduls in das Bakkalaureatsstudium ist die reale Auftrags-situation, die sehr häufig von derselben Person einen Einsatz sowohl zu Dolmetschzwecken als auch zu Übersetzungszwecken verlangt. Dies belegen u.a. Studien von Schmitt (1990a, 1990b, 1990c, 1993) in Deutschland sowie von Wußler (1999) in Österreich. Neben der Vermittlung methodischer Grundlagen wird mit dem Bakkalaureat der Erwerb jener Kompetenzen erzielt, die für den professionellen Einsatz in der Praxis des Übersetzens erforderlich sind.

Kontext: Das Studium der Translationswissenschaft bietet zwar mit dem Bakkalaureat einen Berufsabschluss, die professionelle Ausbildung ist aber nur im Gesamtkonzept mit dem angeschlossenen Magisterstudium zu sehen. Der Master garantiert die Verankerung des Faches als wissenschaftliche Disziplin an der Universität. Das Bakkalaureat ist daher die Voraussetzung für ein Magisterstudium Translationswissenschaft mit mehreren Studienzweigen (z.B. Fachübersetzen, Konferenzdolmetschen und Medienkommunikation) bzw. für mehrere translationswissenschaftliche Magisterstudien.

Struktur: Der Bakkalaureus Übersetzen und Verhandlungsdolmetschen besteht aus insgesamt 6 Semestern.

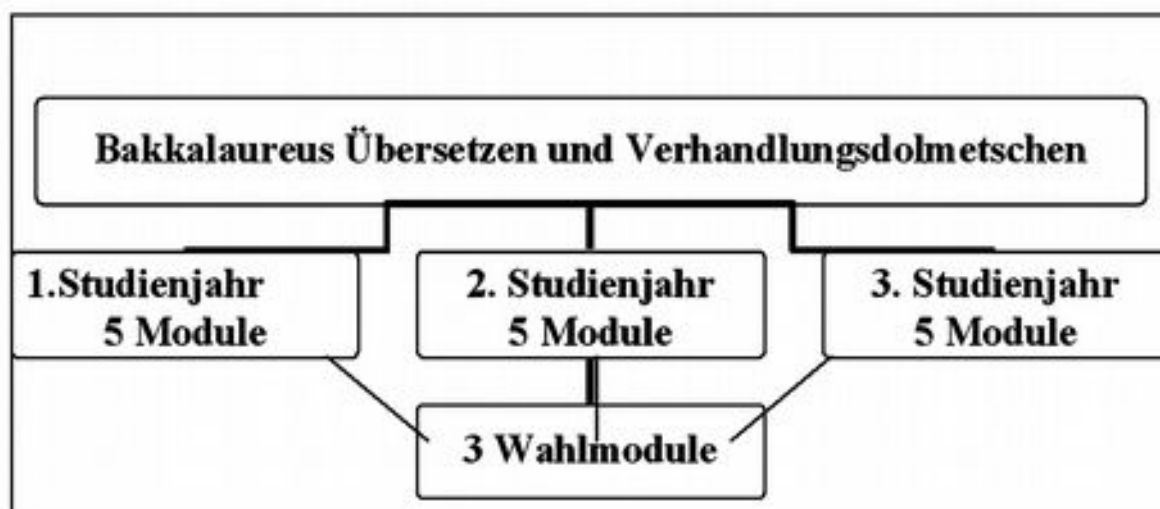
Im Rahmen des Lehrganges sind 18 Module à 6 Semesterstunden (in der Folge Sstd) aus den Pflicht- und Wahlfächern zu absolvieren, d.h. das Studium umfasst 108 Sstd (162 ECTS).

Die auf die vorgeschriebenen ECTS-Punkte für 3 Studienjahre – nämlich 180 – fehlenden Credits werden im Rahmen der Abschlussprüfung mit Abschlussarbeit erworben.

12 Module entfallen auf die Pflichtfächer, 6 Module auf die freien Wahlfächer.

Die für die Wahlfächer vorgesehenen Module können bereits ab dem ersten Studienjahr belegt werden.

Pro Studienjahr sind mindestens 5 Module zu absolvieren, d.h. insgesamt 15 der 18 Module sind gleichmäßig auf alle Studienjahre aufgeteilt. Drei Wahlmodule können über die drei Studienjahre beliebig verteilt werden.



DIE PFLICHT- UND WAHLMODULE DES ERSTEN STUDIENJAHRES:

Im ersten Studienjahr sind mindestens 5 Module (30 Sstd) zu absolvieren, vier davon sind Pflichtfächer:

- Eingangsphase: allgemeine Einführung in das Fach, grundlegendes Wissen zu Sprache und Kommunikation, allgemein bildender kulturwissenschaftlicher Überblick,
- Muttersprache: theoretische und praktische Text- und Redekompetenz,
- Fremdsprache,
- Fremdsprache Aufbaustufe.

Die Wahlfächer dienen einer sinnvollen Ergänzung der Ausbildung. Empfehlenswert ist das Modul *Englisch als Lingua Franca* oder das Studium einer oder mehrerer weiterer Fremdsprachen; das Studium von zumindest einer zweiten Fremdsprache ist Voraussetzung für das spätere Magisterstudium *Translationswissenschaft*.

ERSTES STUDIENJAHR:

<i>4 PFLICHTMODULE</i>	<i>1 WAHLPFLICHTMODUL FÜR MAGISTERSTUDIUM</i>	<i>WAHLMODULE</i>
Eingangsphase (Einführung Sprachwissenschaft, Einführung Kommunikationswissenschaft, Einführung Kulturwissenschaft)	Zweite Fremdsprache	Englisch als Lingua Franca

Muttersprache (Textkompetenz, Textanalyse, Rhetorik)		Kontrastive Sprach-/ Kultur- wissenschaft
Fremdsprache		Sozialwissenschaft
Fremdsprache Aufbaustufe		Erste oder Zweite Fremdsprache vertiefend

DIE PFLICHT- UND WAHLMODULE DES ZWEITEN STUDIENJAHRES:

Im zweiten Studienjahr sind 5 Module zu absolvieren, vier davon sind Pflichtfächer:

1. Translationswissenschaft,
2. Vertiefende Sprachausbildung in der Fremdsprache,
3. Kultur- und Landeskunde der Fremdsprache,
4. Translatorische Basiskompetenz in und aus der Fremdsprache.

Im 2. Studienjahr gibt es ein breit gefächertes Angebot für die im Bakkalaureat vorgesehenen Wahlfächer. Allerdings sind die Module *Zweite Fremdsprache*, *Landes- und Kulturkunde der Zweiten Fremdsprache* sowie *Translatorische Basiskompetenz I Zweite Fremdsprache* Voraussetzung für das weiterführende Magisterstudium *Translationswissenschaft*. Das bedeutet für die Kandidaten des weiterführenden Studiums, dass ihre Wahlmöglichkeiten eingeschränkt sind.

ZWEITES STUDIENJAHR:

<i>4 PFLICHTMODULE</i>	<i>3 WAHLPFLICHTMODULE FÜR MAGISTERSTUDIUM</i>	<i>WAHLMODULE</i>
Translationswissenschaft (Einführung in die Translationswissenschaft VO 2+ PS 2, wissenschaftliches Arbeiten und Recherche- techniken in der Translations- wissenschaft	Zweite Fremdsprache Aufbaustufe	Sprachwissenschaft
Fremdsprache Aufbaustufe	Landes- und Kulturkunde Fremdsprache	Medienwissenschaft

<i>4 PFLICHTMODULE</i>	<i>3 WAHLPFLICHTMODULE FÜR MAGISTERSTUDIUM</i>	<i>WAHLMODULE</i>
Landes- und Kulturkunde Fremdsprache	Translatorische Basiskompetenz I Zweite Fremdsprache	Kommunikationswi ssenschaft
Translatorische Basiskompetenz I		Literaturwissenscha ft
		Dritte Fremdsprache
		Landes- und Kulturkunde dritte Fremdsprache

Beachte: Bei der dargestellten Verteilung der Module auf das zweite und dritte Studienjahr handelt es sich um eine Empfehlung. Den Studierenden steht es frei, Module aus dem dritten Studienjahr bereits im zweiten Studienjahr zu absolvieren. Voraussetzung für den Besuch der Translatorischen Basiskompetenz ist allerdings ein positiver Abschluss der Sprachmodule.

DIE PFLICHT- UND WAHLMODULE DES DRITTEN STUDIENJAHRES:

Im dritten Studienjahr sind 4 Pflichtfächer zu absolvieren:

- Basiskompetenz II (aufbauend) in und aus der gewählten Fremdsprache,
- Informationsmanagement und Translationsrelevante EDV,
- Fachübersetzen in einem gewählten Sachfach,
- Verhandlungsdolmetschen (Einführung in das Dolmetschen, Gesprächsdolmetschen in und aus der gewählten Fremdsprache).

Eine Translatorische Basiskompetenz II in der zweiten Fremdsprache ist verpflichtend für diejenigen zu wählen, die ein weiterführendes Magisterstudium der Translationswissenschaft anstreben.

DRITTES STUDIENJAHR:

<i>4 PFLICHTMODULE</i>	<i>1 WAHLPFLICHTMODUL FÜR MAGISTERSTUDIUM</i>	<i>WAHLMODULE</i>
Informationsmanagement, Terminologiemanagement, Translationsrelevante EDV	Translatorische Basiskompetenz II Zweite Fremdsprache	Allgemeine Kulturwissenschaft

Translatorische Basiskompetenz II		
Fachübersetzen (Medizin, Recht, Technik, Wirtschaft, Medien)		
Verhandlungsdolmetschen		

Abschließende Überlegungen

Sowohl das oben erwähnte Studium *Interkulturelle Kommunikation* als auch das hier vorgestellte, fachspezifische Curriculum erfüllt die Voraussetzung der Umsetzung des Bologna-Prozesses. Ein breit angelegtes, hybrides Bakkalaureat hat den Vorteil, der vom Rektorat geforderten Zusammenlegung von Studienrichtungen zu entsprechen. Ein Einsparungspotential ist damit meines Erachtens aber nicht gegeben. Die Öffnung für Studierende anderer Studienrichtungen würde zwangsläufig dazu führen, dass – besonders in den begehrten Sprachfächern – Parallelkurse eingerichtet werden müssten, um die gesetzlich festgelegte Teilungsziffer nicht zu überschreiten. Als Nachteil würde sich dagegen die mangelnde Vergleichbarkeit mit gleich gearteten Studien im europäischen Kontext erweisen. Das hier dargelegte Modell hingegen bietet eine fachspezifische Ausbildung mit einem klar erkennbaren Berufsbild. Allerdings wird dieses Profil im Vergleich zum derzeit gültigen Diplomstudium und zum breit gefächerten Bakkalaureatsstudium *Interkulturelle Kommunikation* durch die Beschränkung auf eine Fremdsprache auf ein sehr schmales Berufsfeld reduziert. Beide Studien erfüllen die Auflage der Durchlässigkeit gegenüber anderen Studienrichtungen.

Beide Studien führen – sei es durch mangelnde Fachspezifik, sei es durch die nicht marktadäquate Einschränkung des Sprachenspektrums – zu einer Qualitätsminderung der Ausbildung und einem Imageverlust des erworbenen Abschlusses. Dies trifft freilich nur für diejenigen Studierenden zu, die das erworbene Bakkalaureat als Berufsabschluss sehen. Wem das Bakkalaureat als Basisstudium für ein weiterführendes Magisterstudium dient, welches entweder in die berufliche Spezialisierung oder in eine wissenschaftliche Laufbahn führt, bietet das hier entwickelte Modell im curricularen Gesamtkonzept (Bakkalaureat plus Magisterstudium) eine höchst effiziente translatorische und translatorische Ausbildung. Wird die Notwendigkeit der weiterführenden Qualifizierung für einen erfolgreichen beruflichen Werdegang erkannt, ist auch gewährleistet, dass die Magisterstudien – entgegen häufig geäußerter Befürchtungen – über eine entsprechend hohe Anzahl von Hörern verfügen werden. Eine Umsetzung

des dargelegten Ausbildungskonzepts ließe hoffen, dass es für den Bereich Übersetzen und Dolmetschen weiterhin einen Output von spezialisierten Fachleuten geben wird, die das Fach in Theorie und Praxis auch in der Zukunft fest verankern und den jeweiligen aktuellen Anforderungen gewachsen sind.

Literaturverzeichnis

- Böhler, Christiane: „Ein Weg mit Umwegen.“ In Pöckl, Wolfgang (Hg.): *Übersetzungswissenschaft/Dolmetschwissenschaft: Wege in eine neue Disziplin*. [demnächst]
- Böhler, Christiane: Entwurf eines Bakkalaureats *Interkulturelle Kommunikation* mit anschließendem Magisterstudium *Translationswissenschaft*. [demnächst]
- Der europäische Hochschulraum. Gemeinsame Erklärung der Europäischen Bildungsminister. 19. Juni 1999, Bologna.* (Stand 31.07.2004)
http://www.bmbwk.gv.at/medienpool/6816/bologna_dt.pdf.
- Nida, Eugene A.; Taber, Charles R. (1969): *The theory and practice of translation*. Leiden: E.J.Brill.
- Schmid, Annemarie (1988): „Geschichte des Instituts für Übersetzer- und Dolmetscherausbildung der Universität Innsbruck.“ In: Holzer, Peter; Feyrer, Cornelia (Hg.) (1988): *Text, Sprache, Kultur*. Frankfurt-Berlin-Bern-New York-Paris-Wien: Lang. 15-28.
- Schmitt, Peter Axel (1990a): *Die Berufspraxis der Übersetzer. Eine Umfrageanalyse*. Bonn: BDÜ (Berichtssonderheft des Bundesverbandes der Dolmetscher und Übersetzer).
- Schmitt, Peter Axel (1990b): „Was übersetzen Übersetzer? – Eine Umfrage“. In: *Lebende Sprachen*. 35.3. 97-106.
- Schmitt, Peter Axel (1990c): „Übersetzer/Übersetzerin, Dolmetscher/ Dolmetscherin. Eine Umfrageanalyse über die Berufspraxis“. In: *Informationen für die Beratungs- und Vermittlungsdienste der Bundesanstalt für Arbeit* 12. 517-533.
- Schmitt, Peter Axel (1993): „Der Translationsbedarf in Deutschland. Ergebnisse einer Umfrage“. In: *Mitteilungsblatt für Dolmetscher und Übersetzer* 39.4. 3-10.
- Snell-Hornby, Mary (1988): *Translation Studies. An Integrated Approach*. Amsterdam/ Philadelphia: Benjamins.
- Snell-Hornby, Mary; Pöchhacker, Franz; Kaindl, Klaus (Eds.) (1994): *Translation Studies – An interdiscipline*. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins.
- Studienplan für das Diplomstudium Übersetzen und Dolmetschen*, *Mitteilungsblatt der*

Karl-Franzens-Universität Graz, 64. Sondernummer, 18.i Stück, ausgegeben am 28.06.2002.

Studienplan für das Diplomstudium Übersetzen und Dolmetschen an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck. <http://translation.uibk.ac.at/studien.html>. Link: Neuer Studienplan im Volltext [Stand 01.03.2004].

Studienpläne für die Studienrichtung Übersetzen und Dolmetschen (Bakka-laureats-/Masterstudien) an der Geistes- und Kulturwissenschaftlichen Fakultät, Wien: Mitteilungsblatt 29, Nr. 274 vom 27.06.03.

Verordnung des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung vom 3. Oktober 1972 über die Studienordnung für die Studienrichtung Übersetzer- und Dolmetscherausbildung, BGBl. Nr. 417.

WuBler, Annette (1999): *Anforderungsprofile für Übersetzer und Dolmetscher*. In: *TEXTconTEXT* 13 = NF 3.3/4, 1-166 (gleichzeitig TEXTconTEXT Beiheft 6).

WuBler, Annette (2002): *Translation – Praxis, Wissenschaft und universitäre Ausbildung*. Innsbruck: Dissertation.

Irmgard Rieder

Von der praktischen Spracherlernung zur translatorischen Kompetenz

Gedanken zur Geschichte der Ausbildung und der Curricula in Österreich.

Obwohl das Übersetzen und Dolmetschen immer wieder als "das zweitälteste Gewerbe der Welt" bezeichnet wird, konnte es sich erst im 20. Jahrhunderts als eigenständige und professionelle Tätigkeit etablieren. In den Dreißiger- und Vierzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts wurden die ersten universitären Ausbildungsstätten gegründet (vgl. Schmid 1998: 15), wobei der deutsche Sprachraum mit 6 Instituten (Graz, Innsbruck, Wien in Österreich und Germersheim, Heidelberg und Saarbrücken in Deutschland) eine wichtige Rolle spielte. Die damit neu geschaffene Studienrichtung konnte weder auf traditionsreiche Curricula und Ausbildungsprofile noch auf eine wissenschaftliche Fundierung zurückgreifen, und so stellt die erste österreichische Studien- und Prüfungsordnung für Übersetzer und Dolmetscher (Verordnung des Staatsamts für Volksaufklärung, für Unterricht und Erziehung und für Kultusangelegenheiten vom 4. Dezember 1945, veröffentlicht im BGBl 23/46 am 15.5.1946) im Wesentlichen einen Versuch dar, innerhalb der gegebenen Möglichkeiten an den damaligen philologischen Instituten eine - vor allem praxisorientierte - Ausbildung anzubieten.

Die Studienordnung 1945

Diese Studienordnung sah ein Studium in einer gewählten Fremdsprache vor, in dem die "Fachprüfung für Übersetzer", die zum Führen der Berufsbezeichnung "akademisch geprüfter Übersetzer" berechtigte, nach 5 Semestern und die "Diplomprüfung für Dolmetscher", die den akademischen Grad "Diplomierter Dolmetscher" mit sich brachte, nach weiteren 2 Semestern abgelegt werden konnte.

In Absatz (1) der einleitenden "Allgemeinen Bestimmungen" (§1) wird als Ziel des Übersetzer- und Dolmetschstudiums "die Heranbildung von sprachlich besonders begabten Studierenden zum Beruf des akademisch geprüften Übersetzers und des Diplomierten Dolmetschers" formuliert, aber bereits in Absatz (4) desselben Paragraphen findet sich ein Hinweis, der das Selbstverständnis der Studienrichtung zum damaligen Zeitpunkt aufzeigt, nämlich das Studium kann "auch gleichzeitig mit einem anderen

Fakultäts(Hochschul)studium betrieben werden". Dieser Hinweis, der von einem großen Teil der Studierenden der ersten Generation auch befolgt wurde, weist deutlich auf die Tatsache hin, dass offensichtlich auch die "Väter" der Ausbildung nicht wirklich überzeugt waren, dass dieses Studium als vollwertige Ausbildung und die damit verbundene Tätigkeit - das Übersetzen und/oder Dolmetschen - als eigenständiger und vollwertiger akademischer Beruf gesehen werden könnten. So finden sich unter den Absolventen der ersten Jahre mehrere Juristen, für die die Ausbildung eine Zusatzqualifikation darstellte, aber auch eine größere Anzahl von Lehrern an höheren Schulen, von denen nur sehr wenige diese "Zusatzqualifikation" in der Praxis auch verwendeten. Die Ansicht, dass die Übersetzer- bzw. Dolmetscherausbildung nicht wirklich als Grundlage für eine akademische Berufsausübung gesehen werden kann, hielt sich übrigens noch viele Jahrzehnte. Bis in die späten Siebziger Jahre wurde Interessenten bei der Studienberatung empfohlen, das Studium mit einer Zusatzqualifikation zu kombinieren, wie z.B. einem Rechts- oder Wirtschaftsstudium oder einem Hochschullehrgang für Exportkaufleute, da man "vom Übersetzen allein nicht leben kann". Diese Aussage spiegelte die Situation am damaligen Markt in Westösterreich wider, wo nur Klein- und Mittelbetriebe angesiedelt sind, die keine Übersetzer beschäftigen. Relikte dieser geringen Selbsteinschätzung der Vertreter der Studienrichtung finden sich noch Jahrzehnte später, so z.B. im Studienführer 2002, wo noch "der Erwerb einer zusätzlichen Fachkompetenz in ausgewählten Bereichen (z.B. Wirtschaft, Recht, Politikwissenschaft...)" angeraten wird (Studienführer IÜD Innsbruck, 2002).

Die wesentlichen Unterschiede der Studienordnung 1945 im Vergleich zu späteren sind wohl darin zu sehen, dass eine sprachmittlerische Komponente im Fächerkanon nicht ausdrücklich erwähnt wird. Im §4, der die Anforderungen für das Studium beschreibt, wird unter Absatz (2) für jedes anrechenbare Semester die Teilnahme an "mindestens zwei Kursen, die der praktischen Spracherlernung dienen", vorgeschrieben, wobei für mindestens einen dieser Kurse ein "Zeugnis über die erfolgreiche Teilnahme" als Voraussetzung für die Zulassung zur Fachprüfung vorzulegen war. Erst im zweiten Teil dieses Absatzes findet sich die Bezeichnung "Übersetzungs- und Dolmetschübungen", nämlich in der Formulierung: "Studierende, die den Lehrgang aus Deutsch besuchen, haben auch an den Übersetzungs- und Dolmetschübungen des Lehrgangs ihrer Mutter(Umgangs)sprache teilzunehmen". Etwas eingehender als mit der sprachmittlerischen Ausbildung beschäftigt sich die Studienordnung mit den weiteren Aspekten der Ausbildung. So wird z.B. im Absatz (3) gefordert, dass der Studierende "im Verlauf seiner Studienzzeit [...] Vorlesungen über wissenschaftliche Sprachkunde und über die Literaturgeschichte der gewählten Sprache, sowie über Geographie, Geschichte, Kulturkunde und die Rechtseinrichtungen" des entsprechenden Sprachraums hören sollte.

Einen vor allem vor dem Hintergrund des heutigen Berufsprofils der meisten Fachübersetzer interessanten Aspekt stellt der Absatz (4) dar, der sich mit der Ausbildung im Sachfach beschäftigt. Hier werden mögliche Sachfächer wie folgt definiert. "Als Sachfach gilt ein größeres Teilgebiet der Landes- und Kulturkunde, das durch ein entsprechendes Fach an der philosophischen oder rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät vertreten ist". Die damaligen "philosophischen Fakultäten" umfassten zwar sowohl die geistes- als auch naturwissenschaftlichen Fächer, die Bereiche Technik und Wirtschaft waren - mangels eingerichteter Fakultäten - durch diese Formulierung aber ausgeschlossen. Nach Einrichtung der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät wurde der Wortlaut des Gesetzes selbstverständlich großzügig interpretiert und viele Studierende wählten Wirtschaft als Sachfach.

Erst im Absatz (5) werden die "Vorlesungen zur Einführung in das Dolmetschstudium" erwähnt, wobei die entsprechende Lehrveranstaltung "Dolmetschkunde" in Innsbruck erst 1950, also fünf Jahre nach Einrichtung der Studienrichtung, erstmals angeboten wird. Im Absatz (6) wird der Erwerb der "Fertigkeit in der deutschen Stenographie und womöglich in der Stenographie der gewählten Fremdsprache" und deren Nachweis durch entsprechende Zeugnisse behandelt, und in Absatz (7) wird ein "Auslandsaufenthalt von mindestens einem halben Jahr vor oder während der Studienzzeit" als "dringend erwünscht" festgeschrieben. Die in Absatz (6) genannten Fertigkeiten wurden mit Note im Abschlusszeugnis für akademische Übersetzer vermerkt, was einer Absolventin bei der Anmeldung zum Wettbewerb für Übersetzer bei der EU fast zum Verhängnis geworden wäre. Der kontrollierende Beamte beurteilte das Zeugnis mit den Worten "ce n'est pas un brevet de traduction, c'est une sorte de sténo-dactylo" als nicht einschlägig.

Ein spezifisches Charakteristikum dieser Studienordnung ist wohl auch darin zu sehen, dass die "Anforderungen" – also die Beschreibung der Studieninhalte – in weniger als einer Spalte beschrieben werden, während die "Durchführung der Fachprüfung für Übersetzer" sowie der "Diplomprüfung für Dolmetscher" zusammen mehr als drei Spalten in Anspruch nehmen. In diesen Durchführungsbestimmungen für die Abhaltung der Prüfungen werden im Gegensatz zu den sehr allgemein und unspezifisch gehaltenen Anforderungen für die Zulassung zur Prüfung, die lediglich "praktische Spracherlernung" vorgeben, durchaus spezifische sprachmittlerische Leistungen verlangt. Daraus kann geschlossen werden, dass man zwar sehr wohl wusste, was Übersetzer und Dolmetscher können müssen, aber didaktischen Mittel und theoretische Grundlagen für die Vermittlung dieser Fähigkeiten fehlten. So kann man die Absolventen dieser Studienordnung, die bis Mitte der Siebziger Jahre in Kraft war, einerseits als Versuchskaninchen, andererseits aber doch als die erste Generation der

einschlägig ausgebildeten Übersetzer sehen, deren Lehrer - meist als Philologen ausgebildet - die "Pionierarbeit" in der Übersetzer- und Dolmetscherausbildung leisteten und dabei sehr wohl eine Reihe international sehr erfolgreicher Übersetzer und Dolmetscher ausbildeten.

Die Studienordnung 72

Mit den weitreichenden Änderungen in der Universitäts- und Bildungslandschaft zu Beginn der Siebziger Jahre – breitetester Zugang zu höherer Bildung, Universitätsorganisationsgesetz 1972, Teilung der philosophischen Fakultäten in geistes- und naturwissenschaftliche Fakultäten, Vereinheitlichung der Studienvorschriften im Rahmen des Gesetzes für geistes- und naturwissenschaftliche Studienrichtungen (BGBl 326, 1971), Vereinheitlichung der akademischen Grade etc. - entsteht auch eine neue Studienordnung für die Studienrichtung Übersetzer- und Dolmetscherausbildung (BGBl. 132, 1972). Diese bringt grundlegende Änderungen für die Ausbildung mit sich. So schreibt die *neue* Studienordnung ein Studium mit zwei Fremdsprachen vor, wobei zwischen der ersten und der zweiten Fremdsprache in Umfang und Anforderungen unterschieden wird. Weiters wird das Studium durch Verlängerung auf 8 Semester (zwei viersemestrige Studienabschnitte, abgeschlossen durch 1. bzw. 2. Diplomprüfung) und eine zweiteilige 2. Diplomprüfung (praktischer Teil Sprachmittlung und theoretischer Teil Diplomarbeit und kommissionelle Abschlussprüfung) zum Vollstudium. An die Stelle der aufbauenden Gliederung (zuerst Übersetzer, dann Dolmetscher) tritt nun ein gemeinsamer 1. Studienabschnitt und im 2. Abschnitt kann zwischen den gleichwertigen Studiengzweigen Übersetzerausbildung und Dolmetscherausbildung gewählt werden. Im Gegensatz zu ihrer Vorgängerin schreibt diese Studienordnung Umfang und Art der *sprachlichen* Ausbildung für die zwei Fremdsprachen genau vor und verlangt, dass mindestens die Hälfte der betreffenden Lehrveranstaltungen der sprachmittlerischen Ausbildung dienen.

Neben der *sprachlichen* Ausbildung und den verpflichtenden Lehrveranstaltungen zur Landes- und Kulturkunde sind sprachenunabhängige Vorprüfungsfächer in den Bereichen Übersetzungswissenschaft und Berufskunde, Sprachwissenschaft sowie Recht und Wirtschaft vorgesehen, aber auch die bereits früher verlangten Kenntnisse der Stenographie (zumindest der Muttersprache) sowie ein Nachweis über Maschinschreibkenntnisse werden als Zulassungserfordernisse für die erste Diplomprüfung verlangt, aber nicht mehr im Diplomprüfungszeugnis vermerkt. Die früher vorgeschriebenen Lehrveranstaltungen zum Sachfach fallen weg und sollen durch Vermittlung von Grundwissen im Rahmen von "Lehrveranstaltungen, die den Fachsprachen der betreffenden Sprachen gewidmet sind", vermittelt werden. Dieser Gegensatz zur früheren Ausbildung

trägt der Tatsache Rechnung, dass die Strukturen der österreichischen Wirtschaft eine Ausbildung von Übersetzern, die sich ein Fachgebiet spezialisieren, nicht vertretbar erscheinen ließ.

Im Gegensatz zu ihrer Vorgängerin, die mit den bereits erwähnten "zwei Kursen [pro Sem.], die der sprachpraktischen Ausbildung dienen" nur sehr vage Anforderungen stellte, enthält diese Studienordnung sehr genaue Vorgaben über Stundenausmaß und Inhalte von Lehrveranstaltungen im Gesamtausmaß von 130 Semesterwochenstunden, die im Lauf des Studiums zu absolvieren und durch Zeugnisse nachzuweisen sind. Diese Vorgaben nehmen mit insgesamt ca. fünf Spalten (für beide Diplomprüfungen) nur etwas weniger Raum ein als die Prüfungsvorschriften, die in ca. sechs Spalten (für beide Diplomprüfungen) Prüfungsfächer, Prüfungsteile, Schwierigkeitsgrad, Textlänge, Arbeitszeit usw., aber auch die Zusammensetzung von Prüfungssenaten und die Wiederholungsmöglichkeiten genau beschreiben. Dabei zeigt sich im Gegensatz zur früheren Studienordnung eine sehr weitreichende Parallelität von Ausbildungsinhalten und Prüfungsinhalten.

Die für das Verfassen einer Diplomarbeit notwendige übersetzungswissenschaftliche Grundausbildung soll durch die Fächer "wissenschaftliche und berufskundliche Grundlagen" im 1. Studienabschnitt sowie zwei Vorprüfungsfächer im 2. Studienabschnitt ("allgemeine und theoretische Fragen des Übersetzens und Dolmetschens" sowie Prüfung aus Lehrveranstaltungen, "welche die Fachgebiete der Studienrichtung wissenschaftstheoretisch und philosophisch vertiefen" oder "in historischer oder wissenschaftsgeschichtlicher oder soziologischer Weise erfassen"). Die zwei letztgenannten Lehrveranstaltungen können allerdings lange nur bedingt an den Instituten angeboten werden, da es dort vorerst keine Lehrstühle und keine habilitierten Lehrer gibt.

Obwohl die "neue" Studienordnung sehr wohl wissenschaftliche Lehrveranstaltungen vorschreibt, bleiben also die Strukturen an den österreichischen Instituten für Übersetzer- und Dolmetscherausbildung vorerst unverändert. Die Leitung - und somit auch die Verantwortung für die wissenschaftliche Ausbildung und die Betreuung von Diplomarbeiten - liegt in den Händen von Gremialvorständen, die sich aus Professoren der jeweiligen philologischen Institute zusammensetzen. Sehr bald zeigen sich hier Probleme, die sich aus der Entwicklung der Translationswissenschaft als eigenständiges Fach und ihrer immer stärkeren Abgrenzung von den in den Philologien beheimateten Bereichen ergeben. Mangels entsprechender übersetzungswissenschaftlicher Lehrveranstaltungen werden die Studierenden in die Lehrveranstaltungen der philologischen Institute geschickt, wo ihnen teilweise Voraussetzungen fehlen und wo sie Inhalte vermittelt bekommen, die für die Translation nur von bedingter Relevanz und deshalb für die Studierenden auch nur von geringem Interesse sind.

Vor diesem Hintergrund entstehen in den ersten zehn bis fünfzehn Jahren zahlreiche Diplomarbeiten, deren Themen sich meist klaglos den Philologien zuordnen ließen, der entscheidende Aspekt der Translationsrelevanz fehlt sehr oft, obwohl er in § 11 Abs. (2) der Studienordnung wie folgt vorgegeben wird:

"Bei der Stellung von Themen für die Diplomarbeit sind theoretische Probleme des Übersetzens und Dolmetschens, Beschreibung sprachlicher Erscheinungen der ersten oder zweiten Fremdsprache, vorzugsweise solcher der Gegenwartssprache, wobei zwei Sprachen einander gegenübergestellt werden [...], Übersetzungsvergleich und Übersetzungskritik, terminologische oder lexikographische Arbeiten über die erste oder die zweite Fremdsprache, Kultur und Realien des Sprachraumes der ersten oder der zweiten Fremdsprache, insbesondere im Zusammenhang mit Fragen der übersetzerischen Wiedergabe, besonders zu berücksichtigen"

Diese für alle Beteiligten unbefriedigende Situation ändert sich sehr langsam, erst gegen Ende der Achtziger Jahre werden an den Instituten Lehrstühle eingerichtet und mit Translationswissenschaftlern besetzt. Somit ist erstmals die Vollwertigkeit des Studiums und der Institute in allen Bereichen gegeben.

Die Studienordnung 2001

Bereits Anfang der neunziger Jahre wurde die Notwendigkeit erkannt, Änderungen an der Studienordnung durchzuführen. Anforderungen wie Stenographie, Maschinschreiben und kaufmännischer Schriftverkehr, die aus der Studienordnung 1945 übernommen worden waren, entsprachen nicht mehr dem Bild des universitär ausgebildeten professionellen Translators. Aufgrund von manchmal sehr kurzfristigen Änderungen im Studienrecht (UOG 93) und Verzögerungen durch das Ministerium kamen aber mehrere Neufassungen der Studienordnung nicht über das Entwurfstadium hinaus und man arbeitete weiter mit dem alten Gesetz.

Erst im September 2001, nach sehr langen Geburtsvorbereitungen und Geburtswehen, erblickten der "Studienplan für das Diplomstudium Übersetzen und Dolmetschen" das Licht der Welt. Dieser Studienplan¹³ versucht einerseits, von der in der Studienordnung 1972 vorgegebenen Verschulung abzukommen, und andererseits, die Anforderungen an Translatoren, die in der Zwischenzeit auch durch die translationswissenschaftliche und -didaktische Forschung definiert

¹³ Im Gegensatz zu den früheren österreichweit gültigen Studienordnungen mit Gesetzesrang und somit sehr eingeschränkten Änderungsmöglichkeiten betreffen Studienpläne die Vorschriften für eine Studienrichtung an einer Universität und können somit wesentlich leichter und rascher an neue Entwicklungen angepasst werden.

waren, zu berücksichtigen und durch entsprechende Lehrinhalte abzudecken. So wird durch Einführung eines sprachpropädeutischen ersten Studienabschnitts versucht, die sprachlichen Grundlagen bereits vor Beginn des eigentlichen Studiums zu legen. Mit der Aufteilung in drei Studienabschnitte (1. Abschnitt: 2 Sem., 2. und 3. Abschnitt je 4 Sem.) wird die Studiendauer zwar verlängert, doch entspricht diese Verlängerung der Realität, denn die durchschnittliche Studiendauer der Absolventen der früheren Studienordnung bewegte sich immer bei etwa 10 Semestern.

Der Studienplan 2001 beschreibt im allgemeinen Teil die Ausbildungsziele unter Verweis auf Berufsbild und Schlüsselkompetenzen und geht bei den einzelnen Studienabschnitten auf das jeweilige Ausbildungsziel ein, wobei im ersten Abschnitt die "Einführung in das Studium und die Schaffung der sprachlichen Grundlagen", im zweiten Abschnitt die "Vermittlung allgemeiner translatologischer Kompetenzen und Aufbau einer translatologischen Grundkompetenz" und im dritten Abschnitt die "Vermittlung spezifischer translatologischer Kompetenzen je nach Studienzweig sowie die Vermittlung der jeweils relevanten translatologischen Kompetenz" als zentrale Bereiche genannt werden. Im Gegensatz zur Studienordnung 1972, in der sich die Inhalte der zwei sehr ähnlich aufgebauten Abschnitte nur im Niveau unterschieden, werden nun in den einzelnen Abschnitten verschiedene Schwerpunkte gesetzt und durch den modularen Aufbau des dritten Studienabschnitts sowie die in Projektform konzipierten Abschlussprüfungen auch mehr Möglichkeiten für eine individuelle Gestaltung und Ausprägung des Studiums geboten.

Berufsfelder der Absolventen und Beurteilung der Ausbildung

In den Jahren 1946 – 1975 schlossen etwa 150 Studierende das Studium nach Studienordnung 1945 als "Diplomierter Dolmetscher" ab, eine etwas höhere Zahl verließ die Universität als "Akademisch geprüfter Übersetzer". Die Absolventen sind (bzw. waren) in verschiedensten Beschäftigungsbereichen zu finden, als EU-Dolmetscher, Gerichtsdolmetscher und freiberufliche Übersetzer ebenso wie als Lehrer, Juristen, Journalisten, Angestellte in der Privatwirtschaft und last, but not least, als Lehrer und Forschende an den Ausbildungsinstituten.

Nach der Studienordnung 1972 schlossen zwischen 1976 und 2004 ca. 580 Absolventen ihr Studium als Magister der Philosophie ab. Eine Untersuchung, die 1990 aus Anlass der bereits damals geplanten Änderung der Studienordnung gemacht wurde, wurden einerseits Beschäftigungsbereiche und andererseits die Beurteilung der Ausbildung aus der Sicht der Berufstätigkeit erhoben. Die Auswertung ergab eine sehr ähnliche Verteilung der Berufsfelder wie bei der Vorgängergeneration, allerdings bei einer geringeren Zahl an Absolventen von

Doppelstudien. Im Bereich "Beurteilung der Ausbildung" stellen die Ergebnisse eine Momentaufnahme der damaligen Situation dar. Einerseits zeigt sich der Beginn des Computerzeitalters durch die am häufigsten als Änderung vorgeschlagene EDV-Ausbildung, was allerdings nicht verwundert, da der Großteil der damals befragten Absolventen das Institut verlassen hatte bevor dort der erste PC aufgestellt wurde. Dem Bedarf an EDV-Ausbildung wurde natürlich - unter "Beugung" des Gesetzes, das Stenographie und Maschinschreiben als Zulassungsvoraussetzungen vorschrieb - Rechnung getragen, sobald es aufgrund der Infrastruktur möglich war. Der nächste Bereich, in dem viele Absolventen nach Beendigung des Studiums Schwächen feststellten, war die wissenschaftliche Ausbildung. Viele hatten festgestellt, dass ihnen das theoretische Rüstzeug (und ihren Kunden das entsprechende Vorwissen) fehlte, um bei Vertragsverhandlungen, aber auch bei Kritik an Übersetzungen, erfolgreich argumentieren zu können (vgl. Rieder 1992: 23) Auch dieser Wunsch spiegelt die damalige Situation wider, denn er erfolgt fast zeitgleich mit dem Dienstantritt der ersten Ordinaria auf dem knapp davor eingerichteten Lehrstuhl für Übersetzungswissenschaft in Innsbruck, mit dem die wissenschaftliche Lehre endgültig im eigenen Institut angeboten werden konnte.

Über die Absolventen des Studiums nach Studienplan 2001 können noch keine Angaben gemacht werden, da es noch keine Abgänger gibt, die das gesamte Studium nach den Vorschriften dieses Plans absolviert haben. Da neue Universitätsgesetze (UG 2002) inzwischen eine Umstellung der Studiengänge nach dem angelsächsischen Muster Bakkalaureat - Magisterium - Doktorat verlangen, wird die Gesamtzahl der Absolventen nach dem Plan 2001 vermutlich nicht ausreichend sein, um den Erfolg des Studienplans bzw. seine Stärken und Schwächen beurteilen zu können.

Zusammenfassung und Ausblick

Bei einem Vergleich der "Kerninhalte" der beschriebenen Studienvorschriften stellt man fest, dass im Hinblick auf Gestaltungsfreiheit eine zweimalige Trendumkehr erfolgte. Die Studienordnung 1946 legte das zu absolvierende Stundenausmaß nur für Vorprüfungsfächer und Sachfach fest und überließ es weitgehend den Studierenden, die für die Ablegung der Diplomprüfung notwendigen Kenntnisse zu erwerben. Zumindest in den späteren Jahren der Gültigkeitsdauer dieser Studienordnung gab es ein gut strukturiertes Angebot an Lehrveranstaltungen, die es den Studierenden ermöglichten, sich Schritt für Schritt auf die in der Abschlussprüfung geforderten Leistungen vorzubereiten. Obwohl sich die Vorgaben der Studienordnung noch stark an Berufsbildern wie "Fremdsprachensekretärin und Fremdsprachenkorrespondentin" ausrichten und die Übersetzungswissenschaft noch nicht wirklich existiert, ermöglicht die offene Formu-

lierung der Vorgaben eine Entwicklung in Richtung fundierter akademischer Ausbildung von Übersetzern und Dolmetschern.

Im Gegensatz dazu steht die sehr genau formulierte Studienordnung 1972, die sehr an das Umfeld Schule erinnert und die Studierenden durch die Vorgabe großer Stundenzahlen zu "Scheinesammlern" macht. Diese Entwicklung in Richtung Quantität brachte auch eine Abnahme der Eigeninitiative und Eigenverantwortlichkeit mit sich. Dafür führte die bessere Nachvollziehbarkeit des laufenden Studienerfolgs dazu, dass ein etwas größerer Prozentsatz der Studienanfänger das Studium auch abschließen. Die eher engen Vorgaben der Studienordnung behinderten die Anpassung an die Entwicklungen im Berufsbild und am Markt, sie machten sie aber nicht unmöglich. Der Status des Studiums als Vollstudium mit Diplomarbeit und Magistergrad stärkt das Selbstbewusstsein der Absolventen und ermöglicht ihnen erfolgreiche Karrieren.

Der Studienplan 2001 versucht, das Studium zumindest im dritten Abschnitt aus der Verschulung herauszuführen. Es werden verschiedene Module angeboten, die allerdings – auch angesichts des absolut inhomogenen Markts - eher als exemplarisches Lernen und nicht als gezielte Vorbereitung für ein bestimmtes (und bekanntes) Berufsprofil zu sehen sind.

Insgesamt kann man den Studienvorschriften wohl ein positives Zeugnis ausstellen, da alle den Lehrenden ausreichend Freiheit ließen (und lassen), durch entsprechenden Aufbau und fundierte Konzeption des Unterrichts den Studierenden die wichtigen Kompetenzen zu vermitteln.

Es bleibt zu hoffen, dass die anstehenden Überlegungen zur Erarbeitung eines Studienplans für ein "berufsqualifizierendes" Bakkalaureatsstudium und darauf aufbauende Magister- und Doktoratsstudien die vielen beeinflussenden Faktoren und Aspekte im richtigen Maß berücksichtigt werden und ein guter Mittelweg zwischen Reglementierung und Verschulung einerseits und einer nicht mehr überschaubaren Vielfalt aus frei wählbaren Kombinationen andererseits gefunden wird, um eine attraktive und zukunftsorientierte Ausbildung anbieten zu können.

Literaturverzeichnis

Bundesgesetzblatt für die Republik Österreich. Jg. 1946: 15. Mai 1946, 23. St.

Bundesgesetzblatt für die Republik Österreich. Jg. 1972: 24. November 1972, 132. St.

Rieder, Irmgard (1992): Sprachmittlerausbildung in Österreich - Einige Wünsche offen" in: ÖHZ (Österreichische Hochschul-Zeitung) 3/92, S. 22 - 23

Rieder, Irmgard (1997): Was will der Markt - was bietet die Ausbildung. in:

Fleischmann, E.; Kutz, W.; Schmitt, P.A. (Hrsg.): "Translationsdidaktik. Grundfragen der Übersetzungswissenschaft", Gunter Narr Verlag, Tübingen, 1997, S 193 - 196

Schmid, Annemarie (1998) Geschichte des Instituts für Übersetzer- und Dolmetscherausbildung der Universität Innsbruck. in: Holzer

Studienplan für das Diplomstudium Übersetzen und Dolmetschen (2001) in: Mitteilungsblatt der Leopold-Franzens-Universität: Studienjahr 2000/2001: 19. September 2001, 77. St.

NEUE GRENZEN DER TRANSLATIONSWISSENSCHAFT

Barbara Moser-Mercer

Multilingualism in Europe: Can Conference Interpreters Adapt to New Political and Economic Pressures

Introduction

Multilingual communication has become a key concept with multiple implications for the contemporary world. The unprecedented extent of information flow, where speech and text still play the leading role as the vectors of content, has still to overcome cultural and social barriers that often follow the contour of language boundaries. Language is a key defining characteristic of identity. Those who do not speak the same language are felt to be other, to be foreign, to be essentially different. In a world where mobility has become commonplace, this natural reaction to otherness can pose severe problems. If migrants from other languages and cultures cannot be integrated, if experts at international level cannot communicate in their native tongue, if negotiators cannot avail themselves of their own vernacular to draft articles and amendments to international instruments, conflicting interests among constituents cannot be resolved. (King, personal communication, 2004)

Partly as a consequence of this realization, partly through the growth of entities such as the European Union, where many different states are brought into intimate political and economic contact, and partly through the vastly increased ease of communication across national boundaries, there is also a shift in perception towards viewing multicultural societies as drawing great benefit from the diversity and richness of the contributing cultures. Such considerations are essentially moral and political. The economic and material issues are even more obvious. Trade is no longer primarily local. Globalization means dealing with suppliers and customers who are geographically, culturally and linguistically distant from the home base, as well as dealing with their representatives no matter what language they speak and what their cultural biases are. For all these reasons, dealing with multicultural questions is a, if not *the* key issue in our current society. And dealing with multiculturalism requires dealing with communication across the barrier that language by its very nature tends to create.

The context of the EU

Giving everyone at the table a voice in their own language is a fundamental requirement of the democratic legitimacy of the European Union. In many cases, the legal acts resulting from discussions will have an immediate effect on peoples' lives. Language, however, is part of a people's identity and linguistic diversity needs to be respected: this is a basic principle in the Treaty that is regularly recalled by the Council of the EU. Today, Article 314 of the EC Treaty lays down the principle of multilingualism. Article 21 states that every citizen of the Union may write to any of the institutions or bodies in one of the languages mentioned in Article 314 and have an answer in the same language.

Under the Treaty, the Council is required to take decisions on the rules governing the languages of the Community institutions. The very first regulation (which has been amended after each successive enlargement) decided by the Council of Ministers in 1958 listed the official languages of the Union in Article 1: "The official languages and the working languages of the institutions of the Union shall be Danish, Dutch, English, Finnish, French, German, Greek, Italian, Portuguese, Spanish and Swedish." The Regulation makes it clear that the Member States themselves decide which languages should be official languages and working languages of the institutions and lays down a number of fundamental principles, for example that: 1) EU legislation shall be translated into all official languages; 2) the European Institutions may each decide which of the languages are to be used in specific cases (for example for their internal discussions). The Regulation is based on the Treaty, Article 290 (ex Article 217), which states that: "The rules governing the languages of the institutions of the Community shall, without prejudice to the provisions contained in the Rules of Procedure of the Court of Justice, be determined by the Council, acting unanimously." Internally, when European Commission staff holds meetings, no interpretation is provided: officials are expected to be able to do without. The weekly meeting of the Commissioners has interpretation between English, French and German.

The European Union's sense of cultural diversity is one of its strong points and one which will help it to move towards a greater interdependence of globalization while safeguarding its differences. If cultural identity is protected, then identity is not threatened. One of the Union's greatest international strength is its ability to relate to almost any region of the world in its own language; it is part of European heritage and tremendously valuable. This EU decision to protect cultural identity and hence language, stands in stark contrast to the melting pot philosophy of the United States of America.

Managing enlargement

The EU recently has moved from 11 to 20 languages. On November 19, 2003 the European Parliament's extraordinary plenary debate on the future of the European Union with participation of all accession countries was carried out in 23 languages. The first question that comes to mind is: How can such multilingualism be managed efficiently and cost-effectively? And one might venture an immediate reply: The number of languages has to be reduced! But what makes reducing the number of languages so difficult? There are many things at stake: democratic legitimacy and decision-making, the need to actually understand what is being said by others, political difficulties in deciding which languages are cut, and ultimately, the relatively low cost of language services (all translation and interpretation in the EU institutions cost € 2 per citizen in 2000. Based on this figure and integral language coverage one can calculate the expense after enlargement to amount to approximately € 6 per citizen as of 2004).

If one can't cut languages across the board, the next best alternative is to analyze the real language and communication needs of states and institutions. If we proceed on the assumption that active language proficiency is more difficult to achieve than passive comprehension proficiency, we can conclude that allowing people to speak their native tongue when having to communicate in a multilingual environment is essential, whereas obligating them to listen in one of their passive languages could be justified. This approach is fundamental to achieving savings. Different settings (types of meetings, level of meeting, etc.) have different communication needs and requirements, adjustments can therefore be made and savings can be achieved without sacrificing the quality of service rendered by language professionals.

Different interpreting regimes are available to meet immediate and longer-term needs. Not all regimes are feasible, some can serve during a transition period during which the EU adjusts to the recent enlargement. The integral regime (full symmetric coverage) whereby all languages are interpreted into the A-language of the interpreters would require an inordinate number of interpreters present in each booth (if one is to avoid double relays) and is therefore not practicable. The bi-directional regime, whereby interpreters work both into and out of their A-language (into a B-language) requires excellent B-language mastery, which is not yet achieved on a large scale with regard to the accession languages. It also seems inadvisable to fix what ain't broke and to obligate interpreters with a number of B and C-languages to revert to the bi-directional mode. Choosing to leave interpretation for the 11 languages intact and to introduce bi-directional booths for all of the accession languages (plus some of the "older" languages such as Finnish) eternalizes the bi-directional regime for new languages and

makes no allowance for the fact that interpreters do add passive languages during their career.

It appears then that one type of regime could meet the needs of enlargement while at the same time preserving quality of service: The mixed regime with asymmetric language coverage and bi-directional booths. This system responds to the real needs of the institutions and groups that meet while at the same time allowing for a development of human resources capable of covering enlargement languages into A. Against this background a recent communication on *Booths and Channels in Council* (SCICNEWS No. 78, 2004) explains the new system of allocating booths and channels in the Juste Lipse building according to which only two rooms are equipped for 20 languages whereas the remaining meeting rooms do not have as many booths or channels as the total number of languages in an “enlarged” régime. Thus the number of interpreters per booth will vary every day, depending on availability, relays, retours and last-minute changes, such as canceling an active booth if an interpreter falls ill and moving the remaining two colleagues into their retour language booth in order to maintain passive coverage of a language. Language booth may be moved between different physical booths, depending on the language coverage; a language booth may occupy several physical booths. In an asymmetric meeting with a large number of retours into French (but with no active language booths for those source languages) the French language booth may occupy two or three physical booths, all of which will have the same channel number. Interpreter consoles therefore need to be reset every morning for the day’s meeting requirements, with languages and channel allocations changing accordingly. Obviously, all potential solutions require adjustment on part of everyone.

However, emotions run high among interpreters. Being the guarantors of cultural identity they see every attempt to introduce savings as a threat to the right to communicate in one’s native language. An example is the resolution adopted on October 24, 2001 by the Joint General Assembly of Staff Interpreters and Conference Interpreters Auxiliaries (A.I.C.) of the European Parliament. In basing themselves on Article 12 of the Treaty establishing the European Community and referring to the principle of equality of all working languages of the EU,

- they maintain that the present system has operated to the satisfaction of all since the creation of the European Parliament;
- they recognize the need of the Institution to master the costs of multilingualism in an enlarged European Union;
- they state that the proposed system of bi-active interpretation will not lead to substantial savings, as it has no impact on the number of interpreters per meeting

- they recognise that the languages of the new member states of the European Union will, initially, have to be interpreted mainly in the bi-active mode of interpretation;
- they maintain that the generalized use of bi-active interpretation would result in numerous languages no longer being interpreted directly despite the fact that Parliament has the material and human resources to do so;
- they insist that it will not be possible to find a sufficient number of qualified interpreters to meet the needs of the European Parliament if the use of bi-active interpretation were to be extended to all languages;
- they point out that systematic recourse to bi-active interpretation would have a negative impact on the quality of interpretation and even be an impediment to communication, therefore undermining the very multilingualism it was designed to defend;
- they deplore the fact that interpreters or their representatives have never been consulted or informed about the proposals concerning multilingualism in the Institution after enlargement;
- and consider that bi-active interpretation should only be used as a temporary solution and that a training policy is urgently needed to encourage interpreters to learn the languages of the new member states, as they did with previous enlargements;
- they ultimately call for the setting up of a formal working party made up of representatives of the parties concerned in order to define an approach to multilingualism that is professionally, politically and financially viable. (European Parliament, 2002)

Another resolution gained prominence in this regard, that on language diversity in the EU adopted by the French National Assembly in its public session on January 6, 2004. In section I support for language and cultural diversity in the accession of ten new members is stated clearly. It opposes any increase in the number of meetings held without interpretation, as that would promote the use of a single language, which is contrary to Europe's principle of multilingualism; it recommends that any compromise on the language arrangements for meetings of Council working groups, be based on the principles of language pluralism, flexible management and fair division of the financial costs. It also calls for a trial and assessment of the asymmetric system, which allows all participants to speak their own language with interpretation into a restricted number of working languages. Interestingly enough it also suggests harmonization of the language arrangements in EU agencies and community organizations, based on a restricted number of working languages. It concludes, without surprise, with a policy to promote French within European institutions and a recommendation to promote the learning of foreign languages by EU staff. (Assemblée nationale

française, 2004)

Bi-active interpretation as a temporary solution

Even if in the long run the principle of an interpreter working exclusively into A remains the primary objective, bi-active interpretation is the only other sensible solution in the short run. As we have seen with Finnish in the EU, or with Chinese and Arabic in the UN system, as well as with Japanese and Korean on the private market, bi-active interpretation can be here to stay. What makes the enlargement scenario different from those mentioned above is the sheer number of additional languages to be covered. While Finnish, Chinese, Arabic and Japanese have a long tradition of bi-active booths, the same is not necessarily true at international level for Latvian, Lithuanian, Estonian, and Maltese, to name but a few. The dearth of conference interpreters trained to perform at the highest international level both into A and into B and the relatively small pool of potential interpreters in these countries is a striking argument in favor of experienced conference interpreters acquiring an additional C language from the roster of accession languages. In this way a particular source language could be covered in more than one booth – an important quality factor and a policy that has traditionally been applied in international organizations and in the European institutions as well.

Although the majority of interpreters from enlargement countries have English as their B-language, French comes in second, and German third. While English and French as pivot languages would normally not entail triple relays, German might very well produce this most undesirable situation, although representatives from the European institutions assure us that German is widely covered in all the booths (that is before enlargement!). Thus if a Hungarian interpreter works from Hungarian back into German, German is then taken on relay in all of the other booths. However, we would not expect all of the enlargement booth interpreters to be able to work directly from German, and would assume that many of these booths would have to take the English or French booth on another relay to work into their enlargement language. Apart from Mackintosh (1983) there is little in the way of research on relay interpretation and its attendant information loss. Few studies (Zauberga, 2000) have focused on the differences in expectations of various users of interpretation in the EU: in the case of relay interpretation we have both the interpreter who takes relay as well as the delegate as users, their expectations regarding quality can be quite different.

Training to work into a B-language has recently been the focus of a project of the EMCI Consortium (European Masters in Conference Interpretation).

Donovan (2002) describes a survey among conference participants listening to interpreters working both into their A and B languages. On the basis of her data she concludes that "...respondents were less aware – and less bothered by – interpretation into a B language, in terms of accent, intonation and inappropriate language usage" (Donovan 2002:8) and goes on to say that:

...the survey does show that conference participants have fairly high expectations of interpreting. They expect not only accuracy, but also rapid and smooth delivery, correct terminology and a clear representation of the speaker's point. They are critical when they feel that the interpreter is no longer trying to get across meaning – or is unable to do so, whether this be due to lack of preparation, objective difficulty or poor expression or comprehension skills. (Donovan 2002:8)

Specific interpreter training for SI into a B language was considered necessary by professional interpreters. Minns (2002) summarizes the issues of training to work into B in nine points: 1) A commitment to maintaining high standards of training; 2) the introduction of teaching into B, particularly in simultaneous, once the basic skills of interpreting have been reasonably mastered into A; 3) some teaching time must be devoted to the purely linguistic aspects of pronunciation and intonation in the B language; 4) a lot of effort must be expended on making student interpreters understand that they must concern themselves more with their listeners than with the speakers they interpret; 5) there is a lot of advantage to be gained from having some of the teaching into B done by a native speaker of the interpreter's B language who does not understand the source language; 6) another service that native speakers can provide is to reformulate what students are saying in somewhat tortuous English; 7) A B remains a B and students, when in doubt, should keep it simple; 8) students learning to interpret into B should be encouraged to develop a store of stock phrases and expressions which run through all types of discourse; and finally 9) it is important for student interpreters to develop a sound knowledge of the institutions of their own country and the way their names can be rendered in the B language. (Minns 2002:35ff). The report concludes that under no circumstance should interpretation into B compromise quality. (Donovan 2002:60).

Interpreting into B is most likely here to stay, hence it makes sense to invest in developing the best selection and training methods and to train interpreter trainers to develop sound pedagogical tools.

Remote interpreting

Besides economizing on language coverage and bi-active booths another scenario for savings in an enlarged European Union has repeatedly been invoked, that of remote interpreting. Despite its air of novelty remote interpreting is not an entirely new idea. Originally designed to facilitate meetings where parties could not physically come together for discussions the prospect of an enlarged European Union brought up the idea, however far-fetched, of building a remote site, or an underground facility with the requisite number of booths from where the meetings could be interpreted remotely. Such ideas were mostly motivated by architectural and financial considerations: retrofitting all of the existing meeting rooms in Brussels, Strasbourg and Luxembourg to accommodate 20 languages seems next to impossible. Thus, in addition to devising new interpreting regimes new avenues had to be explored to also take into account the architectural and attendant financial constraints.

As technology improves, so does the technical feasibility of remote interpreting, defined as any form of simultaneous interpreting where the interpreter works away from the meeting room either through a video-conferencing set-up or through a cabled arrangement close to the meeting facilities, either in the same building or at a neighboring location. While cost and effort necessary to ensure high-quality remote interpreting set-ups are certainly still not negligible, they are likely to decrease as equipment becomes less expensive and technical support staff become more experienced. Human factors then emerge as one of the most important issues to be explored in remote interpreting: psychological aspects such as coping with the stress of a remote interpreting assignment, medical aspects such as having to rely on a screen to derive the visual support information necessary for carrying out the interpreting task, motivation, processing information from multiple sources, social isolation, operating multiple controls, and others.

Modern technology has raised important new issues for the design of jobs, which is concerned with the psychological and performance effects of general characteristics of jobs. Job design looks at the nature of jobs and their effect on employee performance and well-being, rather than the particular content of a job, which is more the focus of task analysis. While many jobs can be considered as having been designed at some point in time, interpreting falls more into the category of jobs that have evolved over time, which each major innovation (such as the shift from consecutive to simultaneous successive interpretation and simultaneous reading of pre-translated texts, and then again to simultaneous interpreting in the late 1930s and mid-1940s (Gaiba, 1998) requiring a major adjustment on part of those carrying out the job. The rationale for redesign has traditionally been an enhancement of productivity, simultaneous

interpreting allows for real-time negotiations, with contentment of those carrying out the job taking a distant second.

Whether a job redesign enhances performance or not depends on a variety of circumstances. Not all job characteristics are likely to be important for performance, or feelings of satisfaction and well-being. Some of those characteristics that have been associated with occupational stress are lack of variety, absence of discretion and control, lack of contact with other people, and physical working conditions (Chmiel, 1998). One of the prerequisites to job design and redesign is a good task analysis which identifies what people are required to do and the constraints that are placed on them. Modern-day task analysis incorporates psychological factors and uses models of how people handle and process mental information; it considers factors such as memory, learning, attention, mental effort, and decision-making (Cassidy, 1999). With modern technology having increased the emphasis on mental, rather than physical work, and with complex technologies obliging operators to handle considerable amounts of information, it is only fitting that the most recent innovation in interpreting, remote interpreting, be subjected to careful analysis as regards its impact on the physical and psychological well-being of the interpreter and on his performance (Moser-Mercer, 2003).

Thus, remote interpreting has been the subject of a series of tests ever since the first major experiment was carried out in 1976, the Paris-Nairobi (Symphonie-Satellite) experiment by UNESCO, and the New York-Buenos Aires experiment by the United Nations in 1978. The European Commission conducted a number of experiments in its Beaulieu studio in 1995 and a pilot study on ISDN video telephony for conference interpreters was carried out by the European Telecommunications Standards Institute in 1993. The European Commission launched another test in 1997 (Zaremba, 1997), another in 2000 (Tests de simulation de téléconférence au SCIC, 10-14 janvier 2000), and yet another in 2001 (Test de téléinterprétation effectué au Secrétariat Général du Conseil de l'Union Européenne, 18-20 avril 2001). The European Parliament ran two tests, both in 2001 (Remote interpreting test at the European Parliament, January 22-25, 2001, The second remote interpreting test at the European Parliament, December 3-6, 2001). The United Nations ran two full-scale tests after its first test in 1978 (A joint experiment in remote interpretation UNHQ (New York) - UNOG (Geneva) - UNOV (Vienna), Jan 25 - Feb 5, 1999; The second full scale experiment in remote interpreting in the United Nations (New York), April 16-27, 2001). Within the UN family the International Telecommunication Union ran a joint study with the Ecole de traduction et d'interprétation of the University of Geneva in 1999-2000 (Assessment of human factors and performance parameters, ITU-ETI project, April 7-9, 1999;

Moser-Mercer, 2003).

Increasingly, these tests combined assessment of both technical and psychological variables, and only in one case (Moser-Mercer, 2003) also an objective evaluation of performance variables. While image and sound quality have improved dramatically since the very first remote interpreting experiment, a number of other technical variables, such as echo cancellation and lip-synchronization, as discussed in more detail below, still need to be improved upon. What has emerged clearly, though, is the fact that working live in a conference room is psychologically less stressful, less tiring and conducive to better performance overall (Moser-Mercer, 2003). The remote interpreting situation appears to represent not only a novel environment for interpreters in which they need to invoke more effortful problem-solving strategies, but seems to cause more than the usual physiological and psychological strain in that the coordination of image and sound, the piecing together of a reality far away and the concomitant feeling of lack of control all draw on mental resources already overcommitted in this highly complex skill. Comprehension and production processes that experienced interpreters would perform well under normal working conditions appear to be compromised under remote conditions. This author has argued elsewhere (Moser-Mercer, 2002) that inference generation and the construction of situation models are crucial to discourse comprehension; both appear to suffer in a remote interpreting set-up where interpreters no longer feel in control of the situation nor of the information they need for successfully completing comprehension and production processes at high speed (Moser-Mercer, 2003).

Technical aspects

Over the past decade video-conferencing has been used on and off for small meetings between a handful of delegates in a point-to-point video-conferencing set-up. Only the advent of N-ISDN and the H.320 family of standards has reduced the complexity of video-conferencing set-ups and increased both sound and image quality. However, the technology remains complex and requires considerable human resources to be implemented successfully. It has also been shown over the past couple of years that the H.320 standard cannot comply with the following requirements from the ISO 2603 standard and the “Code for the Use of New Technologies in Conference Interpretation”:

- The equipment should permit at least an audio sampling rate between 125 and 12500 Hz.
- The interpreters must have high-definition picture, synchronised with the sound, of a quality which makes it possible to distinguish clearly the facial expressions and gestures of the speakers and participants. (AIIC, 2003)

The interpreter needs to be able to clearly distinguish facial expressions and gestures of speaker and participants. In order to provide for this one must look carefully at several variables that influence the image given to interpreters: light, video-camera quality, pan/tilt and focus capabilities, direction, display quality, possibility of monitoring speaker and participants; in addition, dealing with digitally encoded images, frame loss, frame rate, lip synchronization, etc.

Compared to the H.320 videoconference standard MPEG has greatly enhanced the overall perceived quality for interpreters and participants. Different technologies will be needed if videoconferences are desired in locations with a lower bandwidth connection: MPEG-4 should be the natural choice for links with a modest bandwidth. The MPEG-4 standard, besides, appears as the more promising format because it includes specific techniques to stream multiple audio sources (i.e. interpreted audio), an improved temporal resolution stability with a low buffering delay and provides a specific profile suitable for real time coding applications such as tele-conferencing. Special features include the possibility of controlling extremely sophisticated parameters such as room reflections, reverberation, Doppler effect, and sound obstruction caused by objects appearing between the source and the listener.

Interpreters should have a picture-in-picture (PiP) showing the rest of the audience in both rooms while the bigger image shows the current speaker; alternatively, a second display should show the audience at both ends (the set up is depending on shape and capacity of the room and needs to be further investigated); the speaker should have a view of remote participants that lets him/her perceive the reactions at the far end or let him/her see if somebody is asking to intervene; auto-focus, robotized high quality cameras should zoom out when a speaker passes the floor to somebody else and zoom in on the new speaker; the field of view when zooming out must be tuned to maintain visibility on body language of the audience. (Tosoratti, 2004)

For remote interpreting to come online on a larger scale both technical and human factors issues still need to be resolved. While there seems to be little doubt that the former will be tackled successfully in the near future, the latter still require considerable study as it has not proven to be easy to isolate all the important variables in a task that is already very complex without adding the remote component.

Conclusions

Initially, remote interpreting was considered an excellent solution for some of the problems arising from multilingualism and an enlarged Europe: conference rooms that were too small to accommodate the requisite number of interpreting

booths, as well as discussions with government officials in more distant member countries. In the meantime, however, new and enlarged meeting rooms are being built, careful needs analyses are being conducted to correctly assess the meeting and interpretation needs of the various institutional bodies and committees, a more subtle approach to interpreting regimes has been chosen to manage the transition from 11 to 20 languages. And while there are certainly daily glitches as the enormous machinery tries to adapt to new scenarios, the interpreting profession has risen to the challenge: Most every aspect of implemented “oral” multilingualism in an enlarged Europe has been studied, planned, tested and executed by professional conference interpreters, whether they have been invited as experts to work on commissioned studies (Seleskovitch, Klein, Lederer, & Moser-Mercer, 2000), or contributed as heads of technical committees and working parties in the various institutions of the European Union, or as chief interpreters of the various interpreting services of the EU, or as free-lance interpreters committed to ensuring that at the end of the day the fundamental requirement of the democratic legitimacy of the EU, that of giving everyone at the table a voice in their own language, prevail.

References

- AIIC (2003): *Code for the use of new technologies in conference interpretation*. Retrieved from: <http://www.aiic.net/ViewPage.cfm/article65.htm>
- Andersen, Ian (2003): “Making multilingualism work. An interview with Brian Fox”. SCICNEWS 56 (28 May 2003).
- Assemblée nationale française (2004): “Résolution sur la diversité linguistique dans l’Union européenne”. Constitution du 4 octobre 1998, douzième législature, session ordinaire de 2003-2004, 6 janvier 2004. Retrieved from: http://www.aiic.net/ViewPage.cfm?page_id=1423
- Cassidy, Tony (1999): *Stress, cognition and health*. London: Routledge
- Chmiel, Nigel (1998): *Jobs, technology and people*. London: Routledge
- Donovan, Clare (2002): “Survey of users expectations and needs.” In: EMCI (Ed.): *Teaching simultaneous interpretation into a “B” language*. London: EMCI. 2-11.
- ETSI (1993): *Study of ISDN videotelephony for conference interpreters*. Draft final report. Sophia Antipolis: European Telecommunications Standards Institute.
- European Parliament (2001a): *Remote interpreting test at the European Parliament, January 22-25, 2001*. Brussels: European Parliament. Retrieved from http://www.europarl.eu.int/interp/remote_interpreting/previous_tes

ts.html

- European Parliament (2001b): The second remote interpreting test at the European Parliament, December 3-6, 2001. Brussels: European Parliament. Retrieved from http://www.europarl.eu.int/interp/remote_interpreting/previous_tests.html
- European Parliament (2002): *Resolution on the use of remote interpreting in the European Parliament*. Brussels: European Parliament. Retrieved from <http://www.aiic.net/ViewPage.cfm/article552.html>
- Gaiba, Francesca (1998). *The origins of simultaneous interpretation. The Nuremberg Trial*. Ottawa: University of Ottawa Press.
- Grin, François (2003): "On the costs of cultural diversity"
(<http://www.etes.ucl.ac.be/Grancqui/Grin-Francqui.pdf>)
- King, Margaret (2004): Personal communication.
- Mackintosh, Jennifer (1983): *Relay interpretation: An exploratory study*. Unpublished master's thesis. London: Birkbeck College
- Minns, Philip (2002): "Language interpreting into B." In: In: EMCI (Ed.): *Teaching simultaneous interpretation into a "B" language*. London: EMCI. 35-37.
- Moser-Mercer, Barbara (2002): „Situation models: The cognitive relation between interpreter, speaker and audience“. In Israël, Fortunato (Ed.) (2002): *Identité, altérité, équivalence? La traduction comme relation*. Paris: Lettres Modernes Minard. 163-187.
- Moser-Mercer, Barbara (2003): *Remote interpreting: Assessment of human factors and performance parameters*. Joint project Intern. Telecommunication Union (ITU) – Ecole de traduction et d'interprétation, Université de Genève (ETI). Retrieved from: <http://www.aiic.net/community/print/default.cfm/page1125>
- SCIC (2000): *Tests de simulation de téléconférence au SCIC*, 10-14 janvier 2000. Brussels: DG-SCIC. Retrieved from http://www.europarl.eu.int/interp/remote_interpreting/previous_tests.html
- SCIC (2001): *Test de téléinterprétation effectué au Secrétariat Général du Conseil de l'Union Européenne*, 18-20 avril 2001. Retrieved from http://www.europarl.eu.int/interp/remote_interpreting/previous_tests.html
- Seleskovitch, Danica; Klein, Jean; Lederer, Marianne; Moser-Mercer, Barbara (2000): *Conséquences de l'élargissement de l'Union européenne sur le fonctionnement de l'interprétation*. Rapport préparé pour le Conseil de l'UE. Brussels: Council of Ministers.

- Tositti, Giorgio (2004). "Booths and Channels in Council". SCICNEWS 78 (25 June 2004)
- Tosorati, Paolo (2004). *Videoconference with Simultaneous Interpretation, Report of test performed on February 23rd 2004*. Brussels: DG- SCIC-C3.
- United Nations (1999): *A joint experiment in remote interpretation UNHQ (New York) - UNOG (Geneva) - UNOV (Vienna), Jan 25 - Feb 5, 1999*. New York: United Nations.
- United Nations (2001): *The second full scale experiment in remote interpreting in the United Nations (New York), April 16-27, 2001*. New York: United Nations.
- Zaremba, Hans-Dieter (1997): *Evaluation des questionnaires Beaulieu. Expériences en automne 1995*. Brussels: European Commission – SCIC.
- Zauberga, Ieva (2000): *Expectations of different users*. Unpublished seminar paper. Certificate for interpreter trainers. Geneva: Ecole de traduction et d'interprétation.

Lew Zybatow

Cognitive Knowledge Systems and Interpretation: What happens in the brain of a simultaneous interpreter?

Motivation for the topic

First and foremost, I would like to express my deep respect for Annemarie Schmid, who fought long and hard for our scientific discipline. By sowing the first seeds of translation studies on the rocky Tyrolean ground, she promoted the growth of translation scientific research with the label “Made in Innsbruck” under – and I really do know a thing or two about this – less than favourable climactic conditions, thus helping her Institute to embark on its journey toward becoming a more university-like Institute with a scientific profile.

One of the motivations for my topic is to show the importance of translation and interpreting research for other disciplines dealing with human language and the human mind. Second, my topic is motivated by the belief that fundamental interpretation research on the basis of experimentation is capable of providing the key to the solutions to some of today’s burning practical issues and challenges.

These days, scientific research – and one may have rather ambivalent feelings about this – increasingly depends on extra-scientific legitimisation. The extra-scientific legitimisation, and even urgency, of the problem I will deal with in this paper is obvious. Due to the entry of ten new countries into the EU, the number of language combinations from which and into which translations are needed rose dramatically: from 110 to 342 after the “eastward extension” and to 462 when the present candidate countries join. This enormous challenge for the linguistic and translators’ services of the EU forced the CIUTI to issue a so-called CIUTI memorandum entitled “Conference interpreting in the organs of the EU”, in which the CIUTI promises to install in the new member countries a network of CIUTI partnerships “which are directed towards ensuring medium and long term quality of study and education programmes”. The memorandum also calls for interpreters in the so-called old member states of the EU to be trained in the languages of the candidate countries.

Even those who signed this memorandum may not have been aware that it is not only a service offer to the EU linguistic and translators’ services by the CIUTI

institutes, but also an urgent imperative to intensify scientific fundamental research in the field of interpreting. In other words, we in the humanities are being given a rare chance born of practical demands – the eastward extension of the EU – to find the fastest possible solutions on the basis of fundamental interpretation research. This is one of the reasons why I regard it as an urgent desideratum, or possibly even an important programmatic goal for interpreting research in the near future, to get down to the messy business of experimentation. Empirical research – albeit resource-intensive and time-consuming – has become indispensable for scientific progress in our discipline. We can only gain new insights into cognitive knowledge systems and cognitive processes during translation and interpretation if we conduct empirical research on these systems and processes. I must admit that on the one hand, a glance at practical documents for simultaneous interpreting (e.g., professional and honour declarations of translators' societies) shows that the desired (external) result of interpreting has been clearly demarcated. The scientific publications on interpreting also show that the achievements of simultaneous interpreters are classified by various criteria, evaluated, and incorporated into conclusions for the didactics of interpreting. On the other hand, however, the question of what really happens in the mind of the simultaneous interpreter remains a great mystery. Interpreting research thus currently resembles the kind of medical science which recognizes and treats the symptoms of an illness without knowing what caused it, and which, consequently, does not make use of diagnostics.

Thus, although it might have been completely unintentional, the CIUTI memorandum poses a crucial task for those of us in the field of “Knowledge Systems and Skills in Translation and Interpreting”. The training that CIUTI has offered presupposes that we already know which knowledge systems and resources are generally used or activated by a simultaneous interpreter during his or her work. Despite initial studies in this direction, however, we are far from being able to claim that we have certain knowledge regarding these questions.

This is the reason and the motivation for a research project I am planning in cooperation with the Max Planck Institute for Human Cognitive and Brain Sciences in Leipzig. What follows is a brief description of the project under the headings:

1. Criteria for scientific translation and interpretation models
2. Cognitive knowledge systems and interpreting
3. Planned neuropsychological experiments on simultaneous interpreting
4. Conclusions

Criteria for scientific translation and interpretation models

Theoretical preoccupation with interpreting is a relatively new branch of science. It began some time in the 70s, but in 1990 Gile still considered interpreting research and theory underdeveloped. And while interpreting science has developed relatively rapidly in the last few years, Gile's critical remark (1990:29) that "[...] although interpretation literature includes a fair amount of speculative theorizing, [...] it contains very little scientific research" still seems valid to me today.

How can we evade the danger of speculative theorizing? I believe it is important to realize that translation science is an empirical science. I.e., translation science must observe the reality of translating and interpreting, formulate a theory (or rather, theories) about it, and verify this theory by comparing it to reality.

According to Mittelstraß (1998), a science always has a theoretical form and a research form. In its research form, it tries to find out what the case is, whereas in its theoretical form, it shows how and why something is the case. The "what" is the description, and the "why" is the explanation. I have also argued (and still do) that due to the different object domains, translation science needs different theories for translating and for interpreting. This view is also implicit in Salevsky's diagram (2002:90) depicting the conceptual system of translation science:

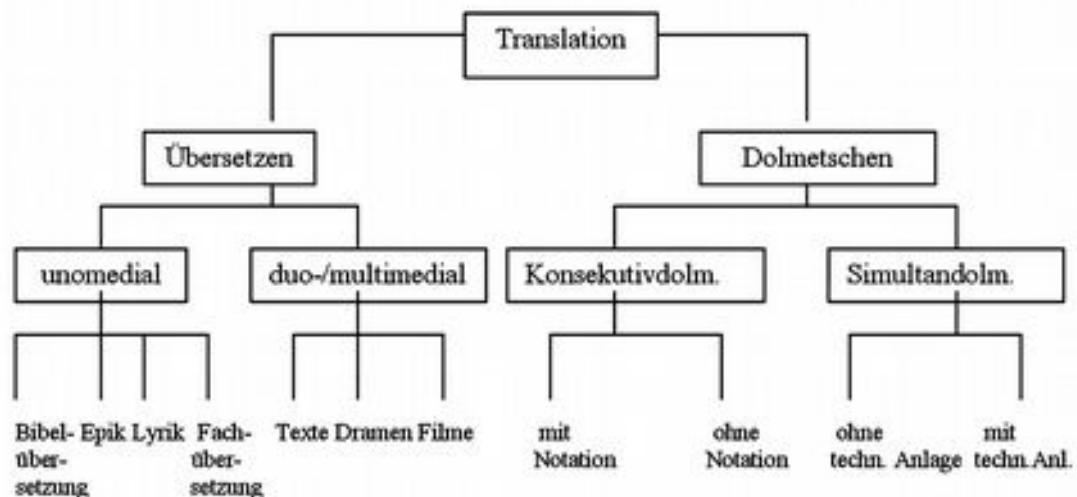


Figure 1

Despite the need to develop different theories for different kinds of translation, I believe that the same three questions have to be taken into account for the structuring of each theory:

1. How does the translator/interpreter understand the source text (ST)?
2. Which systems of knowledge are being activated during this process and what level of development must they reach in order for translatory work to be successful?
3. How does the translator/interpreter produce the target text (TT)?

If we compare these three issues with the definitions of the object domain in the various theories of translation developed so far, we realise that most theories deal with only one or two of the questions but generally fail to grasp the complexity of the translating/interpreting process behind the three questions, i.e., the complexity of the relationship between the structures of texts and the structures of acts. Thus we find text-oriented approaches, which focus on either ST or TT or both but do not describe translation as such.

Process-oriented theories, on the other hand, try to work along the lines of the theory of communication or acting theory. They focus solely the process of translation and largely disregard the relationship between ST and TT .

And finally, translator/interpreter-oriented theories try to shed light on the generation of translation variants and the processes of problem solving in the mind of the translator/interpreter, but grasp very little of the specific conditions under which text reception and production take place in the course of the translation and interpretation process. Here translation science undoubtedly has to rely on previous work in psychology. At the same time, however, it has to be aware of its task – to work out its own research methods, departing from the three questions mentioned above – in order not to lose sight of the process of translating/interpreting proper.

According to Schwarz (1992), the decisive criterion for judging the appropriateness of linguistic theories is psychological plausibility, which is linked to the claim of psychological reality. If this criterion is applied to interpretation theory, it means that psychological reality can only be ascribed to a theoretical construct of (simultaneous) interpretation if it can be connected to an empirical correlate. Because direct empirical correlates in cognition research are hard to find, I am – as mentioned above – planning a research project with neuropsychological experiments, which can serve indirectly as indicators for the existence of certain structural and procedural properties of the knowledge and ability/skill of a simultaneous interpreter.

Cognitive knowledge systems and (simultaneous) interpretation

Human cognition is generally regarded as a kind of information processing (cf. Schwarz 1992:18). The basic components of the human system of information processing are the knowledge base, pattern recognition, and an activated

memory (cf. Kurz 1996:72).

As far as the knowledge base is concerned, cognitive psychology and modern brain research do not assume only one form of knowledge. In most cases they distinguish between declarative and procedural knowledge (cf. Anderson 1976; 1988) but do not consider them as separate from each other because it is only through their interplay that cognition is possible.

Declarative knowledge represents factual or explicit knowledge. It is conscious, catalogueable, catalogued, and available to human beings in linguistic form. This declarative knowledge is at the heart of the tradition of rationalist thinking. The sciences (as well as e.g. theoretical linguistics) explicate this knowledge, which is situated in the left hemisphere of our brain (cf. Friederici 1984). What we call education is related to this declarative knowledge. The quote “I know that I don’t know” indicates deficits in declarative knowledge.

Procedural knowledge, also called processing knowledge or implicit knowledge, is reflected, e.g., in our actional knowledge, as we use our speech organs or tie our shoelaces or cook or write, etc. The development of procedural knowledge always depends on declarative knowledge, i.e. declarative knowledge is a prerequisite of procedural knowledge. Procedural knowledge represents neuronal states which are so complex as to be incalculable. Thus we can only describe this knowledge in retrospect in the form of algorithms or heuristics, with the algorithms describing sequences of actions leading to the right result, and the heuristics being the rules or rationales used to help solve a problem (cf. Kurz 1996:77). Implicit knowledge can be characterised by the formula “I don’t know that I know (it)”, because we act according to this knowledge without being aware of it. Nevertheless, it forms the basis of all our actions and intuitive decisions. These include simultaneous interpretation, an ability that some people can acquire and use perfectly, but one that we have not yet been able to describe explicitly and/or scientifically.

Thanks to advances in neuropsychology, we now know that the human brain consists of two complementary halves, called hemispheres. “Complementary” means that specific cognitive processes take place in each hemisphere. Thus, the left hemisphere is mainly responsible for verbal learning and memory, phonological analysis, serial processing, and symbolic and deductive thinking. Declarative knowledge is located in the left hemisphere, whereas procedural knowledge, according to brain research, is located in the right hemisphere, because apraxia (i.e., the inability to conduct targeted movements despite intact muscles and nerves) is related to right-hemispherical disorders (cf. Rickheit/Sichelschmidt/Strohner 2002).

Brain researchers also adduce a third form of knowledge: spatial or pictorial knowledge, which humans can use without being aware of it and which

cognitive semanticists including Lakoff and Langacker are convinced is responsible for our forming linguistic concepts.

Our objective is to construct a modern theory of interpreting, describing an ability that a special human population has had since time immemorial. We begin by stating that interpreting is obviously an activity, and that this ability must be considered part of procedural knowledge. But declarative knowledge also plays a role because it is a basic precondition for simultaneous interpreting, namely, the knowledge of at least two languages: L1 (= native language) and L2 (= foreign language). Procedural knowledge concerns the know-how of the simultaneous interpreter: his or her ability to hear a text (= ST) and know not only which parts of it to reproduce in the target language, but also how, when, in what manner, with how long a temporal delay, etc..

In addition to the knowledge base, pattern recognition also has a role in information processing. Pattern recognition (cf. Kurz 1996:77-83) is to be understood as that part of information processing in which a mental representation emerges through the analysis and processing of the neuronal patterns deriving from neuronal stimuli and is assigned a meaning. Pattern recognition comes in the form of schema comparison and feature analysis. During schema comparison (cf. Kurz 1996:78), patterns of neuronal activity are compared to representations stored earlier. Thus, e.g., auditive information on intonation, being constitutive for the determination of sentence type in many languages, is stored in echoic memory (cf. Kurz 1996:78) and compared to the critical intonation patterns of linguistic knowledge. During feature analysis a relationship is established between the various elements which constitute a pattern. I.e., the pattern is split into parts for recognition, with bottom-up and top-down processing being distinguished. If elements of sentences are not understood or forgotten, a search for a fitting solution in the context is initiated, using the other information contained in the sentence.

The goal must be the facilitation of pattern recognition. According to Hörmann (1977), pattern recognition is accelerated when more features are processed as “chunks”, i.e., as chains of features that can be recognised more quickly. The simultaneous interpreter can also increase his or her efficiency by becoming accustomed to many linguistic and mental patterns. The context or situation into which the simultaneous interpreting is embedded aids pattern recognition during simultaneous interpreting.

And finally, there is activated memory. The active memory is set apart from the inactive memory, meaning that knowledge is being processed in the active memory, whereas most models of memory assume a multi-storage model – with ultra-short-term memory, short-term and long-term memory – and contend that it is mainly the short-term memory that is put to use during simultaneous

interpreting. (For short-term memory, Baddeley 1986; 1990 substitutes a system called working memory, which is responsible for both retaining and processing information. Cf. Moser-Mercer 2002:155.) Specifically, questions of memory in relation to simultaneous interpreting concern the activation of the knowledge structure, which depends on various factors such as the strength of encoding, attention, etc.

Why do interpretation scientists need all that complicated knowledge from cognitive psychology, or even from neurophysiology? People who become translators or interpreters usually do not like sciences and maths at all; nor do they need them, because they obviously have the talent and ability to learn foreign languages. But if we have been raising interpreting to the rank of a subject taught at universities - and as I stated earlier, university institutes for translators and interpreters currently face the challenge of meeting an extremely high demand - then we are also obliged to present scientifically based, i.e., declarative knowledge about the process of interpreting, thus providing the science of interpreting with statements about entities of our cognition that actually exist. In other words, if a model of simultaneous interpreting is to be an empirically grounded explanation and not merely a systematic description from a certain perspective, it must be based on cognitively and psychologically interpretable foundations. Taking into account the existing models of simultaneous interpreting (cf. Moser-Mercer 2002; Gile 2002), our strategy tries to combine neuropsychological and neurophysiological experimentation with psychological reality of the process. It promises to be capable of refining or supplementing the existing models by adding new aspects and trying to provide the psychologically based key to the solution of a range of still-unexplained phenomena.

Planned neuropsychological experiments on simultaneous interpreting

Since simultaneous interpreting – due to the medium of information processing – is always related to linguistic processing, investigating it is connected to the results of long-term research on L2 acquisition and to linguistic processing from a psycholinguistic and a neuropsychological and neurophysiological angle, respectively (cf. Moser-Mercer 2002). An interesting connecting factor that also provides a relatively independent, objective measure for data evaluation can be found in the coupling of behavioural and neuropsychological studies.

As a first step, we plan to carry out two experiments in order to approach the potentially specific processes that accompany simultaneous interpreting:

Experiment 1: dichotic hearing

Experiment 2: functional nuclear magnetic resonance tomography

The first experiment is a behavioural study. The purpose is to detect (or exclude) a hypothetical hemispherical dominance of the human brain for linguistic processing and to locate the respective potential characteristics of simultaneous interpreting. At the same time, our results will be related and compared to other analogous experiments (cf. Gran/Fabbro 1987; Darò/Fabbro 1994).

Patient studies and modern methods of functional imaging have led to the discovery that the left hemisphere (LH) displays specific activation patterns during linguistic processing (cf. Friederici 1984). The main question to be posed in connection with simultaneous interpreting is: Do simultaneous interpreters use additional neuronal resources for their specific task, or do they use already existing networks more efficiently?

To answer this question, an economical form of behavioural study, dichotic hearing, suggests itself. The method of dichotic hearing, which is the auditory presentation of different stimuli to each ear, usually causes an activation of the opposite temporal lobe. Kimura (1964) – cited in Kurz (1996:159) – determined that in dichotic hearing, the stimulus presented to the right ear has been recognized and reproduced better than the stimulus presented to the left ear. To understand this result, it is necessary to clarify the anatomic conditions as presented by Kurz (1996:160):

As Figure 2 shows, information perceived by one ear is passed to the auditory regions in both hemispheres, i.e., both auditory regions in both hemispheres always are activated. The left region can receive information from both the right ear (contralateral) and the left ear (ipsilateral). Everything heard by one ear is always projected into both hemispheres. Although both regions perceive tones, only the left hemisphere is capable of carrying out linguistic analysis and the processing of verbal information.

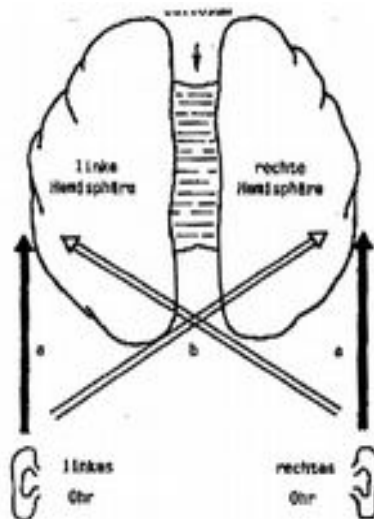


Figure 2

During dichotic presentation, the ipsilateral connections are largely suppressed, so that “ga” passes into the left hemisphere and “ba” into the right, via contralateral connections. The syllable “ba” is mainly accessible to the left (language-dominant) hemisphere via the commissures. This is an advantage for the right ear: The syllable “ga” is identified correctly more often than the syllable “ba”. Cf. diagrams 3a-3c from Kurz (1996:160f):

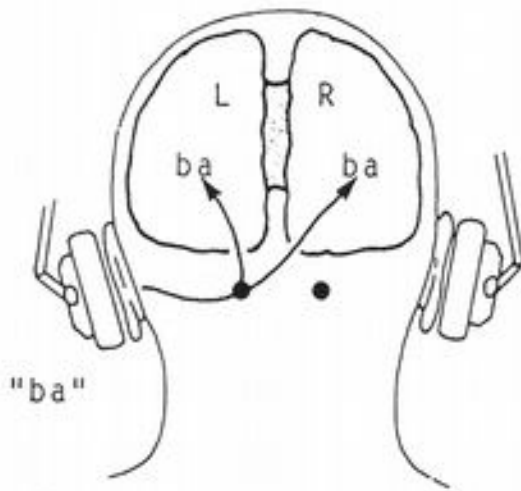


Figure 3a: Monaural stimuli which are presented to the left ear are passed into the right hemisphere via contralateral connections, and into the left hemisphere via ipsilateral connections. The syllable “ba” is reproduced correctly.

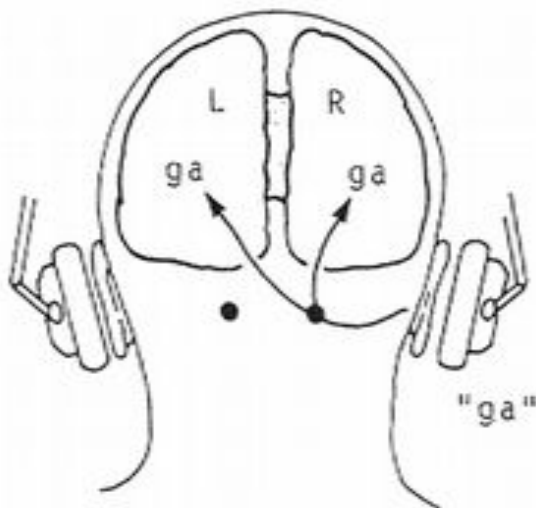


Figure 3b: Monaural stimuli which are presented to the right ear are passed into the left hemisphere via contralateral connections, and into the right hemisphere via ipsilateral connections. The syllable “ga” is reproduced correctly.

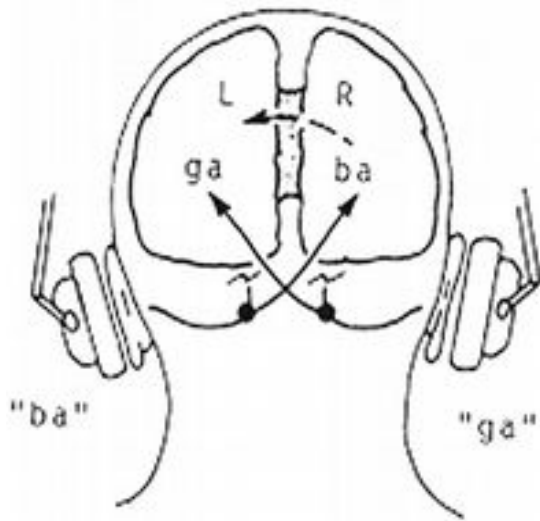


Figure 3c: During dichotic presentation, the ipsilateral connections are largely suppressed; “ga” passes into the left hemisphere, and „ba” into the right, via contralateral connections. The syllable “ba” is mainly accessible to the left (language-dominant) hemisphere via the commissures. This means an advantage for the right ear: The syllable „ga” is identified correctly more often than the syllable „ba”.

Using this method, we want to determine whether one brain hemisphere is dominant in simultaneous interpretation, or if both brain hemispheres are involved in the process. For this purpose, participants – in our case, professional simultaneous interpreters – will be provided with stimuli in the source language via a listening channel (right or left ear) and given appropriate instructions (e.g., target word detection). Their reaction times and error rates during the execution of the task will then be measured. A statistical comparison with a “normal” group of participants, e.g., students of translation without a specialization in simultaneous interpretation or students learning a foreign language, will detect differences between the two groups of participants with respect to the cognitive procedure.

The results of our experiments with professional simultaneous interpreters will also be compared to the dichotic hearing tests with interpretation students conducted by the SSLM (Scuola Superiore di Lingue Moderne per Interpreti e Traduttori) in Trieste. That investigation tested for a stronger lateralization in bilinguals in an effort to verify the hypothesis that bilinguals have a stronger language representation in the right hemisphere than do monolinguals. Three groups of female students from the University of Trieste took part. The first group consisted of 12 female students who were in their first year of interpretation studies and had a good command of their second language (L2). The second group consisted of 12 female students who were in their fourth year of interpretation studies and had a good knowledge of their second and third language (L2 and L3). The control group was composed of 12 female medical students who had little knowledge of English. All the students spoke Italian as their native language (L1).

All the subjects was given a dichotic hearing test. They listened to 40 units of 6

numbers each, whereby each ear was presented with three numbers (mixed Italian/English). Thus e.g.

right ear: tre—eight—uno

left ear: four—sette—six

Each student listened to a total of 60 Italian numbers and 60 English numbers with the right ear, and as many with the left ear. A couple of minutes after the presentation of the numbers, each student wrote down the ones she could remember. The total of numbers which could be remembered in both languages was noted. The statistical analysis indicated a clear superiority of the right ear (left hemisphere) in all three student groups, with one exception: In the group of fourth-year students, English was represented symmetrically in the two hemispheres. Moreover, this group exhibited a superiority of English over Italian in terms of numbers remembered. Conclusion: The results support the hypothesis that intensive training in the second language (English) enforced linguistic abilities in the right hemisphere. The great competence for English in the right hemisphere had led to a reduction of asymmetric language representation.

One may now suppose that a bilateral language representation in the hemispheres of a simultaneous interpreter enhances efficiency and possibly also stamina. Further papers related to our planned experimental investigations such as those by Gran/Fabbro 1987 and Darò/Fabbro 1994 will be also considered in course of our experimental research. Furthermore, we want to investigate the findings of Albert/Obler (1981), according to which lateralization can differ between simultaneous interpretation from the mother tongue (L1) into the foreign language (L2) and simultaneous interpretation from L2 into L1. These are the two hypotheses we want to verify or falsify.

The second experiment:

While tests of dichotic hearing help to reveal the truth about hemisphere laterality (note that the experiments in Gran/Fabbro (1988) led to the conclusion that intensive training in L2 enhances linguistic abilities in the right hemisphere and causes a reduction of asymmetric language representation), investigations by functional magnetic resonance tomography (fMRT) allow for more fine-grained statements. With this method it is possible to acquire more precise knowledge about the activation of specific brain areas, which are activated while simultaneous interpreting. It opens up – so to speak – a window into the brain which allows us a view of the cognitive architecture. The fMRT method is based on measuring the rise in the oxygen portion in activated brain regions. If a certain task – in our case, simultaneous interpretation from one language into another – requires the activation of certain brain regions, oxygen consumption increases. By measuring the proportion of oxygen in the blood, we can identify

the specific areas involved in translation as opposed to those areas which are only used for listening to spoken texts. This method is non-invasive and has already been tested many times. Recent literature increasingly contains results which, e.g., point to a specific left-hemispherical temporo-anterior network in L2-learners. To my knowledge, such experiments have not yet been undertaken with simultaneous interpreters. Ingrid Kurz (1996) only reports on an EEG case study of silent or mental simultaneous interpretation, which she conducted on herself in cooperation with the Institute for Neurophysiology, University of Vienna.

Concluding Remarks

As is well-known, interpretation science has at its disposal various theories or partial theories about the activity of a simultaneous interpreter, mental models and didactically oriented publications on interpretation training. What is still missing, is a coherent theory about the three questions which remain to be answered in connection with simultaneous interpretation:

- How does the simultaneous translator understand the S-text?
- Which systems of knowledge are being activated for this task, and what level of development do they require for carrying out simultaneous translation successfully?
- How does the simultaneous interpreter produce the T-text?

These are basically the same three partial disciplines (linguistic knowledge, processing, and acquisition) which are also the object matter of psycholinguistics. But what psycholinguistics does not do is to thoroughly investigate (simultaneous) interpretation. I.e., if we want to produce a broadly ranging and plausible explanation for the cognitive processes involved in simultaneous interpretation, then our methodology should be orientated towards empirical psycholinguistics. This approach is depicted in figure 4 (cf. Rickheit/Sichelschmidt/Strohner 2002: 30).

I.e., we start out from gaps or contradictions in existing theories, derive hypotheses from them (as, e.g., the one that simultaneous interpreters show a stronger lateralisation of linguistic processing), and test this hypothesis experimentally. The concrete observation also always presupposes a control group, for which the usual superiority of the left hemisphere in language processing has been determined. If the data indicate a statistical difference between the two groups in accordance with the hypothesis, then the basic theory can be considered as confirmed; otherwise doubts are in order.

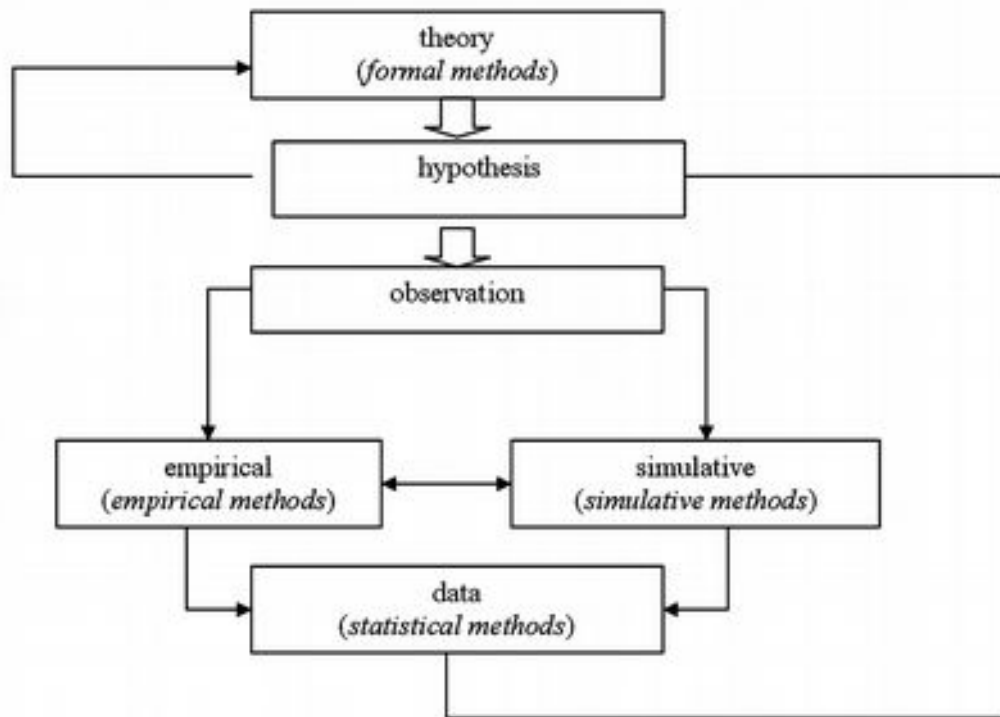


Figure 4

Interpreting cannot be explained without recourse to results of psycholinguistics and cognitive science (i.e., data from empirical-experimental research). Thus, interpretation science can benefit from more interdisciplinary cooperation. The theoretical description of interpretation, in my view, has to take place within a theoretical framework which does not reduce cognitive structures and processes to neuronal regularities, but instead focuses on the cognitive reality of interpretation. The issue of the interaction of linguistic and cognitive principles in interpretation is not merely an appendix to action theoretical and functional explanations, but it has to be part of any cognitively adequate, i.e. psychologically plausible interpretation theory. Just as two aspects of our cognitive capacity – representational vs. procedural ones – are kept apart in general, interpretation theory also specifically has to represent the knowledge systems that are the precondition for interpretation and unveil the mechanisms of realization (procedures) that are activated in every interpretation in order to understand the S-text and produce the T-text. Any real-temporal process of interpretation presupposes an abstract mechanism. Discovering this mechanism is the most urgent task now facing interpretation science. The implications of this program for various applied areas (selection, testing, didactics etc.) are obvious.

References

- Albert, Martin L.; Obler, Loraine K. (1978): *The Bilingual Brain*. New York: Academic Press.
- Baddeley, A.D. (1986): *Working Memory*. Oxford: Clarendon Press.
- Baddeley, A.D. (1990): *Human Memory. Theory and Practice*. London: Lawrence Erlbaum Associates.
- Friederici, Angela (1984): *Neuropsychologie der Sprache*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Gile, Daniele (1990): „Scientific Research vs. Personal Theories in the Investigation of Interpretation“, in: Gran, L., Taylor, C. (eds.): *Aspects of Applied Research on Conference Interpretation*. Udine: Campanotto Editore. 28-41.
- Gile, Daniele (1990): “Conference Interpreting as a Cognitive Management Problem”, in: Pöchhacker, Franz; Shlesinger Miriam (eds.) (2002). 163-176.
- Gran, Laura; Fabbro, Franco (1988): “The role of Neuroscience in the Teaching of Interpretation”, in: *The Interpreters’ Newsletter*, 1. 23-41.
- Hörmann, Hans (1977²): *Psychologie der Sprache*. Berlin: Springer.
- Kimura, Doreen (1964): „Left-right differences in the perception of melodies“, in: *Quarterly Journal of Experimental Psychology* 16. 355-358.
- Kurz, Ingrid (1996): *Simultandolmetschen als Gegenstand der interdisziplinären Forschung*. Wien: WUV-Universitätsverlag.
- Mittelstraß, Jürgen (1998): *Häuser des Wissens*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Moser-Mercer, Barbara (2002): „Process Models in Simultaneous Interpretation“, in: Pöchhacker, Franz; Shlesinger Miriam (eds.) (2002). 149-161.
- Pöchhacker, Franz; Shlesinger Miriam (eds.) (2002): *The interpreting studies reader*. London: Routledge.
- Rickheit, Gert; Sichelschmidt, L.; Strohner, H. (2002): *Psycholinguistik*. Tübingen: Narr.
- Salevsky, Heidemarie (2002): *Translationswissenschaft. Ein Kompendium*. Frankfurt/M. u.a.: Lang.
- Schwarz, Monika (1992): *Einführung in die Kognitive Linguistik* Tübingen: Francke (=UTB für Wissenschaft: Uni-Taschenbücher; 1636).
- Schwarz, Monika (Hg.) (1994): *Kognitive Semantik/Cognitive Semantics: Ergebnisse, Probleme, Perspektiven*. Tübingen: Narr (=Tübinger Beiträge zur Linguistik; Bd. 395).
- Zybatow, Lew (2003): „Wie ‚modern‘ ist die moderne Translationswissenschaft?“ in:

Heidrun Gerzymisch-Arbogast, Eva Hajicová & Petr Sgall, Zuzana Jettmarová, Annely Rothkegel, Dorothee Rothfuß-Bastian (eds.) (2003): *Textologie und Translation. Jahrbuch Übersetzen und Dolmetschen 4/II* Tübingen: Gunter Narr Verlag. 343-360.

Zybatow, Lew (2004): „Some metatheoretical remarks on Translation Science.“ In: Zybatow, L. (Hg.): *Translation in der globalen Welt und neue Wege in der Sprach- und Übersetzerbildung*. Innsbrucker Ringvorlesungen zur Translationswissenschaft II. (=Forum Translationswissenschaft, Bd. 2). Frankfurt a.M.: Lang. 3-18.

Zybatow, Lew (2004): „Was sagt die Wissenschaft zur Wissenschaft zur Translationswissenschaft?“ In: Albrecht, J.; Gerzymisch-Arbogast, H.; Rothfuß-Bastian, D. (Hg.): *Übersetzung – Translation – Traduction. Neue Forschungsfragen in der Diskussion*. Festschrift für Werner Koller. Tübingen: Narr. 253-271.

Zybatow, Lew (2004): „*Quo vadis, Translationswissenschaft oder Auf der Suche nach kleinen und großen translatologischen Wahrheiten*.“ In: Fleischmann, E.; Schmitt, P.A.; Wotjak, G. (Hg.): *Translationskompetenz*. Tagungsberichte der LICTRA (Leipzig International Conference on Translation Studies) 4.-6.10.2001. Tübingen: Stauffenburg. 287-308.

Zybatow, Lew (2004): „Methodologie der Translationswissenschaft und Methoden der Translation.“ In: House, J.; Koller, W.; Schubert, K. (Hg.): *Neue Perspektiven in der Übersetzungs- und Dolmetschwissenschaft*. Festschrift für Heidrun Gerzymisch-Arbogast zum 60. Geburtstag. (Fremdsprachen in Lehre und Forschung 35). Bochum: AKS. 47-72.

Erich Prunč

Translationsethik

Die Translationsethik wird im ersten Jahrzehnt des 3. Jahrtausends aus mehreren Gründen als äußerst aktueller und zukunftsorientierter Zweig der Translationswissenschaft zu bezeichnen sein, in dem unterschiedliche Diskussionsstränge einer ausgereiften und selbstbewussten Translationswissenschaft zusammenlaufen. Während man in den beiden Standardhandbüchern zur Translationswissenschaft (Snell-Hornby et al. eds. 1998, Baker ed. 1998) noch vergeblich nach einem eigenen Eintrag „Ethik“ sucht und nicht einmal im Stichwortregister fündig wird, wurde die Translationsethik in jüngster Zeit von mehreren Autoren (Arrojo 1997a, Caws 1996, Chesterman 1997 a, 1997 b, 2001, Gouanvic 2001, Koskinen 2000 a, 2002, Pym 1997, 2001, Pym ed. 2001, Venuti 1995, 1998) thematisiert.

Die Herausforderung der Globalisierung

Die Aktualität der Translationsethik steht in unmittelbarer Korrelation zur jeweiligen gesellschaftlichen Relevanz von Translation. Als sichtbare und unsichtbare transkulturelle Vermittlungshandlung ist Translation in einer Welt, in der die so genannten Kulturräume aufgrund des Schrumpfens von Zeit und Raum einander überlappen, in der sich die „Kulturgrenzen“ auflösen und bisher fremde Kulturen mit verschiedenen Formen der Hybridität in die Lebenswelt jedes einzelnen Bürgers einfließen, in einer Welt, die voll von multimedialen Texten und vermittelter Information ist (Koskinen 2000 a: 33), durch welche die Grenzen zwischen Realität und Fiktion unkontrollierbar verwischt werden, in einer vernetzten und globalisierten Welt, die sich im kulturellen Kahlschlag des Cyberspace zu verlieren droht, ist Translation zur omnipräsenten Mittlerin und gleichzeitig auch zum unvermeidbaren Filter von Informationen, Ideen, Überzeugungen und Werten geworden. Trotz der internationalen Tendenz zur Etablierung des Englischen als *Lingua franca* findet in der internationalen Informationskette Translation statt, sei es im unmittelbaren Kontakt zwischen den einzelnen Sprachen und Kulturen, sei es mittelbar über die *lingua franca* selbst. Denn jeder Autor, so Theo Hermans (1999: 1), und spräche er auch eine *lingua franca* wie das Englische als Muttersprache oder gehörte er einer noch so großen Sprachgemeinschaft wie etwa der chinesischen an, befindet sich mit seinem Text in einer Minderheitenposition und sieht sich mit sprachlichen und kulturellen Hürden konfrontiert, die global nur mit Hilfe von Translation überwunden werden können. Translation war und ist ein effizientes Instrument

zur Konstruktion von Kulturen, das einerseits der Schaffung von Identitäten und deren Konsolidierung nach innen dienen, andererseits zur Abgrenzung nach außen eingesetzt, oder gar zur Perpetuierung von Missverständnissen, Stereotypen und Feindbildern instrumentalisiert werden kann. Mit ihren potentiellen Mediationsstrategien kann jedoch Translation bei entsprechender Konzeptualisierung die Überwindung kultureller Hürden erleichtern, die Akzeptanz des und der Anderen stärken und konsensuale Lösungen von Kulturkonflikten im Angesicht des drohenden Krieges der Kulturen fördern. Die Professionalisierung und ethische Fundierung eines so zentralen Handlungsfeldes ist eine translations-, kultur- und sozialwissenschaftlich zu erforschende Notwendigkeit der aktuellen transkulturellen Kommunikation, die im Interesse der betroffenen Gesellschaften kohärent zu strukturieren ist und nicht den stochastischen Entscheidungen unprofessioneller AkteurInnen überlassen bleiben kann.

Priester und Paria

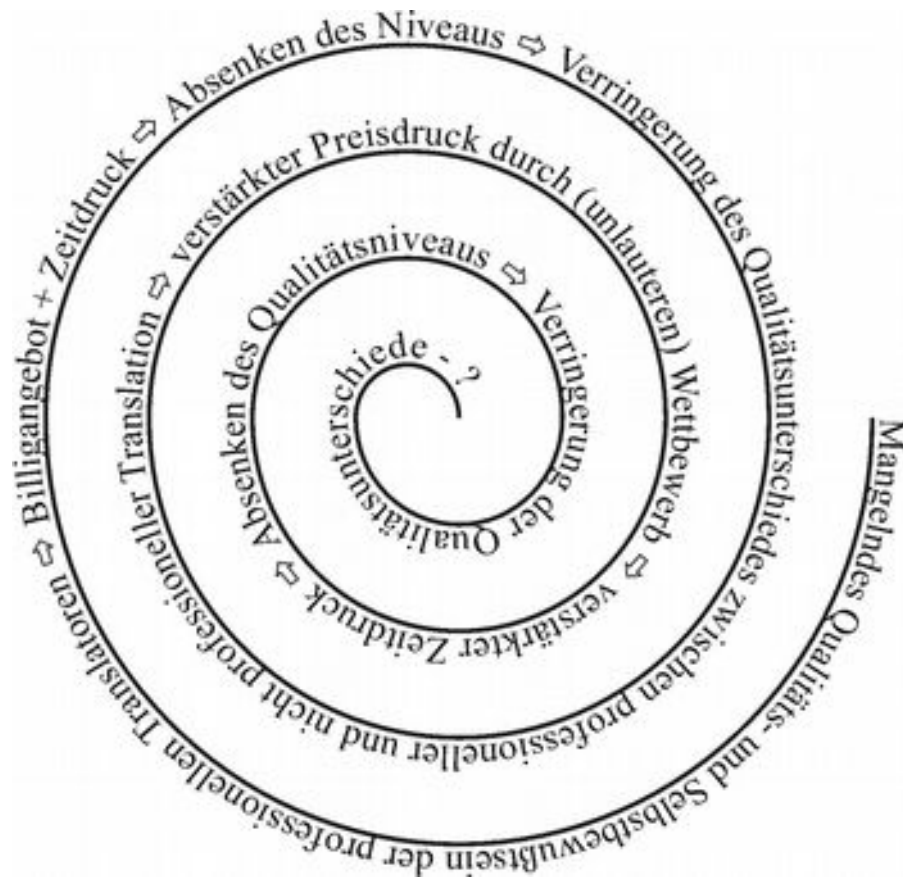
Mit Bourdieu (1982, 1985, 1999 u.ö.) können wir das Handlungsfeld *Translation* in das Handlungsfeld der *transkulturellen Kommunikation* einbetten (Prunč 2004) und es als soziales Kräftefeld modellieren, in dem die einzelnen AkteurInnen mit ihrem verfügbaren ökonomischen, sozialen, kulturellen und symbolischen Kapital um Macht und Positionen spielen. In Bezug auf die Profilierung und Positionierung der TranslatorInnen sind dabei zwei gegenläufige Tendenzen zu beobachten. Für die erste ist das Anwachsen der Übersetzungs- und Dolmetschdienste inter- und transnationaler Organisationen, insbesondere jener der EU, und das Boomen der *language industries*, in deren Rahmen die internationale Vernetzung bzw. Konzentration der Anbieter translatorischer Leistungen zu Konsortien, die als *global players* den Markt zu erobern suchen, unaufhaltsam scheint, kennzeichnend. In beiden Bereichen ist die Tendenz zu einem strengen Auswahl- und Rekrutierungssystem sowie zu einem effizienten Qualitätsmanagement¹⁴ zur Sicherung der Kundenzufriedenheit zu beobachten. Dies führt zur Herausbildung einer neuen, gesellschaftlich anerkannten und ökonomisch gut honorierten Klasse, zum geradezu priesterlichen Habitus¹⁵ selbstbewusster, meist akademisch ausgebildeter und sich professio-

¹⁴ Inwieweit dieses Qualitätsmanagement tatsächlich effizient ist, inwieweit es jedoch - besonders in den sogenannten kleineren Sprachen - durch den unkontrollierten Rückgriff auf verfügbare bilinguale Sprecher lediglich deklarativ bleibt, d.h. *de facto* eine bloße, an die Kunden adressierte und werbewirksame Selbstdarstellung ist, ist eine Frage, die empirisch noch zu untersuchen wäre.

¹⁵ Zum Bourdieuschen Begriff des *Habitus* und seinen Ausprägungen im sozialen Feld der Translation vgl. Simeoni 1998.

nell gerierender TranslatorInnen. Im Gegensatz dazu ist im Bereich der individuellen Anbieter translatorischer Leistungen vor allem auf dem europäischen Markt ein chaotisches Nebeneinander von hoch- und minderwertigen translatorischen Leistungen zu beobachten. Der historische Grund dafür liegt in den verstärkten Migrationen infolge der Gastarbeiterströme und der sozialen und politischen Emigration aus den kommunistischen und postkommunistischen Ländern, sowie aufgrund der innereuropäischen Arbeitsmobilität durch Inanspruchnahme der Niederlassungsfreiheit, durch welche die Zahl der bi-, multi- aber leider auch semilingualen Sprecher sprunghaft angestiegen ist. Da für den Zugang zu translatorischen Berufen keinerlei Kompetenz und Leistungskontrolle vorgesehen ist, drängen bi- und semilinguale Textverfasser nicht selten mit unzureichenden Qualifikationen und meistens im Nebenerwerb auf den Translationsmarkt. Ein Überangebot an semi- und unprofessionellen translatorischen Leistungen ist die Folge. Dies hätte bei Vorliegen entsprechender Kriterien theoretisch zu einer qualitativen Selektion durch Wettbewerb, und damit zu einer Qualitätsverbesserung führen müssen. Da jedoch Translation im Bewusstsein der Öffentlichkeit noch immer mit Fremdsprachenkompetenz oder gar nur mit der Fähigkeit, ein Wörterbuch zu benutzen, gleichgesetzt wird, findet die Selektion nicht statt und minderwertige Billigangebote beherrschen weiterhin den Markt. Durch (unlauteren) Wettbewerb wird der Preis- und damit der Zeitdruck verstärkt, da nun in derselben Zeit mehr produziert werden muss, um zu einem zumutbaren Arbeitsentgelt zu kommen. Dies führt auch bei professionellen TranslatorInnen zur Produktion suboptimaler Translate, was seinerseits den Markt für weitere suboptimale Angebote öffnet, da nun immer mehr TextproduzentInnen auch auf der Qualitätsebene konkurrenzfähig werden. Damit beginnt sich die Dumpingspirale bis zum beinahe totalen Image- und Qualitätsverlust der Translation und der Translatorinnen zu drehen.

Diese Situation generiert nicht selten den Habitus subalterner TranslatorInnen, eine *TranslatorInnen-Paria*, die nicht nur die Metapher von gläsernen TranslatorInnen internalisiert haben, sondern im Kampf ums Überleben bereit sind, sich zu Diskontpreisen zu vermarkten. Vor allem sind TranslatorInnen zusehends bereit, Qualitätseinbußen, die sich bereits aus der qualitätsfeindlichen Konfiguration der Produktionsbedingungen ergeben und für die ich den Terminus der *strukturellen Suboptimalität* (Prunč 2003) vorgeschlagen habe, als gegeben hinzunehmen und alle, in Extremfällen auch menschlich erniedrigende Produktionsbedingungen widerstandslos zu akzeptieren. Beide Tendenzen wirken nicht nur auf den Habitus, sondern natürlich auch auf die gesellschaftliche Positionierung der TranslatorInnen aus.



Die Berufsorganisationen versuchen dieser Entwicklung durch Öffentlichkeitsarbeit und die Gestaltung von Berufs- und Ehrenordnungen (code of ethics)¹⁶ gegenzusteuern, das Image der TranslatorInnen zu verbessern und das Vertrauen der KundInnen (wieder)zugewinnen. Im Gegensatz zum US-amerikanischen Markt, wo solche Ehrencodizes zum Standard jeder Berufsorganisation gehören, ist in dieser Hinsicht in Europa noch ein relativ hoher Nachholbedarf festzustellen. Allerdings bieten die Berufskodizes, deren eigentliche Adressaten die Kunden und nicht die TranslatorInnen sind, nur wenig Anhaltspunkte für konkretes translatorisches Handeln, da sie sich an veralteten Translationsmodellen orientieren und kaum Aussagen darüber treffen, welche Eingriffe in den Ausgangstext gerechtfertigt sind und welche bereits als unzulässige Manipulation zu gelten haben. Ein möglichst breit geführter berufsethischer Diskurs ist ein wesentlicher Meilenstein auf dem Weg zur Strukturierung und Professionalisierung des Handlungsfeldes Translation.

¹⁶ Vgl. z.B. die Berufs- und Ehrenordnung des österreichischen Verbandes Universitas (<http://www.universitas.org/files.html?id=21>), des Schweizerischen Übersetzer-, Terminologen und Dolmetscher-Verbands (<http://www.astti.ch/de/ddeont.html>) und des BDÜ (<http://www.rp.bdue.de/Ehrenordnung.pdf>); eine Zusammenstellung der *codes of ethics* für das Dolmetschen s. Pöhhacker 2004: 164 f.

Vom Sündenfall der Translationswissenschaft zur Eroberung der Freiheit

Die „glänzenden Misserfolge“ der Maschinellen Übersetzung waren die Geburtsstunde der Translationswissenschaft. Statt jedoch die Lehre aus den Misserfolgen zu ziehen und das zugrunde liegende Konzept der Transkodierung zu hinterfragen, ließ sie sich vom technologischen Glanz der Maschinellen Übersetzung und der logisch stringenten Eleganz systemlinguistischer Konzepte blenden und unter dem Legitimierungszwang des systemlinguistisch dominierten akademischen Diskurses dazu verführen, auch die Humanübersetzung aus ihren sozialen, historischen und kulturellen Kontext zu reißen. Der Preis dafür war nicht nur eine Entfremdung zwischen Theorie und Praxis, sondern auch die Entmenschlichung und Entmündigung der TranslatorInnen, die zu bloßen Transkodierern degradiert wurden und sich mit ihren pragmatischen Lösungen zudem nicht selten im Widerspruch zur Theorie¹⁷ befanden. Die normativen, äquivalenzfixierten Translationskonzepte, die Vorstellung vom idealen Translator und vom idealen kontextfreien Translat ließen den TranslatorInnen keinen Freiheitsraum, weshalb ethische Überlegungen nicht einmal ansatzweise angestellt werden konnten. Mit der Dynamisierung des Äquivalenzpostulates (z.B. Nida + Taber 1969),¹⁸ durch die Übernahme handlungstheoretischer Modelle (Holz-Mänttari 1984) und die Entthronung des Ausgangstextes (Vermeer 1986), die im übrigen etwa zehn Jahre nach der Proklamation des Todes des Autors durch Barthes (1977) erfolgte (vgl. auch Arrojo 1997 b), und schließlich durch die Dominantsetzung des Zwecks in der Skopostheorie (Reiss + Vermeer 1984) wurde implizit eine Reihe von ethischen Problemen virulent. Sie wurden in der Diskussion um die Skopostheorie zwar polemisch angesprochen, jedoch nicht als der translatorischen Realität inhärent erkannt, sondern als ethische Schwachstelle der Skopostheorie kritisiert. Auch für die deskriptiven Richtungen der Translationswissenschaft war Ethik kein Thema. Obwohl bereits Levý (1967, 1981) mit seiner Konzeptualisierung der Translation als Entscheidungsprozess die Basis für einen ethischen Ansatz schuf, wurde dieser Gedanke zwar immer wieder aufgegriffen, seine ethischen Konsequenzen jedoch nicht ausgeleuchtet. Die Vertreter der These von der Translation als Manipulation (Hermans ed. 1985) waren zwar bestrebt, die manipulative Kraft der Translation freizulegen, versagten sich jedoch jede ethische Fragestellung, da sie den Begriff der Manipulation lediglich seiner

¹⁷ Coseriu *Falsche und richtige Fragestellungen* (Coseriu 1978) waren der erste deutliche Hinweis auf die Unhaltbarkeit des Widerspruches zwischen der „theoretischen Unmöglichkeit“ und der „praktischen Realisierbarkeit“ von Translation.

¹⁸ Die Wahl zwischen *formaler* und *dynamischer* Äquivalenz war für Nida allerdings keine moralische, sondern eine ideologische Frage.

negativen Konnotationen entkleiden und wertfrei als Faktum der Translation in ihrem historischen Kontext darstellen wollten. Die *Descriptive Translation Studies*, vor allem in der von Gideon Toury (Toury 1995) vertretenen Spielart, entschlügen sich von vorneherein jeder ethischen Wertung, da sie ihre reine und empirische Wissenschaft nicht durch Wertentscheidungen kontaminieren wollten. Der Freiheitsraum der TranslatorInnen konnte so nur *ex negativo* gezeichnet werden, indem seine Grenzen und seine Restriktionen durch Normen und Konventionen aufgezeigt wurden, während die Dynamik der Entwicklung, die von den ethischen Dilemmata der TranslatorInnen und deren Konfliktlösungsstrategien in der Interaktion mit ihren Handlungspartnern bestimmt wurde, nicht ins Gesichtsfeld kam. TranslatorInnen wurden so eher zu normen-gesteuerten Marionetten denn zu selbstverantwortlich agierenden gesellschaftlichen Subjekten. Dennoch haben die DTS mit ihrem Normenkonzept zur Ent- und Aufdeckung von Machtstrukturen beigetragen, durch welche die Interaktionen im Handlungsfeld Translation und damit die ethischen Koordinaten des translatorischen Handelns bestimmt werden. Mit dem *cultural turn* der 1990-er Jahre (Bassnett + Lefevere eds. 1990) wurden schließlich die TranslatorInnen, ihre aktive Mittlerfunktion und ihre Suche nach Wegen durch das Labyrinth soziokultureller Bedingtheiten sowie ihre Rolle bei der Konstruktion von Kulturen (Bassnett + Lefevere 1998) in den Focus der Translationswissenschaft gerückt.¹⁹

Mit der Erforschung der kognitiven Prozesse wurde eine Wende eingeleitet, die von der „Black box“ in den Köpfen der TranslatorInnen ausgehend, die subjektiven Faktoren realer Translationsprozesse freilegte und aus dieser Warte das Ideal der Translation als subjektunabhängiger Transkodierung von Symbolsystemen zu unterminieren begann. Das durch Erfahrung und Sozialisation erworbene und deshalb kulturspezifisch vorgeprägte Weltwissen, in dem sich die individuellen und kollektiven Interaktionen mit der realen und sozialen Umwelt niederschlagen, wurde als integraler Bestandteil der kognitiven Prozesse der Translation erkannt und mit einem konstruktivistischen (vgl. Risku 1997, 1998) und konnektionistischen (Hönig 1995) Instrumentarium modelliert. Die Frage der Strategien zur Kompatibilitätsstiftung zwischen unterschiedlichen Weltmodellen, die sich aus der Interaktion mit den selbstreferentiellen kognitiven Systemen der Kommunikationspartner ergibt, zieht stringent die Frage nach dem verantwortungsvollen Umgang mit den eigenen und fremden kognitiven Ressourcen im Prozess der Translation auf. Dasselbe gilt für die professionelle Interaktion zwischen kooperierenden Subjekten und die Wechselbeziehungen zwischen dem Artefakt Translat sowie den übrigen, in der jeweiligen Situation kopräsenten Artefakten im Rahmen einer *situated*

¹⁹ Vgl. vor allem das Vorwort zu Bassnett + Lefevere 1990.

embedded cognition (Risku 2002). Von der sich in letzter Zeit entwickelnden Translationssoziologie (Gouanvic 1994, 1997, 1999; Simeoni 1995, 1998; Parks 1998; Hermans ed. 2002, Wolf 2002) gehen für (Re)konstruktion der sozialen Räume, in denen translatorisches Handeln stattfindet, und die Gestaltung der Interaktionsmodelle, in deren Rahmen es auch ethisch zu beurteilen ist, entscheidende Impulse aus.

Die kritischen postmodernen Strömungen, allen voran die Dekonstruktion, die von der Translationswissenschaft in den 1990-er Jahren rezipiert wurden (Arrojo 1994 a, 1997 b, 1997 c), wollten jenseits der Textualität keine Realität, sondern lediglich das freie und unendliche Spiel der Signifikanten zulassen. Dadurch bürdeten sie den TranslatorInnen die unentscheidbaren Entscheidungen zwischen unvermeidbaren Aporien auf. Das unendliche Spiel mit den Signifikanten eröffnete ihnen auch einen unendlichen Spielraum im Prozess der Dekonstruktion etablierter Sinn- und Textwelten. Die Übersetzbarkeit der Signifikanten durch andere Signifikanten, hinter denen sich keine objektiven Wahrheiten verbergen, ließ Übersetzen zur Metapher für Dekonstruktion und Dekonstruktion zur Metapher für Übersetzen werden (Davis 2001, Koskinen 2000 a: 26 ff.). Der Raum der Freiheit, der dadurch abgesteckt wurde, scheint hier seine äußersten Horizonte erreicht zu haben, in dessen unendlicher Weite sich TranslatorInnen orientierungslos zu verlieren drohen. Sozialkonstruktivistische Theorien (Berger + Luckmann 1969, Gergen 2002, Burr 2003), die einen kritischen und ethisch begründbaren Ausweg aus diesen Dilemmata eröffnen könnten, wurden im europäischen Kontext kaum rezipiert, während diskursanalytische Ansätze vorwiegend auf den englischen Sprachraum beschränkt blieben (Hatim + Mason 1990, 1997).

Mit den *Postcolonial Studies* wurden eurozentrische Konzepte endgültig verlassen, außereuropäische Translationswelten ausgeleuchtet (vgl. z.B. Wolf ed. 1997), bipolare Denkmuster vom *Selbst* und dem *Anderen* entmystifiziert. Im Zentrum stand nun nicht mehr die Äquivalenz zwischen Texten und Textelementen, sondern die Differenz zwischen den Text- und Kulturwelten sowie mögliche Lese- und Translationsstrategien, die kritische Interventionen (Niranjana 1992) der TranslatorInnen und deren Sichtbarkeit im Prozess der Translation (Venuti 1995) ermöglichen sollten. Im Sinne poststrukturalistischer Theorien wurden die machtgeleitete Konstituierung kultureller Identitäten und die Auswirkungen kultureller und politischer Hegemonien hinterfragt sowie die Rolle der Translation im globalen Machtspiel zwischen den Kulturen akzentuiert (vgl. z.B. Álvarez + Vidal 1996, Robinson 1997). Die Kolonisation als teilweise gewaltsame Unterwerfung und Durchdringung fremder Kulturen hatte die Vorstellung von reinen und organisch gewachsenen Kulturen obsolet gemacht, an deren Stelle nun hybride Mischformen traten, die in einem „dritten Raum“

repräsentiert und ausgehandelt werden konnten (Wolf 2000). Die Übertragung der Erkenntnisse und Methoden auf europäische Kontexte (Tymoczko 1999), vor allem das Konzept der Hybridität erwies sich auch für die Reinterpretation der Entwicklungen multinationaler Räume (für die Habsburgermonarchie vgl. z.B. Feichtinger et al. 2003) und die Konzeptualisierung aktueller Formen der interkulturellen Kommunikation als fruchtbar. Mit dem Paradigmenwechsel zur Kulturwissenschaft (s. Bachmann-Medick 2004) wurde von der Übersetzungswissenschaft der aktuelle Rahmen abgesteckt, der einer umfassenden Ethik des Übersetzens zu berücksichtigen und im interdisziplinären Diskurs noch genauer zu strukturieren sein wird.

Ähnlich, wenn auch mit einiger Verspätung und nicht in dieser ausgeprägten Form, verlief die Entwicklung der Dolmetschwissenschaft (Pöchhacker 2004). Sie hatte sich zunächst auf die Königsdisziplin des Simultandolmetschens und auf das Setting der internationalen Konferenz konzentriert, bei welchen die Teilnehmer in der Regel als gleichberechtigte Partner interagieren. Deshalb wurden der Evaluierung von Dolmetschleistungen auch Normenvorstellungen und Erwartungshaltungen zugrundegelegt, die für solche Interaktionen charakteristisch sind. Mit der Ausweitung des Objektbereiches der Dolmetschwissenschaft auf differenziertere Settings des Kommunaldolmetschens ist auch im Bereich der Dolmetschwissenschaft das Abrücken von geradezu mechanistischen Transkodierungsvorstellungen und das Heranreifen emanzipatorischer Ansätze (vgl. Pöchhacker 2004: 164 f.) zu beobachten. Von diesem Aspekt werden empirische Daten zu realen Interaktionsformen analysiert und die vorhandenen *Codes of ethics* auf ihre Praxisrelevanz und Realisierbarkeit hinterfragt werden.

Verankerung

Durch den geschilderten Paradigmenwechsel von der System- zur Textlinguistik, später zur Kultur-, Kognitions-, Sozial- und Kulturwissenschaft wurde die für die normative und lediglich dem Äquivalenzpostulat verpflichtete Translationswissenschaft charakteristische rigide Binarität von *richtig* und *falsch* aufgehoben und durch ein Kontinuum kontext- und situationsspezifischer Problemlösungen ersetzt. Erst dadurch sind TranslatorInnen von unsichtbaren TranskodiererInnen zu verantwortlich Handelnden und tendenziell sichtbaren MitgestalterInnen geistiger Landschaften, Textwelten und Kulturen geworden. Diesen Freiheitsraum gilt es in einer Translationsethik auszuloten, damit sich die Vielfalt von Möglichkeiten nicht in ein Chaos inkompatibler Relativitäten auflöst, sondern klare Konturen der Verantwortung erhält.

Die Spannweite der Problemstellung sei zunächst vor dem Hintergrund der

traditionellen *Codes of ethics* und der äquivalenzorientierten Translationswissenschaft anhand zweier Fallbeispiele illustriert:

Fallbeispiel 1:

In ihrer Autobiographie als *Gefangene bei Stalin und Hitler* schildert Margarete Buber-Neumann (2002: 316 ff.), sie habe ihre Stellung als Dolmetscherin im KZ Ravensbrück genützt, um „die Antworten der Verhörten nach Belieben zu formulieren“ oder die politisch hochbrisanten Kassiber der russischen Häftlinge an die neuangekommenen „Frauen der Roten Armee“ zu einem rein sentimentalen Begrüßungsschreiben zu manipulieren.

Fallbeispiel 2:

Karl Radek, der russische Unterhändler beim Frieden von Brest-Litovsk, wurde von der Partei auch als Dolmetscher eingesetzt. Bei einem der Parteikongresse dolmetschte er aus dem Deutschen ins Russische. Der gedolmetschte Text wies zwar eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Original auf, war jedoch in wesentlichen Punkten an die aktuelle Parteilinie angepasst. Der Redner kam aufgeregt zu ihm: „*Genosse Radek, aber das habe ich alles gar nicht gesagt. Jedenfalls nicht so.*“ Darauf soll Radek geantwortet haben: „*Aber das hättest du gesagt haben sollen, Genosse!*“ (Schilling 1994: 82).

Beide Fallbeispiele haben Eines gemeinsam: Die Akteure verstoßen gegen die so genannte Objektivitätsnorm, wonach der Dolmetscher/die Dolmetscherin ein neutraler Vermittler/eine neutrale Vermittlerin der Botschaft des Ausgangstextproduzenten zu sein habe. Dennoch werden wir das translatorische Verhalten von Margarete Buber-Neumann auf einer vorwissenschaftlichen Reflexionsstufe, allein aufgrund unseres Gefühls für Menschlichkeit und Gerechtigkeit, als moralisch und ethisch gerechtfertigt, ja sogar als zutiefst human bezeichnen, da sie in einem inhumanen Umfeld das eigene Leben riskierte, um so ihre Leidensgenossinnen vor den Ausschreitungen der NS-Schergen zu bewahren.

Bei Karl Radek werden wir hingegen zögern, dies zu tun. Bevor wir nämlich ein Urteil über die ethische Angemessenheit seiner Handlungsweise fällen können, müssen wir uns die Frage nach seiner Machtposition in der stalinistischen Nomenklatur stellen und danach, ob er diese Machtposition missbraucht habe, um eine ideologische Vorzensur der gedolmetschten Rede auszuüben und den Redner im vorausseilenden Gehorsam zu entmündigen, oder ob er vielmehr aus kollegialer Solidarität und aufgrund seines spezifischen Wissens um die Interna des stalinistischen Machtapparates so gehandelt habe, um seinen Parteigenossen vor den tödlichen Repressionen des NKWD zu schützen.

Die Relation zwischen Ausgangs- und Zieltext, die traditionellerweise in die Metapher der „Treue“ (Henry 1995) gefasst und mit dem Begriff der Äquivalenz (Halverson 1997) operationalisiert wurde, kann – dies dürfte anhand beider Beispiele klar geworden sein - nicht zum alleinigen Maßstab der ethischen Beurteilung translatorischen Handelns gemacht werden, auch wenn, wie in der Skopostheorie, die Äquivalenzforderung durch die Forderung nach Adäquatheit (Reiss + Vermeer 1984) oder wie bei Nord (1989) die Metapher der Treue durch den dynamischeren Begriff der Loyalität ersetzt wird. Vielmehr muss die Translationsethik jenseits der Textualität im gesamten gesellschaftspolitischen und ideologischen Kontext angesiedelt und so mit den jeweils gegebenen Wertehierarchien korreliert werden, dass in ihrem Rahmen noch ausreichend Platz für die Freiheit translatorischer Entscheidungen bleibt, durch die allein translatorisches Handeln zum verantwortbaren und verantworteten ethischen Handeln werden kann.

Im Kontext der Kultur- und Kognitionswissenschaft ist vor allem der Begriff der Äquivalenz neu zu denken. Stand Äquivalenz bis zum *cultural turn* und zur Dekonstruktion noch für eine rationalistisch-objektivistische Denkfigur, die jenseits von Sprachen und Kulturen eine objektive und allen zugängliche Realität annahm, so muss sie in einer postmodernen Konzeption zum Resultat eines dynamischen Diskurses von Zuschreibungen mutieren, mit dessen Hilfe Sinneinheiten konstruiert und in einer konkreten Gemeinschaft funktionalisiert werden. Das postulierte objektivistische *tertium comparationis* zwischen Sprach- und Kulturwelten verflüchtigt sich zu einem vom soziokulturellen und politischen Kontext nicht ablösbaren Konstrukt, das jeweils im konkreten historischen und sozialen Raum ausgehandelt werden muss. Äquivalenz kann so nicht mehr über die strukturelle Gleichheit oder Ähnlichkeit von Sprachelementen und ihre konnotativen und denotativen Bedeutungen definiert werden, sondern als intentional gestiftete und sozial gesteuerte Herstellung von Kompatibilitäten zwischen soziokognitiv konstruierten Sinnwelten. Das ist der Angelpunkt, an dem die Ethik der Translation anzusetzen hat. Als AkteurInnen im inter- und transkulturellen Kommunikationsraum sind TranslatorInnen in ein komplexes Handlungsfeld eingebunden, das aus allen AktantInnen im Bereich der transkulturellen Kommunikation besteht und das kulturspezifisch unterschiedliche Formen der Arbeitsteilung und somit auch unterschiedliche Interaktionsmuster und Verantwortungsbereiche vorsieht (Prunč 2004). Der Rahmen, den wir zur Modellierung dieses Prozesses vorschlagen, ist jener der Translationskultur. Bevor wir auf jedoch konkrete Ausprägungen der Translationskultur und Translationsethik eingehen, müssen wir die Wertsysteme offen legen,

auf deren Basis eine aktuelle Translationsethik konstruiert werden soll. Es sind dies zunächst die Werte einer demokratischen und pluralen Welt des *homo oecologicus* (Pieper1995:70), in der Menschenrecht, Menschenwürde, Toleranz, Achtung des Andersseins der Anderen, Chancengleichheit, Solidarität, Konsens- und Dialogfähigkeit, Emanzipation der Benachteiligten und der Minderheiten, sparsamer Umgang mit Ressourcen, Konfliktminimierung und Nachhaltigkeit an der Spitze der Wertehierarchie stehen.

Von der Pluralität als Basiswert ist zuallererst abzuleiten, dass es keine rigide Einheitsnorm, sondern nur einen Normenpluralismus geben kann (Pieper 1995), verbunden mit der Bereitschaft, andere ethische Normen zu akzeptieren und ihre soziokulturelle Bedingtheit anzuerkennen. Dies scheint vor allem für jene Bereiche sinnvoll, in denen sich professionelle Ethiken mit der Individualethik der handelnden TranslatorInnen überschneiden.

Der Rahmen

Der gesellschaftliche Rahmen, innerhalb dessen das ethische Handeln der TranslatorInnen zu beurteilen ist, nennen wir, wie bereits festgestellt, Translationskultur. Unter Translationskultur sei das historisch gewachsene, sich aus der dialektischen Beziehung zur Translationspraxis entwickelnde, selbstreferentielle und selbstregulierende Subsystem einer Kultur verstanden, das sich auf das Handlungsfeld Translation bezieht, und das aus einem Set von gesellschaftlich etablierten, gesteuerten und steuerbaren Normen, Konventionen, Erwartungshaltungen und Wertvorstellungen sowie der habitualisierten Verhaltensmuster aller in dieser Kultur aktuell oder potentiell an Translationsprozessen beteiligten HandlungspartnerInnen besteht (vgl. Prunč 1997, 2002 a, 2002 b, 2003). Sie spiegelt im jeweils aktuellen Zeitpunkt und im jeweils gegebenen Interaktionsraum den gesellschaftlichen Konsens und Dissens über zulässige, empfohlene und obligatorische Formen der Translation wider, die ihrerseits von den jeweiligen Welt- und Gesellschaftsbildern bestimmt werden. Die historische Spannbreite reicht von theozentrischen Welt- und Gesellschaftsmodellen, in welchen Entwicklungen und Sinnzuschreibungen meist monokausal einem höheren und *per se* sinnstiftenden Wesen zugeschrieben werden, bis zu anthropozentrischen Konzeptionen von Welt und Gesellschaft, die den Sinn der menschlichen Handlungen in seiner Selbstverwirklichung sehen. Als gesellschaftliches Konstrukt ist die Translationskultur der Niederschlag des machtleitenden Interessenausgleiches der an Translation und deren Funktion interessierten Individuen und Institutionen. Als AkteurInnen fungieren nicht nur TranslatorInnen, sondern in erster Linie die – jedenfalls in den europäischen

Kulturen – mit einem größeren Machtpotential ausgestatteten Partner sowie ihre AgentInnen und Agenturen im Machtviereck AutorInnen – InitiatorInnen – TranslatorInnen – AdressatInnen. Translationskulturen können von der Translationswissenschaft deskriptiv analysiert, und davon Handlungsanleitungen für die TranslatorInnen abgeleitet werden. Es liegt auf der Hand, dass in autoritären Gesellschaften auch die Translationskulturen von autoritären oder wenigstens hierarchisch organisierten Entscheidungsstrukturen bestimmt werden, während demokratisch strukturierte Gesellschaften auch andere Entscheidungsparameter zulassen. Das Maß der Freiheit, das dabei von der Gesellschaft den TranslatorInnen gewährt wird, wird allerdings zum Maßstab der Verantwortung, der sie sich als ethisch handelnde Individuen und als soziale Gruppe zu stellen haben. Vor allem ist in einer demokratisch konzipierten Translationsethik der verantwortungsvolle Umgang mit den Interessen und Machtpotentialen der InteraktionspartnerInnen im sozialen Kräftefeld der transkulturellen Kommunikation zu fordern. Christiane Nord (1989, 1997, 2001) schlägt dafür den moralisch zu begründenden Terminus der Loyalität zum Autor, zum Auftraggeber und zu den Adressaten vor. Allerdings greift das Konzept der Loyalität zu kurz (vgl. Prunč 1997, Chesterman 1997 b: 181 f.), weil ihm das moralische Korrektiv der TranslatorInnen als ethisch handelnde und integrale Persönlichkeiten fehlt. Deshalb ist das unidirektionale Konzept der Loyalität der TranslatorInnen zu den anderen Handlungspartnern konzeptuell durch eine reziproke vierfache Loyalität aller Handlungspartner zueinander zu ersetzen. Es ist nämlich eine Illusion zu glauben, dass translatorische Handlungen in einem konfliktfreien Raum stattfinden. In der Realität steht dem harmonisierenden Konzept der Loyalität ein Aktionsfeld konfligierender Interessen zwischen AutorInnen, InitiatorInnen und AdressatInnen gegenüber. TranslatorInnen können sich deshalb, wie dies bisher vor allem von der normativen äquivalenzorientierten Translationswissenschaft gefordert wurde, nicht immer auf die Seite der AutorInnen, oder, wie es vereinfachte Versionen der Skopostheorie vorsehen, nicht immer auf die Seite der AdressatInnen stellen. Sie müssen vielmehr die Kompetenz besitzen, mit Interessenskonflikten in ihrem Interaktionsfeld kreativ umzugehen und für ihre Mediationshandlung bzw. für ihre Entscheidung zugunsten der einen oder der InteraktionspartnerInnen die Verantwortung zu übernehmen. Diese Verantwortung schließt die Verantwortung gegenüber und Solidarität mit den anderen TranslatorInnen sowie die Wahrung des Ansehens und der Glaubwürdigkeit des Berufsstandes ein (Pym 1992: 166, Chesterman 1997 b:181). Im Sinne des Prinzips der Nachhaltigkeit erstreckt sich die Verantwortung schließlich auch auf die vorhersehbaren langfristigen Auswirkungen des Translats auf die Ausgangs- und die Zielkultur im Allgemeinen und die Translationskultur im Besonderen (vgl. Koskinen 2000 a: 109).

Es gibt allerdings Sonderfälle, in denen das Prinzip der vierfachen und reziproken Loyalität außer Kraft gesetzt wird, weil eines der übergeordneten moralisch ethischen Prinzipien gefährdet ist. Dies trifft etwa im Fallbeispiel Buber-Neuman zu, in dem durch die NS-Diktatur und durch das in den KZs herrschende Terrorregime die ethische Pyramide auf den Kopf gestellt und Recht zu Unrecht pervertiert wird. Im Bereich des *Community interpreting* können dies vor allem Situationen sein, in denen Leib und Leben der in den Translationsprozess involvierten Personen in unmittelbarer Gefahr sind (Bulut + Kurultay 2001).

In demokratischen Translationskulturen haben TranslatorInnen als selbstverantwortliche Subjekte der Gesellschaft auch die Möglichkeit, argumentativ gestützt durch die Translationswissenschaft, aktiv an der Konstruktion der jeweiligen Translationskultur mitzuwirken. Als Konstruktionsprinzipien bieten sich dabei die Maximen der Kooperativität, der Loyalität, der Transparenz und der Ökologizität an, nach denen die Konsensbildungsprozesse im Interesse der Gesellschaften und der TranslatorInnen optimiert werden könnten (s. Prunč 2003). Eine solche Translationskultur mag in der politischen Realität von heute noch als idealistische Utopie erscheinen. Es wäre allerdings eine lohnende Aufgabe der TranslatorInnen und ihrer Interessensvertretungen, an der Verwirklichung dieser Utopie mitzuwirken.

Verortung

Translation als gesellschaftlich gesteuerter und im Rahmen der Translationskultur realisierter soziokognitiver Prozess ist von der Selektion der Texte, die in den Prozess einbezogen werden, über die operativen Entscheidungen bei der Herstellung des Translats bis zu seiner Implementierung in die Zielkultur ein permanenter Entscheidungsprozess. An seinen Schlüsselpositionen sind die TranslatorInnen, sei es nun als Fachleute für transkulturelle Kommunikation, sei es als selbstberufene, dem eigenen Antrieb folgende oder fremdbestimmte Akteure involviert. Es ist eine Illusion zu glauben, dass sich TranslatorInnen diesen Entscheidungsprozessen durch Nicht-Entscheidung entziehen können. Selbst wenn man aufgrund des weit verbreiteten mechanistischen Stereotyps von Translation als bloßer Transkodierung oder „objektiver“ Nachbildung des Ausgangstextes annimmt, TranslatorInnen könnten sich durch Transkodierung möglichen Wertentscheidungen entziehen und Wertkonflikten aus dem Weg gehen, so ist auf einer historischen und sozialetischen Metaebene festzustellen, dass sie auch dadurch spezifischen Ideologien und Interessen dienen, die das Interpretationsmonopol nur bestimmten Interaktionspartnern im Handlungsfeld Translation vorbehalten wollen. Auch die lediglich transkodierenden TranslatorInnen treffen eine Wertentscheidung, nämlich jene, sich ihrer Interpretation

zu entschlagen und sie den anderen KooperationspartnerInnen im Handlungsfeld transkulturelle Kommunikation zu überlassen. Ob, inwieweit, in welcher Form und wie sie dies tun können, ist eine Frage der in der jeweiligen Translationskultur manifesten Normen und Konventionen. Allerdings geben die Translationskulturen, in die TranslatorInnen hineingestellt sind, zwar den Handlungsrahmen ab, die Maximen eines selbstreflektiven und selbstverantwortlichen ethischen Handelns sind dennoch bei den TranslatorInnen selbst zu verorten.

To translate or not to translate

Die erste ethisch-moralische Entscheidung, die TranslatorInnen noch vor Inangriffnahme eines Translationsauftrages²⁰ zu treffen haben und für die sie im Sinne einer Individualethik der Translation in vollem Maße verantwortlich sind, ist die Entscheidung, ob Translation überhaupt stattfindet oder nicht. Diese Entscheidung ist *die* nur allzu oft übersehene ethisch-moralische Grundsatzentscheidung, bei der sich TranslatorInnen mit drei Formen der Nulltranslation auseinanderzusetzen haben: der Translationsverweigerung, dem Translationsverzicht und dem Translationsverbot.

Eine **Translationsverweigerung** liegt dann vor, wenn der Translator/die Translatorin eine Translation aus ethischen, moralischen, ideologischen oder professionellen Gründen ablehnt. Aus ethischen Gründen vor allem dann, wenn Inhalt und Form eines Translats dazu angetan wären, die eingangs genannten Werte wie Menschenwürde – einschließlich der eigenen Würde des Translators, insbesondere der Translatorinnen – zu verletzen. Beispiele dafür wären die Übersetzungen sexistischer, rassistischer und – jedenfalls in Österreich – auch strafrechtlich mit Sanktionen belegter pornographischer, zur Gewalt anstiftender und neonazistischer Texte. Aus professionellen Gründen werden TranslatorInnen eine Translation vor allem dann ablehnen, wenn die Produktionsbedingungen keine funktional adäquate Translation zulassen oder wenn sie nach selbstkritischer Prüfung der eigenen Kompetenzen feststellen müssen, dass sie die für eine Translation notwendigen Wissensvoraussetzungen oder Fertigkeiten nicht besitzen²¹ oder dem konkreten Auftrag aus psychischen Gründen – z.B. wegen einer zu geringen emotionalen Distanz oder einer Traumatisierung²² –

²⁰ Der Terminus *Translationsauftrag* schließt auch die Eigeninitiative durch Selbstauftrag ein.

²¹ Diesbezügliche Bestimmungen sind in den meisten *Codes of ethics* enthalten. Vgl. z.B. die Berufs- und Ehrenordnung des BÜD und der Universitas.

²² Bei der Vortragsreihe *Brücken Bauen statt Barrieren* gingen mehrere Referentinnen am Beispiel ex-jugoslawischer Flüchtlingen und von Folteropfern auf dieses Thema ein. Von

nicht gewachsen wären. Die Solidarität mit den KollegInnen und dem Berufsstand verbietet es schließlich den verantwortlich handelnden TranslatorInnen auch, sich auf die eingangs erwähnte Dumpingspirale einzulassen und strukturell suboptimale Translate zu liefern.

Der **Translationsverzicht** ist eine professionelle Handlung des Translators/der Translatorin, der/die nach sorgfältiger Kosten-Nutzen-Abwägung zum Schluss kommt, dass der ökonomische Aufwand für eine Translation nicht sinnvoll oder das Translat in der vorgesehenen Form nicht zielführend wäre, weshalb er auf einen Auftrag verzichtet bzw. davon abrät. Den AuftraggeberInnen nicht jede, für die einzelnen TranslatorInnen zwar gewinnbringende, ökonomisch und funktional jedoch nicht sinnvolle translatorische Leistung aufzuschwatzen, sondern allenfalls günstigere Alternativen aufzuzeigen, ist nicht nur vom moralischen Aspekt geboten, sondern auch vom Aspekt der Glaubwürdigkeit des Berufsstandes angebracht und strategisch klug²³. Die ausgeprägteste Form eines solchen Translationsverzichts ist eine Machbarkeitsstudie, die von der OeNorm (2000) als eigene translatorische Leistung ausgewiesen wird.

Liegt in einer konkreten historischen Situation ein **Translationsverbot**²⁴ vor, so kann es die moralische Verpflichtung eines Translators/einer Translatorin sein, sich diesem Verbot im Namen höherer ethischer Werte, wie z.B. die der Freiheit des Wortes, der Emanzipation, des Widerstandes gegen ein Machtmonopol oder gegen die Marginalisierung von Randgruppen zu widersetzen und auf diese Weise restriktive und diktatorische Übersetzungspolitiken zu unterlaufen. Eine der möglichen Alternativen stellt in diesem Fall auch die translatorische Subversion dar (Levine 1991, Robinson 1991).

Ist die moralisch, pragmatisch und ökonomisch begründete Entscheidung **für** ein Translationsprojekt gefallen, sind die weiteren ethischen und operativen Entscheidungen der TranslatorInnen vor dem Hintergrund des Normen- und Wertesystems der jeweiligen Translationskultur zu beurteilen. Da die Normen, Konventionen und Präferenzen der jeweiligen Translationskultur Widerspiegelungen von Interessenskonstellationen und Interessenshierarchien sind, impliziert das Agieren innerhalb der Translationskultur auch die Auseinandersetzung

den TherapeutInnen wurde dringend empfohlen, keine traumatisierten DolmetscherInnen einzusetzen. Wenn dies aufgrund einer Notsituation nicht vermeidbar ist, sollte auf jeden Fall von einem identifizierenden zu einem referierenden Dolmetschen übergegangen werden (vgl. Pöllabauer + Prunč eds. 2003).

²³ Für Pym dürfen die Kosten einer Translation nicht größer sein als der Nutzen, der aus der einschlägigen interkulturellen Beziehung zu ziehen ist (vgl. Koskinen 2000 a: 81).

²⁴ Zum Translationsverbot aus ideologischen Gründen vgl. Chesterman 1997 b:1; zum Einfluss von Ideologie und Religion Burrell + Kelly 1995.

mit den Machthierarchien, von denen sie bestimmt werden.

Historische Dichotomien

In Bezug auf die Ethik der Translation als Ethik eines Berufsstandes und einer Kulturtechnik sind global und historisch betrachtet zwei zentrale Tendenzen der Reflexion zu beobachten, die von Koskinen (2000 a: 16 ff.) als **Ethik der Identität** auf der einen, und als **Ethik der Differenz** auf der anderen Seite bezeichnet wird. Die Ursprünge dieser Polarität gehen auf den Dauerbrenner des translatorischen Diskurses, der unter den irreführenden Schlagwörtern „*Treue*“ und „*Freiheit*“ lief und in philologisch dominierten Kreisen der „Übersetzungswissenschaft“ trotz aller Erkenntnisse der Literatur- und Sprachwissenschaft immer noch läuft. Sie ist an der Dichotomie *wörtliches* vs. *sinngemäßem* bzw. *freies Übersetzen* (Barbe 1996) festzumachen und scheint im Zitatkanon zur Translation(skritik) in Gegensatzpaaren wie Ciceros *ut interpretes* vs. *ut orator*, Hieronymus' *verbum de verbo* vs. *sensum de sensu* und Schleiermachers *eindeutschendes* vs. *verfremdendes Übersetzen* (auf, setzt sich über Levýs *illusionistisches* vs. *antiillusionistisches* Übersetzen (Levý 1969) fort, um schließlich in den 1990-er Jahren in Venutis *domesticating* vs. *foreignising translation* einen Wiederhall zu finden (Venuti 1995 u.ö.). Die Vertreter einer **Ethik der Identität** (*sameness*) legen ihr Augenmerk in erster Linie auf die Äquivalenz bzw. die Erhaltung und mimetische Ab- und Nachbildung der autoren- und ausgangskulturspezifischen Signatur des Ausgangstextes. Ziel einer poststrukturalistischen Ethik der Identität ist es, nicht nur die „Identität des Anderen“ zu wahren, sondern dadurch vor allem den zielkulturellen Rezipienten die Erfahrung des Anderen und die Auseinandersetzung mit dem Fremden zu vermitteln²⁵. Die Folge, dass bei einer verfremdenden Übersetzung aufgrund der Asymmetrie der Sprachen und Kulturen im Zieltext die sprachlichen und ästhetischen Normen der Zielkultur gebrochen werden müssen, kann historisch und pragmatisch unterschiedliche Wirkungen zeitigen. In der literarischen Übersetzung, die bisher der bevorzugte Objektbereich der Vertreter der Ethik der Identität – allen voran Antoine Berman (1984) und Lawrence Venuti (1995, 1998) – war, ermöglicht die Ethik der Identität erst die befruchtende Auseinandersetzung mit dem Fremden, dem Anderssein der Anderen, und dessen innovatorische Implementierung in das eigene literarische und kulturelle

²⁵ Die von Koskinen (2000 a) verwendeten Termini der *ethics of sameness* und *ethics of difference*, die offensichtlich aus der Perspektive der Ausgangskultur geprägt sind, sind leider dazu angetan, bei der Lektüre postmoderner translationswissenschaftlicher Texte, vor allem jener Lawrence Venutis, Verwirrung zu stiften, da in diesem Kontext das Verfahren der *foreignizing translation* aus der internen Perspektive des rezipierenden Systems als *ethics of difference* (Venuti 1998) bezeichnet wird.

System (Bachmann-Medick ed. 1997). Im Bereich des *Community interpreting* hingegen, um das andere Extrem anzusprechen, kann das verfremdende Übersetzen in tendenziell fremdenfeindlichen Gesellschaften zur definitiven Ausgrenzung der marginalisierten Immigrationsminderheiten führen, da dadurch die kognitiven und kulturellen Hürden ideologisiert und die Brücken zur Mediation vollends abgebrochen werden können. In einer **Ethik der Differenz** werden hingegen die Unterschiede zwischen den Systemen in den Vordergrund gestellt und die Äquivalenz als Illusion entlarvt. Zu dieser Form der Translationsethik neigen vor allem die Vertreter funktionaler Translations-theorien, allen voran Hans Vermeer (1996 a, 1996 b u.ö.) und in abgeschwächter Form Christiane Nord (1997), die in ihren prospektiven Modellen des translatorischen Handelns das Alteritätskalkül und die Kontextualisierung des Zieltextes in den Produktionsprozess einbeziehen.

Durch die Berücksichtigung des Faktors Macht kann allerdings die scheinbar unüberwindliche Dichotomie zwischen Ausgangs- und Zieltextorientierung, zwischen einer Ethik der Identität und einer Ethik der Differenz aufgelöst werden. Denn es ist der Machtausgleich im Rahmen der Translationskulturen, die bei der kulturinternen Normenbildung das Pendel bald in diese, bald in die andere Richtung ausschlagen lässt. Im globalen Maßstab ist es das Machtspiel **zwischen** den Kulturen, von dem die Ethik der Translation im transkulturellen Diskurs bestimmt wird. Es liegt an der pragmatischen und kontextsensitiven Ambivalenz der Translationsstrategien, dass die Argumentation für die selbe Translationsstrategie bald als ideologische Abstützung des Machtanspruches, bald als Subversion globaler Hegemonien aus der Perspektive sensibler Dissidenten interpretiert werden kann. Dies lässt sich anhand des soziohistorischen Hintergrundes der beiden Hauptvertreter der Ethik der Identität, Antoine Berman und Lawrence Venuti, illustrieren. Die deutsche Kultur, deren Entwicklung zur Zeit der Romantik die Folie für Bermans *épreuve d'étranger* abgab, konnte ihr ethnozentrisches Konzept des kulturellen Ausbaus und der Stärkung des eigenen Systems dadurch verwirklichen, dass sie dessen Nachholbedarf durch den Import fremdkultureller Modelle kompensierte und durch die systematische Konfrontation mit dem Fremden dynamisierte. Die Kontextualisierung des Prinzips der Verfremdung in der französischen Kultur, von der Bermans ethische Motivation bestimmt wird, zielt hingegen auf den Abbau des Ethnozentrismus in den dominanten Kulturen, allen voran der französischen, ab. Ähnlich ist die Motivationslage bei Venuti. Aufgrund der von ihm aufs schärfste angegriffenen Maxime des *domestizierenden Übersetzens* drohen dominante Kulturen wie die angloamerikanische an ihrer eigenen Dominanz und am eigenen monolingualen Ethnozentrismus kulturell und ideologisch zu ersticken. Deshalb erwarten sich Dissidenten wie Venuti nicht nur den Abbau des eigenen Ethnozentrismus, sondern aus der provokativen Begegnung mit dem Fremden

neue intellektuelle, ästhetische, ideologische und politische Impulse für die rezipierende Kultur. Dialektisch betrachtet führt jedoch gerade diese Strategie zu einer weiteren Stärkung des rezipierenden Systems und damit zur Perpetuierung der Dominanz der an sich schon dominanten Kultur.

Die übergeordnete Handlungsmaxime einer **Ethik der Differenz** liegt im Gegensatz dazu in der Transformation und Integration der Botschaft und ihrer Vertextung in das zielkulturelle System, die Sicherung der Kommunikation, den Schutz vor Überfremdung und die Wahrung der kulturellen Vielfalt. Diese Maximen scheinen vor allem in so genannten schwachen, marginalisierten und durch Kulturimperialismen gefährdeten Kulturen vorzuherrschen. Ihre extreme Ausprägung ist in der „anthropophagischen Übersetzungsmethode“ (Wolf ed. 1997) der brasilianischen Translationskultur zu finden, in der das Fremde gleichsam verschlungen, verdaut und der Text mit autochtonen Mitteln neu produziert wird.

Eine ökologisch konzipierte globale Ethik der Translation wird jedoch *a priori* weder der einen, noch der anderen Maxime den Vorzug geben, sondern in den internationalen Kräftefeldern zwischen den Kulturen als Korrektiv fungieren, das auf den möglichst konsensualen Machtausgleich bzw. ein demokratisches Gleichgewicht zwischen den Kulturen abzielt. Dadurch kann in die Kulturen ein nachhaltiges, harmonisierendes wenn auch nicht ausschließlich harmonisches, sondern kreatives Spannungsverhältnis zwischen Identität und Alterität induziert werden, um schließlich in den kulturell entgrenzten Räumen des angehenden 3. Jahrtausends auch ein verträgliches Maß an Hybridität und die Konstruktion überkultureller Sinneinheiten zuzulassen.

Die Dynamik der Evolution

Allerdings kann auch eine demokratisch konstruierte Translationskultur als machtinduziertes gesellschaftliches Konstrukt zu einem bestimmten Augenblick der Entwicklung Normen enthalten, die den Translator/die Translatorin vom moralischen, ideologischen oder ästhetischen Aspekt zum Widerspruch herausfordern. Toury (1980) sieht auch in der Bereitschaft zum nonkonformistischen translatorischen Handelns ein wesentliches Element der translatorischen Kompetenz, die es künftigen TranslatorInnen zu vermitteln gilt.

Für eine translatorische Individualethik als deontisches System, das mit einer demokratischen Translationskultur kompatibel sein soll, scheint dies jedoch nicht ausreichend. Geht man vom Prinzip der demokratischen Konsensfindung aus, so ist daraus nicht nur das Recht zu nonkonformistischem Verhalten, sondern auch das Recht der TranslatorInnen abzuleiten, gleichberechtigt mit den anderen Partnern auch eigene politische und ideologische Ziele zu verfolgen und

durch Translation zu realisieren. Allerdings gebietet es das Prinzip der reziproken vierfachen Loyalität, die Verfolgung dieser Ziele gegenüber den anderen Interaktionspartnern offenzulegen.²⁶

In einer global konzipierten Ethik des translatorischen Handelns greift jedoch auch diese Handlungsmaxime zu kurz. Vielmehr muss, wenn man das eingangs angeführte Wertesystem ernst nimmt, eine globale Translationsethik auch das Recht und die Pflicht zur Emanzipation von Marginalisierten und Diskriminierten, zum Widerstand gegen Hegemonien und zur Schaffung eines nachhaltigen ökologischen Gleichgewichtes zwischen den Sprachen und Kulturen beinhalten (Cronin 2003, insbes. S. 88 f. und 138 ff.). Als anschauliche Beispiele für emanzipatorische Bestrebungen und die Verwirklichung eigener moralischer und politischer Agenden können die feministische (Messner + Wolf 2000, Grbić + Wolf eds. 2002) und postkoloniale (Niranjana 1992, Bassnett + Trivedi 1999) Translationspraxis und Translationswissenschaft dienen. So setzt sich etwa eine der Leitfiguren feministischer Translationswissenschaft, Susanne Lotbinière-Harwood (1991), unter dem bezeichneten Titel *Re-Belle et infidèle* für Übersetzungsstrategien ein, durch welche die Treue zum Autor aufgekündigt und statt dessen die Treue zum Schreibprojekt, das die Sichtbarmachung der weiblichen Perspektive zum Ziel hat, proklamiert.²⁷ wird. Frauen seien, so die Hauptthese der feministischen Translation(swissenschaft), in der männerdominierten Gesellschaft in Sprache und Texten zum Verstummen gebracht worden. Deshalb sei es die Aufgaben feministischer Schreibtätigkeit im Allgemeinen und feministischer Translation²⁸ im Besonderen, sie wieder sichtbar zu machen. Die Vorschläge, wie dies zu geschehen habe, beginnen mit einer extensiven Nutzung explizierender Übersetzungsstrategien, reichen über Fußnoten, Kommentare, Vor- und Nachworte und enden in unmittelbaren Texteingriffen der Translatorinnen in den Text (*hijacking*)²⁹ und dem kompletten Umschreiben (*rewriting*) des Textes. Dadurch sollen die spezifischen historischen, psychischen und physischen Erfahrungen³⁰ und Sichtweisen der Frauen in den Text eingeschrieben werden.

Wird in einer Translationskultur ein nonkonformistisches translatorisches

²⁶ Ich schlage dafür die Unterscheidung zwischen impliziten und expliziten Skopos vor (Prunč 2000).

²⁷ Vgl. auch die kritischen Bemerkungen zu feministischen Verabsolutierungen bei Arrojo 1994, 1995.

²⁸ Lotbinière-Harwood (1991:162).

²⁹ Vgl. dazu die Kritik von Massardier-Kenney (1997).

³⁰ Lotbinière-Harwood (1991:173): “donner raison à notre expérience de corps, de coeur et de pensée.”

Verhalten durch Wiederholung habitualisiert oder gelingt es rebellierenden Dissidenten in einer Translationskultur an Einfluss und Macht zu gewinnen, wird damit die Dynamik der Etablierung und Kanonisierung neuer bei gleichzeitiger Derogation etablierter Normen und Konventionen in Gang gesetzt. Impulse für die Etablierung neuer Normen und Konventionen können auch von geänderten Anforderungen der Gesellschaft oder eines bestimmten Settings an TranslatorInnen kommen. Sie müssen bis zur Etablierung oder wenigstens Akzeptanz neuer Normen das Risiko auf sich nehmen, der Verletzung bereits etablierter ethischer Prinzipien der Translation geziehen zu werden. Ein aktuelles Beispiel dazu sind Tendenzen zu einer neuen *Ethik des Entertainments*, die bei Übersetzungen und Dolmetschungen in der bei typischen Ereignissen der Mediengesellschaft und in der Unterhaltungsindustrie zu beobachten sind, wie sie von Katan und Straniero (2001) anhand des Dolmetschens bei einer Talkshow beschrieben werden. Traditionelle äquivalenzorientierte Normen müssen, dem Diktat des Faktischen folgend, auch im Bereich der Lokalisierungsindustrie (Schmitz + Wahle eds. 2000, Esselink 2000, Cadieux + Esselink 2002) und des multilingualen Informationsmanagements (Hovy et al. 2003) abgebaut werden. Hier stehen am Beginn des Translationsprozesses sogenannte internationalisierte, also kulturell unspezifische Textvorlagen, Textagglomerate und Textinformationen, die jedoch im Prozess der Lokalisierung mit Kulturspezifika angereichert werden, um die kommunikative Hürde für die Textrezipienten möglichst gering zu halten. In diesem Interaktionsfeld wird das Äquivalenzpostulat vollends obsolet. Deshalb greift auch eine Ethik der Differenz zu kurz und wird wohl durch eine *Ethik der Adaptation* (Gouanvic 1999: 113) zu ersetzen sein, die von den TranslatorInnen aufgrund ihrer Komplexität jedoch nicht mehr allein, sondern nur mehr in kompetenten Produktionsteams zu bewältigen sind. Wegen des globalen Charakters des Phänomens der Lokalisierung werden allerdings die Normen und Konventionen dieser spezifischen Translationskultur nicht mehr im jeweiligen kulturellen, und schon gar nicht nationalkulturellen Rahmen, sondern, ähnlich wie im postkolonialen Kontext, in einem überkulturellen dritten Raum auszuhandeln sein.

Paradoxa der EU-Sprachenpolitik

Einen solchen Raum des überkulturellen Aushandelns und Gestaltens gemeinsamer überkultureller Sinneinheiten stellt auch die Europäische Union als juristisches, politisches und kulturelles Projekt dar. In diesem Kontext gewinnt das mit dem *cultural turn* der Translationswissenschaft bereits verworfene Äquivalenzprinzip eine neue Funktion. Allerdings geht es dabei nicht mehr um einen naiven und obsolet gewordenen Bezug der Signifikanten zu einer überkulturell erfahrbaren physischen, sozialen und psychischen Realität, sondern um den intentio-

nenalen Bezug von überkulturell ausgehandelten manchmal auch von den dominanten Sprachen aufoktroyierten Signifikanten und Textstrukturen zu einer transnational konstruierten Sinnwelt. Daraus ergibt sich das Paradoxon der EU-Translationspolitik, dass der mächtige Translationsapparat, der im Namen der kulturellen Vielfalt als einem der deklarierten zentralen Werte der Europäischen Union eingerichtet wurde, auf eine akulturelle Kommunikation abzielt und so zur Aufhebung kultureller Grenzen und Tilgung (national)kultureller Identitätsmerkmale beiträgt (vgl. Koskinen 2000 a: 85). Was bleibt, ist eine mehr oder minder formale Wahrung der ethnolinguistischen Demokratie, wie sie von Fishman (1993) als Idealbild der multinationalen Kommunikation gezeichnet und etwa von Lambert (1994) und Koskinen (2000 a) kritisch hinterfragt wurde. Dennoch liegt es im Interesse der Konstruktion einer identitätsstiftenden kulturübergreifenden Homogenität, ein dynamisch verstandenes Äquivalenzprinzip nach wie vor ins Zentrum der gültigen Translationsnormen zu stellen und davon auch die Qualitätskriterien abzuleiten (Koskinen 2000 b). Normenkonformes professionelles Handeln kann in diesem Kontext nur in der (selbst)reflektiven Mitwirkung an diesem Konstruktionsprozess bestehen. Die ethische Herausforderung, der sich die TranslatorInnen in diesem Kontext zu stellen haben werden, ist, jene Nischen zu finden, zu wahren und zu pflegen, in denen trotz dieses generellen Trends die nachhaltige Wahrung der kulturellen Vielfalt möglich ist.

Zur Tilgung kulturspezifischer Charakteristika trägt auch die Aufhebung der Unterscheidung zwischen Ausgangs- und Zieltext und der Verlust der Signatur des Autors bei. An die Stelle von autorensignierten Texten treten multilinguale Textagglomerate, Paralleltexte und kollektiv gedraftete Textvorlagen, bei denen bereits im interinstitutionellen Diskurs allenfalls noch vorhandene Kulturspezifika getilgt wurden. In diesem Prozess, der von den Maximen des politisch maximal möglichen Minimalkonsenses gesteuert wird, ist die Bedachtnahme auf Partikularinteressen nur unter Ausnützung und Eindämmung der Interpretationsspielräume, die sich aus der Asymmetrie der Sprachen ergeben, möglich, die eine, manchmal auch intendierte Unschärfe der Texte nach sich ziehen. Ethische Probleme stellen sich dabei für TranslatorInnen aufgrund des Prinzips der Authentizität und unmittelbaren Rechtswirksamkeit aller Sprachvarianten vor allem in jenen Fällen, in denen die Einengung oder Ausweitung dieser Unschärfe, die sich aufgrund der Sprachstruktur der Zielsprache ergäbe, für eine der beteiligten Parteien Vor- oder Nachteile bringen könnte.

Schlussfolgerung

Translation als soziokognitives Konstruktionsprinzip von Kulturen, als Bewahrerin des Eigenen und als kreative Provokation des Fremden, als

Gestalterin von Homogenität und als Hegerin der Vielfalt birgt für kulturell sensibilisierte TranslatorInnen und für Kulturen, die für die historische und aktuelle Leistung der Translation sensibilisiert sind, zahlreiche ethische Herausforderungen, auf die jeder selbstverantwortliche Translator/jede selbstverantwortliche Translatorin im Rahmen seiner/ihrer Translationskultur eine jeweils eigene Antwort finden muss. Deshalb werden die individuellethischen Maximen in den Prinzipien der Freiheit und der Selbstverantwortung zu verankern sein. In der aktuellen Situation europäischer Translationskulturen könnte eine ethisch fundierte Handlungsmaxime für TranslatorInnen folgendermaßen formuliert und an die Stelle des von Chesterman (2001) vorgeschlagenen hieronymischen Eides gesetzt werden: *Handle loyal zu deinen HandlungspartnerInnen, habe jedoch auch das Selbstbewusstsein, deren Loyalität einzufordern, gehe sparsam mit deinen und den Ressourcen deiner Partner um und bedenke die Nachhaltigkeit deiner Handlungen, handle professionell und wahre das Ansehen deines Berufsstandes, handle im Einklang mit den Normen deiner Translationskultur, habe jedoch den Mut, dich selbstverantwortlich dagegen zu entscheiden und die Gründe dafür offen zu legen.*

Die Dynamik demokratischer Translationskulturen eröffnet den TranslatorInnen die Möglichkeit, sich selbstbewusst in die Konstruktion von Sinnwelten und Kulturen, einschließlich der eigenen Translationskultur einzubringen. Die Voraussetzung dafür ist allerdings die Fähigkeit, die Spiele der Macht, die im sozialen Feld der transkulturellen Kommunikation gespielt werden, zu durchschauen, gegen die Marginalisierung des eigenen Berufsstandes anzukämpfen und zu versuchen, sich selbst aufgrund seiner Fachkompetenz als gleichwertigen Partner/gleichwertige Partnerin einzubringen. Zu dieser Fachkompetenz zählt jedoch die Fähigkeit, durch den Zaun der Signifikanten und das Gewebe der Texte auf die machtgeleiteten Konstruktionsprinzipien von Sinnwelten zu blicken, die realen soziokognitiven Prozesse, die durch vereinfachende Äquivalenzvorstellungen verschleiert werden, zu erkennen und angemessen darauf zu reagieren. Dies heißt jedoch im Konkreten darauf zu verzichten, nicht einlösbare Versprechen von Treue und Objektivität zu geben, die von den übrigen Handlungspartnern aufgrund überkommener Vorstellungen von Translation noch immer erwartet werden. Erst durch das bewusste, ethisch begründete und verantwortete Einbinden und Offenlegen der eigenen soziokonstruktiven Bedingtheit, werden sich TranslatorInnen in der komplexen und relativierten Welt des dritten Jahrtausends glaubwürdig als Mittler zwischen Menschen und Kulturen positionieren können.

Literaturverzeichnis

- Álvarez, Román; Vidal, M. Carmen-África (eds.) (1996): *Translation, Power, Subversion*. Clevedon-Philadelphia-Adelaide: Multilingual Matters Lt. (Topics in Translation 8).
- Arrojo, Rosemary (1994a): „Deconstruction and the teaching of translation”, in: *TextConText* 9.1994, 1-12.
- Arrojo, Rosemary (1994b): „Fidelity and The Gendered Translation”, in: *TTR* vol. VII, No 2., 147-163.
- Arrojo, Rosemary (1996): „On Perverse Readings, Deconstruction, and Translation Theory”, in: *TradTerm* 3.1996, 9-21.
- Arrojo, Rosemary (1997a): „Asymmetrical Relations of Power and the Ethics of Translation”, in: *TextConText* 11 = NF 1.997, 5-24.
- Arrojo, Rosemary (1997b): „The ‘death’ of the author and the limits of the translator’s visibility”, in: Snell-Hornby et al. (eds.) (1997), 21-32.
- Arrojo, Rosemary (1997c): „Dekonstruktion, Psychoanalyse und Translationslehre“ Übersetzt von Hans J. Vermeer], in: Wolf ed. 1997, 165-179.
- Bachmann-Medick, Doris (2004): „Übersetzung als Medium interkultureller Kommunikation und Auseinandersetzung“, in: Jaeger, Friedrich; Straub, Jürgen (Hg.): *Handbuch der Kulturwissenschaften. Bd. 2: Paradigmen und Disziplinen*. Stuttgart: Metzler, 449-465.
- Bachmann-Medick, Doris (Hg.) (1997): *Übersetzung als Repräsentation fremder Kulturen*. Berlin: Erich Schmidt Verlag (Göttinger Beiträge zur Übersetzungsforschung 12).
- Baker, Mona (ed.) (1998): *Routledge Encyclopedia of Translation Studies*. London-New York: Routledge.
- Barbe, Katharina (1996): „The Dichotomy Free and Literal Translation“, in: *Meta* 41.1996.3, 328-337.
- Barthes, Roland (1977): *Image, Music, Text*. New York: Hill & Wang.
- Bassnett, Susan; Lefevere, André (1998): *Constructing Cultures. Essays on Literary Translation*. Clevedon-Philadelphia etc.: Multilingual Matters (Topics in translation 11).
- Bassnett, Susan; Lefevere, André (eds.) (1990): *Translation, History and Culture*. London and New York: Pinter Publishers.
- Bassnett, Susan; Trivedi, Harish (eds.) (1999): *Post-colonial Translation. Theory and Practice*. London/New York: Routledge.

- Berger, Peter L.; Luckmann, Thomas (1980): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt a.Main: Fischer Taschenbuch.
- Berman, Antoine (1984) *L'épreuve de l'étranger. Culture et traductions dans l'Allemagne romantique*. Paris: Gallimard.
- Bourdieu, Pierre (1982) *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Übersetzt von Bernd Schwibs und Achim Russer. Frankfurt am Main: Suhrkamp (suhrkamp taschenbuch wissenschaft 658).
- Bourdieu, Pierre (1985): *Sozialer Raum und 'Klassen'. Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen. Übersetzt von Bernd Schwibs. Mit einer Bibliographie der Schriften Pierre Bourdieus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp (suhrkamp taschenbuch wissenschaft 500).
- Bourdieu, Pierre (1999): *Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes*. Übersetzt von Bernd Schwibs und Achim Russer. Frankfurt am Main: Suhrkamp (suhrkamp taschenbuch wissenschaft 658)
- Buber-Neumann, Margarete (2002): *Als Gefangene bei Stalin und Hitler. Eine Welt im Dunkel*. München: Ullstein.
- Bulut, Alev; Kurultay, Turgay (2001): „Interpreters-in-Aid at Disasters: Community Interpreting in the Process of Disaster Management”, in: Pym ed. 2001, 249-264.
- Burr, Vivien (2003): *Social Constructivism*. 2. Aufl. London: Routledge.
- Burrell, Todd; Kelly, Sean K. (eds.) (1995): *Translation: Religion, Ideology, Politics*. Binghampton-New York: State University of New York at Binghampton (Translation Perspectives VIII).
- Cadieux, Pierre; Esselink, Bert (2002): “Feeling GILTy. Defining the terms Globalization, Internationalization, Localization and Translation”, in: *LI* 14.2002.3, 22-25.
- Caws, Mary Ann (1996): „The Ethics of Translation”, in: Harris, Geoffrey T. (ed.): *On Translation French Literature and Film*. Amsterdam/Atlanta: Rodopi (Rodopi Perspectives on Modern Literature 16)”, 25-45.
- Chesterman, Andrew (1997a): „Ethics of translation”, in: Snell-Hornby et al. Eds. 1997, 147-160.
- Chesterman, Andrew (1997b): *Memes of Translation. The Spread of Ideas in Translation Theory*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins (Benjamins Translation Library 22.)
- Chesterman, Andrew (2001): „Proposal for a Hieronymic Oath”, in: Pym, Anthony (ed.) (2001), 139-154.

- Coseriu, Eugenio (1978): „Falsche und richtige Fragestellungen in der Übersetzungstheorie“, in: Grähs et al. (eds.) 1978, 17-32.
- Cronin, Michael (2003): *Translation and Globalization*. London + New York: Routledge.
- Davis, Kathleen (2001): *Deconstruction and Translation*. Manchester + Northampton: St. Jerome (Translation Theories Explained).
- Eguíluz, Federico; Merino, Rachel; Olsen, Vickie; Pajares, Eterio; Santamaría, José Miguel (1994): *Transvases culturales: Literatura, cine y traducción. Actes du Congreso Internacional sobre Transvases Culturales, 20 y 22 de mayo 1993*. Vitoria: Universidad del País Vasco.
- Esselink, Bert (2000): *A Practical Guide to Localization*. Amsterdam-Philadelphia: John Benjamins (updates unter <http://www.locguide.com/additions/updates.htm>).
- Feichtinger, Johannes; Prutsch, Ursula; Csáky, Moritz (2003): *Habsburg postcolonial. Machtstrukturen und kulturelles Gedächtnis*. Innsbruck et al.: Studien Verlag
- Fishman, Joshua A. (1993): „Ethnolinguistic democracy varieties, degrees and limits“, in: *LI* 5.1993.1, 11-17.
- Gergen, Kenneth J. (2002): *Konstruierte Wirklichkeiten. Eine Hinführung zum sozialen Konstruktivismus*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Gouanvic, Jean-Marc (1994): *La Science-fiction française au XX-e siècle (1900-1968): essai de socio-poétique d'un genre en émergence*. Amsterdam-Atlanta: Éditions Rodopi.
- Gouanvic, Jean-Marc (1997): „Pour une sociologie de la traduction: le cas de la littérature américaine traduite en France après la Seconde Guerre mondiale (1945-1960)“, in: Snell-Hornby et al. (Eds.) 1997, 33-44.
- Gouanvic, Jean-Marc (1999): *Sociologie de la traduction. La science-fiction américaine dans l'espace culturel français des années 1950*. Arras Cedex: Artois Presses Université.
- Gouanvic, Jean-Marc (2001): „Ethos, Ethics and Translation: Towards a Community of Destinies“, Pym (ed.) 2001, 203-212.
- Grähs, Lillebill; Korlén, Gustav; Malmberg, Bertil eds. (1978): *Theory and Practice of Translation. Nobel Symposium 39, Stockholm, September 6-10, 1976*. Bern/Frankfurt a. Main/Las Vegas: Lang.
- Grbić, Nadja; Wolf, Michaela eds. (2002): *Grenzgängerinnen. Zur Geschlechterdifferenz in der Übersetzung*. Graz: ITAT (GTS 4).
- Halverson, Sandra (1997): „The Concept of Equivalence in Translation Studies: Much Ado About Something“, in: *Target* 9.1997.2, 297-233.

- Hatim, Basil; Mason, Ian (1990): *Discourse and the Translator*. London/New York: Longman (Language in Social Life Series).
- Hatim, Basil; Mason, Ian (1997): *The Translator as Communicator*. London/New York: Routledge.
- Henry, Jacqueline (1995): „La fidélité, cet éternel questionnement. Critique de la morale de la traduction”, in: *Meta* XL.1995.3, 367-371.
- Hermans, Theo (1999): *Translation in Systems. Descriptive and Systemic Approaches Explained*. Manchester: St. Jerome Publishing.
- Hermans, Theo (ed.) (1985): *The Manipulation of Literature. Studies in literary translation*. New York: St. Martin Press.
- Hermans, Theo ed. (2002): *Crosscultural Transgressions. Research Models in Translation Studies II. Historical and Ideological Issues*. Manchester: St. Jerome.
- Holz-Mänttari, Justa (1984): *Translatorisches Handeln. Theorie und Methode*. Helsinki: Suomalainen Tiedekatemia (Annales Academiae Scientiarum Fennicae B 226).
- Hönig, Hans G. (1995): *Konstruktives Übersetzen*. [Neuaufgabe 1997] Tübingen: Stauffenburg.
- Hovy, Eduard; Ide, Nancy; Frederking, Robert et al. (2003): *Multilingual Information Management: Current Levels and Future Abilities*. (21.01.03)
<http://www.cs.cmu.edu/~ref/mlim/index.html>.
- Katan, David; Straniero-Sergio, Francesco (2001): „Look Who`s Talking: The Ethics of Entertainment and Talkshow Interpreting”, in: Pym ed. 2001, 213-238.
- Koskinen, Kaisa (2000a): *Beyond Ambivalence. Postmodernity and the Ethics of Translation*. Tampere: University of Tampere. [electron. Version
<http://acta.uta.fi/english/teos.phtml?4347>.
- Koskinen, Kaisa (2000b): „Institutional Illusions: Translating in the EU Commission”, in: *The Translator*. 6.2000.1, 49-66.
- Koskinen, Kaisa (2002): *From Text to Context: Translation and Ethics*. Helsinki: Helsinki University (Helsinki University Translation Series 2).
- Lambert, José (1994): „Ethnolinguistic Democracy, Translation Policy and Contemporary World (Dis)order”, in: Eguíluz et al. (ed.) 1994, 23-33.
- Levine, Suzanne Jill (1991): *The Subversive Scribe. Translating Latin American Fiction*. Graywolf Press: Saint Paul.
- Levý, Jiří (1967): „Translation as a Decision Process”, in: *To Honor Roman Jakobson. Essays on the Occasion of his seventieth Birthday*, vol. II., 1171-1182.

- Levý, Jiří (1969): *Die literarische Übersetzung. Theorie einer Kunstgattung. Frankfurt am Main.* Bonn: Athenäum Verlag.
- Levý, Jiří (1981): „Übersetzung als Entscheidungsprozeß“, in: Wilss ed. 1981, 219-235.
- Lotbinière-Harwood, Susanne de (1991): *Re-Belle et infidèle. La traduction comme pratique de réécriture au féminin. The body bilingual. Translation as a rewriting in the feminine.* Québec: Les édition du remue-ménage/Women's Press.
- Massardier-Kenney, Françoise (1997): „Towards a redefinition of feminist translation practice“, in: *The Translator* 3.1997.1, 55-69.
- Messner, Sabine; Wolf, Michaela (2000): *Mittlerin zwischen den Kulturen – Mittlerin zwischen den Geschlechtern? Studie zur Theorie und Praxis feministischer Übersetzung.* Graz: ITAT (GTS 2).
- Nida, Eugene A.; Taber, Charles R. (1969): *Theorie und Praxis des Übersetzens, unter besonderer Berücksichtigung der Bibelübersetzung.* Stuttgart: Weltbund der Bibelgesellschaften.
- Niranjana, Tejaswini (1992): *Siting Translation. History, Post-structuralism, and the Colonial Context.* Berkely-Los Angeles-Oxford: University of California Press.
- Nord, Christiane (1989): „Loyalität statt Treue. Vorschläge zu einer funktionalen Übersetzungstypologie“, in: *Lebende Sprachen* 24.1989.3, 100-105.
- Nord, Christiane (1991): „Scopos, Loyalty, and Translational Conventions“, in: *Target* 3.1991.1, 91-109.
- Nord, Christiane (1997): *Translating as a Purposeful Activity. Functionalist Approaches Explained.* Manchester, UK: St. Jerome Publishing.
- Nord, Christiane (2001): „Loyalty Revisited: Bible Translation as a Case in Point“, in: Pym ed. 2001, 185-202.
- OeNorm (2000): *ÖNORM D 1200 Dienstleistungen - Übersetzen und Dolmetschen – Übersetzungsleistungen. Anforderungen an die Dienstleistung und an die Bereitstellung der Dienstleistung.* Wien: Österr. Normungsinstitut.
- Parks, Gerald (1998): „Towards a Sociology of Translation“, in: *Rivista internazionale di tecnica della traduzione* 3.1998, 25-35.
- Pieper, Annemarie (1995): *Einführung in die Ethik.* 3. Aufl. Stuttgart: UTB.
- Pöchhacker, Franz (2004): *Introducing Interpreting Studies.* London/New York: Routledge.
- Poulsen, Sven-Olaf; Wilss, Wolfram (eds.) (1980): *Angewandte Übersetzungswissenschaft.* Aarhus: Business School.

- Prunč, Erich (1997): „Translationskultur“, in: *TextConText* 11 = NF 1.1997, 99-127
- Prunč, Erich (2000): „Vom Translationsbiedermeier zur Cybertranslation“, in: *TextConText* 14, NF 4.2000, 3-74.
- Prunč, Erich (2002a): „Translation in die Nicht-Muttersprache und Translationskultur“, in, *TextConText* 15, NF 5, 2, 283-299,
- Prunč, Erich (2002b): „Translation zwischen Absolutheitsansprüchen und Konventionen“, in: Zybatow, Lew N. ed., *Translation zwischen Theorie und Praxis. Innsbrucker Ringvorlesungen zur Translationswissenschaft I*, Frankfurt a.M. et al.: Lang, 139-166.
- Prunč, Erich (2003): „Óptimo, subóptimo, fatal: refelexiones sobre la democracia etnolingüística en la cultura europea de traducción », in : Kelly, Dorothy; Martin, Anne; Nobs, Marie-Louise et al. (Eds.): *La direccionalidad en traducción e interpretación: perspectivas teóricas, profesionales y didácticas*, Granada 2003, 67-89.
- Prunč, Erich (2004): „Zum Objektbereich der Translationswissenschaft“, in: Müller, Ina (Hg.) (2004) *Und sie bewegt sich doch. Translationswissenschaft in Ost und West. Festschrift für Heidemarie Salevsky zum 60. Geburtstag*. Frankfurt am Main et al.: Lang, 263-285.
- Pym, Anthony (1992): *Translation and Text Transfer An Essay on the Principles of Intercultural Communication*. Frankfurt am Main etc.: Lang, 1992 (Internetversion: <http://www.fut.es/~apym/on-line/ttt/cover.html>).
- Pym, Anthony (1997): *Pour une éthique du traducteur*. Ottawa: Artois Presses Université.
- Pym, Anthony (2001): „Introduction. The Return to Ethics in Translation Studies“, in: Pym ed. 2001, 129-138.
- Pym, Anthony (ed.) (2001): *The Return to Ethics. Special Issue* der Zeitschrift *The Translator* 7.2001.2.
- Risku, Hanna (1997): „Constructivist Consequences: Translation and Reality“, in: Riegler; Peschl; Stein (Hg.) 1997, 247-252.
- Risku, Hanna (1998): *Translatorische Kompetenz. Kognitive Grundlagen des Übersetzens als Expertentätigkeit*. Tübingen: Stauffenberg (Studien zur Translation 5).
- Risku, Hanna (2002): *Interkulturelle Fachkommunikation als kooperative Textgestaltung*. Tübingen: Stauffenburg.
- Robinson, Douglas (1997): *Translation and Empire*. Manchester: *Postcolonial Theories Explained*. Manchester: St. Jerome Publishing (Translation Theories Explained 4).

- Schilling, Peter (1994): *Die Praxis des Übersetzens. Profil und Alltag eines Berufes*. Berlin: Frieling.
- Schmitz, Klaus-Dirk; Wahle, Kirsten eds. (2000): *Softwarelokalisierung*. Tübingen: Stauffenburg.
- Simeoni, Daniel (1995): „Translating and studying translation: the view from the agent”, in: *Meta* 40.1995.3, 445-460.
- Simeoni, Daniel (1998): „The Pivotal Status of the Translator’s Habitus“, in: *Target* 10.1998.1, 1-39.
- Snell-Hornby, Mary; Hönig, Hans G.; Kußmaul, Paul; Schmitt, Peter A. (1998): *Handbuch Translation*. Tübingen: Stauffenburg.
- Snell-Hornby, Mary; Jettmarová, Zuzana; Kaindl, Klaus (eds.) (1997): *Translation as intercultural communication. Selected papers from the EST Congress, Prague*. Amsterdam-Philadelphia: Benjamins (Benjamins Translation Library 20).
- Snell-Hornby, Mary (ed.) (1986): *Übersetzungswissenschaft – eine Neuorientierung (Zur Integrierung von Theorie und Praxis)*. Tübingen: Francke (UTB 1415).
- Toury, Gideon (1980): „The Translator as a Nonconformist-to-be, or: How to Train Translators So As to Violate Translational Norms”, in: Poulsen; Wilss (eds.) 1980, 180-194.
- Toury, Gideon (1995): *Descriptive Translation Studies and beyond*. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins (Benjamins Translation Library 4).
- Tymoczko, Maria (1999): *Translation in a Postcolonial Context. Early Irish Literature in English Translation*. Manchester: St. Jerome Publishing.
- Venuti, Lawrence (1995): *The Translator’s Invisibility. A History of Translation*. London & New York: Routledge (Translation Studies).
- Venuti, Lawrence (1998): *The Scandals of Translation. Towards an Ethics of Difference*. London New York: Routledge
- Vermeer, Hans J. (1986): „Übersetzen als kultureller Transfer“, in: Snell-Hornby (Hg.) 1986, 30-53.
- Vermeer, Hans J. (1996): *A skopos theory of translation (Some arguments for and against)*. Heidelberg: TcT-Verlag (Reihe Wissenschaft 1).
- Wilss, Wolfram ed. (1980): *Übersetzungswissenschaft*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft (Wege der Forschung 535).
- Wolf, Michaela (2000): „The third space in postcolonial representation“, in: Simon, Sherry; St. Pierre, Paul (eds.) *Changing the term of cultural dimension*, Montreal: University of Ottawa Press 2000, 137-151.

Wolf, Michaela (2002): „Translation Activity between Culture, Society and the Individual: Towards a Sociology of Translation”, in: Harvey, Keith ed. *CTIS Occasional Papers*, vol. 2, 33-43.

Wolf, Michaela (Hg.) (1997): *Übersetzungswissenschaft in Brasilien. Beiträge zum Status von „Original“ und Übersetzung*. Mit einem Vorwort von Hans Vermeer. Übersetzungen von Helga Ahrens, Margret Ammann, Johanna Klemm, Hans J. Vermeer und Annette Wußler. Tübingen: Stauffenburg (Studien zur Translation 3).

Rainer Arntz

Kulturbarrieren und ihre Überwindung beim Verfassen und Übersetzen journalistischer Texte

Ausgangskulturell geprägte Texte als journalistische und übersetzerische Herausforderung

An den Hochschulinstituten zur Ausbildung von Übersetzern und Dolmetschern hat sich in den letzten Jahrzehnten über Ländergrenzen hinweg eine erfreuliche Entwicklung vollzogen, die sich mit den Stichworten Akademisierung und Professionalisierung zusammenfassen läßt. Übersetzungs- und Dolmetschwissenschaft sind vielerorts zu einer unverzichtbaren Studienkomponente geworden, und – was vielleicht noch wichtiger ist – die moderne Übersetzungs- und Dolmetschdidaktik ist in starkem Maße von den Erkenntnissen dieser beiden noch jungen Wissenschaften geprägt. Ein Aspekt, der in Übersetzungswissenschaft und Übersetzungsdidaktik zunehmend an Bedeutung gewinnt, ist die interdisziplinäre Ausrichtung beider Bereiche. In dem hier interessierenden Zusammenhang kann man auf die immer enger werdende Verbindung zwischen Übersetzen und Textproduktion verweisen; so ist das technische Schreiben bereits seit längerer Zeit in die Ausbildung von technischen Fachübersetzern integriert. Ein ebenso naher inhaltlicher Bezug ließe sich zwischen dem Übersetzen ausgangskulturell geprägter Texte, beispielsweise solcher politischen Inhalts, und dem Verfassen journalistischer Texte im Rahmen der Auslandsberichterstattung herstellen; diese Verbindung ist bislang, soweit ersichtlich, noch nicht thematisiert worden und sie soll im folgenden näher erörtert werden.

Die Parallele zwischen der Tätigkeit des Auslandskorrespondenten und der des Übersetzers ist evident: beide transponieren Inhalte, die durch eine Ausgangskultur geprägt sind - z. B. politische Informationen - mit sprachlichen Mitteln in eine andere Zielkultur. Allerdings gibt es einen wesentlichen Unterschied in der Kommunikationssituation: der Auslandskorrespondent wendet sich unmittelbar an seine Zielgruppe, d.h. an die Zeitungsleser im Land der Zielkultur. Der Übersetzer steht zwischen dem Autor einerseits und der Zielgruppe in dem anderen Sprachgebiet andererseits; dabei ist sein Spielraum durch den ihm vorliegenden Text erheblich eingengt.

In diesem Zusammenhang stehen beide, Übersetzer und Auslandskorrespondent, vor zwei Aufgaben: Zum einen gilt es einzuschätzen, welches Wissen bei der Zielgruppe vorausgesetzt werden kann, zum anderen müssen Gegebenheiten, die

der Zielgruppe fremd sind, so formuliert werden, daß diese sie versteht.

Die Annahmen, von denen der Textautor bzw. der Übersetzer bezüglich des Informationsstandes des Textadressaten ausgeht, die sogenannten Präsuppositionen (vgl. Nord 1995:110 ff), sind für die Akzeptanz des Textes von entscheidender Bedeutung. Sowohl das Fehlen notwendiger Informationen als auch überflüssige Informationen werden vom Leser als befremdlich empfunden, so daß beides immer wieder gegeneinander abzuwägen ist.

Eine Aufgabe, die nicht nur Sachkenntnis, sondern vor allem sprachliches Geschick erfordert, ist die Übertragung der sogenannten Realia, d.h. solcher Ausdrücke, die für eine Kultur spezifisch sind; diese Aufgabe stellt sich für den Übersetzer wie für den Journalisten grundsätzlich in gleicher Weise. Besondere Anforderungen stellt der Vergleich von Institutionen und Verwaltungssystemen, da sich hier die Strukturen – und damit zugleich die Bezeichnungen – von Land zu Land teilweise grundlegend unterscheiden.

Die Frage, welche Verfahren für die Wiedergabe von Realia in einer anderen Sprache zur Verfügung stehen, ist in der übersetzungswissenschaftlichen Literatur eingehend erörtert worden (vgl. insbesondere die Darstellungen von Henschelmann 1999:146ff, Markstein 1998:291, Koller 1997:232ff, Gallagher 1998:9ff, Kurtz1981:117ff). Versucht man, die verschiedenen Ansätze – unabhängig von den jeweiligen terminologischen Präferenzen - auf ihren inhaltlichen Kern zu reduzieren, so kann man vier Standardverfahren unterscheiden: Entlehnung, Lehnübersetzung, Umschreibung und Analogiebildung.

Bei der Entlehnung wird ein Ausdruck der Ausgangssprache, entweder unverändert oder an die Normen der Zielsprache angepaßt, in die Zielsprache übernommen. Im Falle der Lehnübersetzung wird der Ausdruck der Ausgangssprache wörtlich, d.h. Glied für Glied, in die Zielsprache übertragen, wobei es unterschiedliche Grade der formalen Übereinstimmung gibt. Bei der Analogiebildung wird als Entsprechung zum Ausdruck der Ausgangssprache ein Ausdruck verwendet, der in der Zielsprache bereits in ähnlicher Bedeutung verwendet wird. Im Falle der Umschreibung wird der Ausdruck der Ausgangssprache in der Zielsprache – je nachdem, welches Wissen man beim Adressaten voraussetzt – kurz paraphrasiert, definiert oder kommentiert.

Wollte man diese vier Möglichkeiten mit Hilfe einer Skala verdeutlichen, so würde man an dem einen Ende der Skala die Entlehnung – und in ihrer unmittelbaren Nähe die Lehnübersetzung -, am anderen Ende die Analogiebildung anbringen; die Umschreibung nähme eine Zwischenstellung zwischen diesen Extremen ein. Entlehnung und Analogie unterscheiden sich grundsätzlich: während die Entlehnung die Andersartigkeit des „fremden“ Kulturelements unterstreicht, wird bei der Analogie gerade die Ähnlichkeit betont. Welche

dieser Möglichkeiten man zur Übertragung einer bestimmten Realienbezeichnung nutzt oder ob es sich empfiehlt, mehrere Verfahren miteinander zu kombinieren, muß von Fall zu Fall entschieden werden (Markstein 1998:290).

Im folgenden soll anhand konkreter Texte zunächst untersucht werden, welche Rolle Präsuppositionen in Texten der Auslandsberichterstattung spielen und welche Verfahren in solchen Texten bei der Übertragung von Realia bevorzugt eingesetzt werden. Anschließend tritt die übersetzerische Komponente hinzu: nun werden journalistische Texte – in diesem Falle Leitartikel – unter den gleichen Gesichtspunkten mit ihren Übersetzungen verglichen. Dieser Übersetzungsvergleich wird ergänzt durch eine spezielle Form des Sprach- und Kulturvergleichs, den Vergleich eines juristischen Textes mit seiner Übersetzung.

Kultur- und Sprachbarrieren in der Auslandsberichterstattung

Als Mittler zwischen den Kulturen muß der Auslandskorrespondent hohen Anforderungen gerecht werden. Er muß mit Sprache und Kultur des Landes, aus dem er berichtet, gut vertraut sein, und er muß gleichzeitig die aktuelle Situation in seinem Heimatland überblicken. Nur so kann er letztlich entscheiden, welches Hintergrundwissen er bei seinen Lesern voraussetzen kann. Zu seiner Arbeit gehört auch die Lösung sprachlicher Probleme, nicht zuletzt dann, wenn spezifische Ausdrücke der Ausgangskultur in die Sprache der Zielkultur zu übertragen sind,

In einer an der Universität Hildesheim angefertigten Diplomarbeit (Nimke 2004) wurde untersucht, wie Auslandsberichtersteller die skizzierten Probleme konkret lösen. Grundlage der Untersuchung war ein Corpus von Artikeln zum Problem des sogenannten Reformstaus in Deutschland, die in führenden englischen und französischen Tageszeitungen erschienen sind.

Während die englischen bzw. französischen Übertragungen der zugrunde liegenden deutschen Realiabezeichnungen unmittelbar den Texten entnommen werden konnten, war die Ermittlung der Präsuppositionen einiges schwieriger, denn das präsupponierte Wissen ist ja per definitionem nicht explizit im Text ausgedrückt, es muß vielmehr aus dem Zusammenhang erschlossen werden. Zu diesem Zweck wurde das zum Verständnis der Texte erforderliche Hintergrundwissen in mehrere Kategorien eingeteilt, denen die jeweiligen Präsuppositionen zugeordnet wurden.

Die Vorgehensweise soll an einigen Beispielen erläutert werden, die der Untersuchung entnommen sind. Der analysierte Text, der am 15.3.2003 in „Le Monde“ erschien, beschäftigt sich mit den Schwierigkeiten, auf die Bundeskanzler Schröder bei der Durchsetzung seiner „Agenda 2010“ im Bundestag

stieß. Die nebenstehende Übersetzung soll lediglich der besseren Verständlichkeit der vorliegenden Ausführungen dienen.

Titel und Untertitel lauten:

Gerhard Schröder joue son va-tout
sur la réforme du système social
allemand

Pris entre son opposition et les
syndicats, le chancelier plaide pour
une Allemagne en mouvement sur
le plan intérieur et européen

BERLIN de notre correspondant

*Gerhard Schröder setzt bei der
Reform des deutschen Sozialsystems
alles auf eine Karte*

*Gegen heftigen Widerstand von
Opposition und Gewerkschaften wirbt
der Kanzler dafür, daß Deutschland
auf innenpolitischer und auf europä-
ischer Ebene handelt*

*BERLIN. Von unserem Korrespon-
denten*

Die Präsuppositionen in diesem Abschnitt sind grundlegender Natur. Der Autor geht davon aus, daß die Leser schon beim Lesen des Titels den Namen „Gerhard Schröder“ mit Deutschland und der deutschen Regierung assoziieren. Daß es sich um einen Artikel über Deutschland handelt, impliziert auch die Formulierung *réforme du système social allemand* im Titel, mit der der Autor den Begriff „Agenda 2010“ umschreibt. Zusätzlich tragen die Nennung Deutschlands und des Ortes, an dem der Artikel entstanden ist, dazu bei, den Leser auf das sozio-kulturelle Umfeld des Artikels einzustimmen. Es wird vorausgesetzt, daß der Leser eine zumindest ungefähre Vorstellung von der deutschen Parteienstruktur hat, da sonst der Hinweis auf die Opposition nicht verständlich ist. Gleichzeitig wird im Untertitel eine Verbindung zwischen *chancelier* und der Person Gerhard Schröder hergestellt.

Der eigentliche Text beginnt mit folgender Passage:

Tout un symbole. Gerhard Schröder n'avait pas encore dévoilé la première des réformes que, vendredi 14 mars, il comptait proposer au Bundestag pour sortir l'Allemagne de la sévère crise économique qui la frappe que, déjà, la veille, il ne parvenait que de justesse à convaincre les députés d'autoriser les magasins à rester ouverts le samedi jusqu'à 20 heures.

Héritage d'une époque ancienne, les magasins de détail allemands ferment généralement le samedi en début d'après-midi. Toutes les tentatives pour les mettre à l'heure des nouvelles habitudes des consommateurs s'étaient jusque là heurtées à l'opposition des syndicats soucieux de préserver les acquits des employés du commerce.

Die Symbolik war offensichtlich. Gerhard Schröder hatte noch nicht die erste der Reformen enthüllt, die er dem Bundestag am Freitag, dem 14. März vorschlagen wollte, um die schwere Wirtschaftskrise in Deutschland zu überwinden, als er bereits am Vortag die Abgeordneten nur mit großer Mühe dazu überreden konnte, dafür zu stimmen, daß die Läden samstags bis 20 Uhr geöffnet bleiben dürfen.

Es ist ein Relikt aus vergangenen Zeiten, daß die deutschen Einzelhandelsgeschäfte samstags am frühen Nachmittag schließen. Alle Versuche, die Ladenschlußzeiten an die neuen Verbrauchergewohnheiten anzupassen, waren bisher am Widerspruch der Gewerkschaften gescheitert, die bemüht waren, den Besitzstand der im Handel Beschäftigten zu wahren.

Hier haben wir es mit einer „negativen Präsupposition“ zu tun, d.h. mit einem Informationsdefizit, das der Autor bei seinen Lesern vermutet. Er wählt die umschreibende Formulierung *autoriser les magasins à rester ouverts le samedi jusqu'à 20 heures*, um einer französischen Leserschaft die Problematik des deutschen Ladenschlußgesetzes näher zu bringen; der Leser erfährt, warum man in Deutschland überhaupt über die Ladenöffnungszeiten diskutiert. Ein deutsches Publikum würde den gesamten zweiten Abschnitt dieser Passage als redundant empfinden; dies müßte im Falle einer Übersetzung des vorliegenden Textes ins Deutsche – um die es hier wohlgerne nicht geht – auf jeden Fall berücksichtigt werden.

Die hier zitierten Beispiele sind insofern repräsentativ, als hier, wie in allen untersuchten Artikeln, vor allem politisches Wissen über Deutschland vorausgesetzt wird; beinahe 65% aller in den Texten ermittelten Präsuppositionen beziehen sich auf diese Kategorie. Entsprechend schwach sind die übrigen Kategorien besetzt: die verbleibenden 35% verteilen sich gleichermaßen auf nicht

deutschlandspezifisches Wissen, allgemeines Wirtschaftswissen und gesellschaftliches Wissen über Deutschland; Wirtschaftswissen über Deutschland wird in keinem der untersuchten Artikel vorausgesetzt.

Bei der Übertragung von Realia lagen die Lehnübersetzungen – z.B. „parti chrétien démocrate“ = CDU - mit 36% an der Spitze. Aber auch die Analogiebildung wurde mit 25% verhältnismäßig häufig genutzt, z.B. die Wiedergabe von „Bundestagswahl“ durch *les législatives* oder von „Arbeitslosengeld“ durch *allocation chômage*. Die einfachste Lösung, die Entlehnung, wurde mit 23% fast ebenso häufig gewählt, insbesondere dann, wenn es um Kurzformen wie CDU und SPD ging, an die sich der interessierte Leser gewöhnt hat. Dagegen wird die Möglichkeit der Umschreibung mit 16% weniger häufig genutzt.

Kulturspezifische Übersetzungsprobleme in journalistischen Texten

Wenn es nun darum geht, ausgangskulturell geprägte journalistische Texte zu übersetzen, ist das Problem der Präsuppositionen schwieriger zu lösen. Da der Autor des Ausgangstextes sich im Normalfall an eine Zielgruppe wendet, die in der betreffenden Kultur lebt, fällt die Aufgabe, den Brückenschlag zwischen den Kulturen und ihren Sprachen zu vollziehen, in vollem Umfang dem Übersetzer zu; er entscheidet, welche Informationen er im Text „nachliefern“ muß, damit dieser für den Zieltextrezipienten inhaltlich kohärent und damit verständlich wird und gleichzeitig noch lesbar bleibt (Koller 1998:131).

Ausgehend von diesen Überlegungen wurde in einer weiteren in Hildesheim angefertigten Diplomarbeit (Daus 2001) anhand der englischen Übersetzungen deutschsprachiger Leitartikel untersucht, wie das Problem der Präsuppositionen und der Übertragung von Realiabezeichnungen in eine andere Sprache gelöst wurde. Es ging also um die gleiche Fragestellung wie in der soeben vorgestellten Untersuchung, dieses Mal jedoch unter Einbeziehung der übersetzerischen Perspektive.

Die Textsorte „Leitartikel“ bot sich an, da Leitartikel, insbesondere solche mit innenpolitischem Schwerpunkt, eine hohe Anzahl kulturspezifischer Textstellen aufweisen, deren Inhalt einem Rezipienten in einem anderen Sprach- bzw. Kulturkreis in geeigneter Form näher gebracht werden muß. Bei einer solchen „kulturellen Übersetzung“ muß der Übersetzer von Fall zu Fall entscheiden, wie und in welchem Umfang das im Text implizit enthaltene Zusatzwissen vermittelt werden soll.

In diesem Zusammenhang ist das Medium, dem die Übersetzungen entnommen wurden, die englischsprachige Ausgabe der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, von besonderem Interesse. Mit dieser Ausgabe, die seit April 2001 als tägliche

Beilage der internationalen Tageszeitung International Herald Tribune erschien und die seit 2002 als wöchentliche Beilage des IHT herauskommt, präsentiert sich die FAZ einem internationalen Leserkreis in englischer Sprache. Das Zielpublikum weiß also, daß es „nur“ eine Übersetzung in der Hand hält. Die FAZ erhebt auch nicht den Anspruch, eine englische Zeitung herauszubringen, es geht ihr ganz bewußt um eine FAZ in Englisch. Wenn man also Translation mit Vermeer (1994:34) grundsätzlich als „transkulturellen Transfer“ betrachten kann, bei dem Elemente aus der Ausgangskultur herausgelöst und in die Zielkultur neu eingebettet werden, so gilt im Falle der FAZ-Leitartikel die Forderung des „HerauslöSENS“ nur eingeschränkt, da der Text auch für den Leser des Zieltextes als Leitartikel, der in einer deutschen Umgebung verankert ist, erkennbar bleibt.

Was die Übersetzungsstrategie betrifft, so wird bei der Übersetzung der FAZ-Leitartikel weitgehende Funktionskonstanz angestrebt, da die Textkonventionen in der deutschen und der angloamerikanischen Presse einander, was Leitartikel betrifft, stark ähneln. Funktionskonstanz bedeutet auch, daß Verstehensdefizite, die aus dem unterschiedlichen kulturellen Hintergrund des Ausgangstextes resultieren, ausgeglichen werden.

Bei der Identifikation solcher Präsuppositionen im Ausgangstext erwies sich der folgende Fragenkatalog als hilfreich, dessen Verwendung Nord (1995:115) vorschlägt:

1. Auf welche Realität beziehen sich die im Text verbalisierten Informationen?
2. Wie genau ist der Realitätsbezug im Text verbalisiert?
3. Gibt es implizite Anspielungen auf den Realitätsbezug?
4. Gibt es Redundanzen im Text, die für einen Zieltextempfänger überflüssig sind?
5. Welche für den Ausgangstext präsupponierten Informationen müssen für den Zieltextempfänger verbalisiert werden?

Im folgenden wird ein Auszug aus einer in der englischen Ausgabe der FAZ am 20.03.2001 erschienenen Übersetzung dem am 19.03.2001 in der FAZ erschienenen Originaltext gegenübergestellt und daraufhin analysiert, inwieweit der Zieltext erwartbare Informationsdefizite englischsprachiger Leser berücksichtigt und wie deutsche Realiazeichnungen ins Englische übertragen werden.

Kein Diener des Volkes

Von Stefan Dietrich

Ein Ausrutscher? Das war eine allzu nachsichtige Bezeichnung für den verbalen Tiefschlag des Bundesumweltministers gegen den Generalsekretär der CDU. Einem Politiker, der persönliche und politische Beleidigungen so zu seinem Markenzeichen gemacht hat wie Jürgen Trittin, unterlaufen keine Ausrutscher.

In seinem ersten Regierungsamt als niedersächsischer Bundesratsminister brachte er es fertig, daß sich der Landtag einundzwanzigmal mit Mißbilligungs-, Mißtrauens- und Entlassungsanträgen gegen ihn befaßte, die er – dank des unverbrüchlich zu ihm haltenden damaligen Ministerpräsidenten Schröder – allesamt überstand. Es war Trittin selbst, der diese Zahl festhielt und 1994 am Ende seiner Amtszeit, nicht ohne Stolz in seiner „Erfolgsbilanz“ aufführte.

Disservice to the Nation

By Stefan Dietrich

Just a slip? That is one way to describe the blow Federal Environmental Minister Jürgen Trittin dealt Christian Democratic Party General Secretary Laurenz Meyer in comparing him to a „skinhead“. But Mr. Trittin, whose personal and political insults are his trademark, does not make slips.

In his first government post as the Bundesrat minister for Lower Saxony, Mr. Trittin incurred 21 censures, no-confidence votes and demands for dismissal in the state parliament. He survived politically only because of staunch support from Gerhard Schröder, then Lower Saxony's state premier. At the end of this tenure in 1994, he proudly added this dubious number to his "List of Successes."

Bei der Übertragung der in dieser Textpassage zahlreich auftretenden Realia-bezeichnungen spielen Lehnübersetzungen eine entscheidende Rolle; dies gilt für die Übertragungen von „Bundesumweltminister“ (*Federal Environmental Minister*), „Generalsekretär der CDU“ (*Christian Democratic Party General Secretary*), „Mißtrauensantrag“ (*no-confidence vote*) und „Entlassungsantrag“ (*demand for dismissal*); eine Mischform von Entlehnung und Lehnübersetzung liegt vor bei der Wiedergabe von „niedersächsischer Bundesratsminister“ (*the Bundesrat minister for Lower Saxony*).

Auch der Fall der Analogie tritt mehrfach auf: „Mißbilligungsantrag“ (*censure*), „Landtag“ (*state parliament*) und „Ministerpräsident“ (*state premier*); im letztgenannten Beispiel wird durch die zusätzliche Nennung des betreffenden Bundeslandes (*Lower Saxony's state premier*) - ein Zusammenhang, der im

Ausgangstext als bekannt vorausgesetzt wird - der Bereich der Präsuppositionen tangiert.

Präsuppositionen sind gleich zu Beginn des Textes von zentraler Bedeutung: es geht um drei Textelemente („verbaler Tiefschlag“, „Bundesumweltminister“, „Generalsekretär der CDU“), die der Leser in einen größeren Zusammenhang einordnen muß, um den Text in seiner Gesamtheit verstehen zu können. Der Autor darf davon ausgehen, daß der informierte deutsche Zeitungsleser diese Verstehensvoraussetzung – jedenfalls zu dem Zeitpunkt, zu dem der Text erscheint – erfüllt; der Leser weiß beispielsweise, welche Personen die genannten Ämter bekleiden. Dieses Wissen kann bei dem englischsprachigen Leser nicht mit Sicherheit vorausgesetzt werden. Es ist daher nicht nur sinnvoll, sondern notwendig, im englischen Text die Namen der Amtsinhaber, Jürgen Trittin und Laurenz Meyer, zu ergänzen. Das gleiche gilt für den „verbalen Tiefschlag“. Die Adressaten des Ausgangstextes wissen, daß es hier um die beleidigende Bezeichnung „Skinhead“ geht, vielen englischsprachigen Lesern dürfte die Zusatzinformation in der englischen Fassung (*in comparing him to a skinhead*) das Verständnis des Zusammenhangs wesentlich erleichtern.

Die Auswertung der im Textcorpus auftretenden Übertragungen von Realia ergab, daß Analogien (28%) und Entlehnungen (25%) an der Spitze liegen. Der Anteil der Entlehnungen liegt bei 24%, auf die Umschreibung entfallen 23%. Somit ergibt sich gegenüber der ersten Untersuchung ein signifikanter Unterschied bei den Entlehnungen, die dort 36% den ersten Platz einnahmen; erwähnenswert ist auch der Unterschied bei der Umschreibung (16% in der ersten gegenüber 23% in der zweiten Untersuchung). Die Unterschiede sind aber nicht so auffällig, daß sich hieraus fundierte Schlußfolgerungen ableiten ließen. Dies wäre nur auf der Grundlage eines größeren Textcorpus möglich, auch sollte sich die Untersuchung bei den übersetzten Texten nicht auf den interessanten, aber letztlich atypischen Fall der FAZ in englischer Sprache beschränken.

Wesentlich ergiebiger sind beide Untersuchungen unter qualitativem Gesichtspunkt. Hier fördert ein kritischer Vergleich der beiden Corpora, der ebenfalls noch der Vertiefung bedarf, signifikante Unterschiede zu Tage. Während die Auslandskorrespondenten in ihrer Textproduktion bei der Übertragung von Realiabezeichnungen eher zur Improvisation neigen, bemühen sich die Übersetzer bei der Auswahl bzw. beim Prägen zielsprachlicher Entsprechungen in aller Regel um Systematik und Kohärenz.

Auch in dieser zweiten Untersuchung ergab sich, daß die Mehrzahl der Präsuppositionen sich auf die Kenntnis der politischen Lage in Deutschland bezog, was angesichts der Thematik der untersuchten Leitartikel naheliegt. Interessanter ist die Frage, ob die Übersetzer sich tatsächlich in allen Fällen die Mühe gemacht haben, dem Zieldeser durch ergänzende Erklärungen das

Hintergrundwissen zu vermitteln, das der Autor bei seinen unmittelbaren Adressaten erwarten konnte, über das der Zieltextleser jedoch erfahrungsgemäß nicht verfügt. Diese Frage muß eindeutig verneint werden.

Die Untersuchung ergab, daß der Zieltext nur in knapp 50% der Fälle entsprechend ergänzt wurde. In knapp 30% der Fälle wurde auf einen kulturellen Transfer verzichtet, d.h., die beim Zieltextleser zu erwartenden Informationsdefizite wurden ignoriert, so daß die kulturelle Distanz erhalten blieb. Zwar geht es dabei in der größeren Zahl der Fälle um Textelemente, deren Hintergrund sich bei einiger Mühe aus dem Kontext erschließen läßt oder die später im Text erklärt werden; trotzdem bleibt eine ganze Reihe von Fällen übrig, in denen die gefundene Lösung als unbefriedigend betrachtet werden muß.

Die restlichen gut 20 % der identifizierten kulturspezifischen Texteinheiten wurden nicht in den Zieltext übertragen, was nicht immer, aber doch häufig zu Lasten der Textkohärenz geht. In jedem Fall ist diese Zahl überraschend hoch. Die Frage nach den Gründen ist nicht leicht zu beantworten, da es sich hier um ein komplexes Phänomen handelt; endgültigen Aufschluß kann vielfach nur eine Befragung der an der Textproduktion beteiligten Personen bieten. Oft dürfte es an der für eine adäquate Übertragung bzw. Umschreibung erforderlichen Zeit, oft auch an dem für eine ausführlichere Darstellung benötigten zusätzlichen Zeilenplatz – oder an beidem – fehlen.

Juristisches Übersetzen als Brückenschlag zwischen zwei Rechtskulturen

Die Übersetzung ausgangskulturell geprägter Texte stellt den Übersetzer also vor vielfältige Probleme. Dabei geht es sowohl um das Hintergrundwissen, das der Autor bei seiner Zielgruppe voraussetzt, als auch um die ganze Palette sprachlichen Wissens in Ausgangs- und Zielsprache, das von der Textkohärenz und der Stilistik bis zur Terminologie reicht. Auf terminologischer Ebene bietet, wie bereits deutlich wurde, die Übertragung der Institutionenbezeichnungen besondere Schwierigkeiten.

Damit ergeben sich klare Parallelen zum Übersetzen von Rechtstexten und zur juristischen Terminologiearbeit. Es dürfte wenige Textsorten geben, die in so starkem Maße vom kulturellen Umfeld des jeweiligen Textes geprägt sind, wie dies bei Rechtstexten der Fall ist. Allerdings sind die Inhaltsstrukturen hier besonders komplex und die Anforderungen an die fachliche und sprachliche Präzision der Übersetzung entsprechend hoch; dabei spielt für das Recht mit seiner strengen begrifflichen Systematik die Terminologie eine zentrale Rolle. Dies soll ebenfalls an einem Textbeispiel veranschaulicht werden.

Es handelt sich um einen Auszug aus der englischen Übersetzung der „Ein-

führung in das deutsche Recht“ von Gerhard Robbers (1998a), deren primäre Zielgruppe ausländische Juristen sind, die einen ersten Überblick über das deutsche Recht gewinnen wollen.

Unmöglichkeit

Wenn der Schuldner nicht leisten kann, spricht man von Unmöglichkeit. Dabei müssen verschiedene Modalitäten auseinandergelassen werden, die unterschiedliche Rechtsfolgen nach sich ziehen. Objektive Unmöglichkeit besteht, wenn die Leistung von niemandem erbracht werden kann. Subjektive Unmöglichkeit, das Gesetz spricht von Unvermögen, bedeutet, daß lediglich der Schuldner nicht leisten kann; das ist bei der Gattungsschuld häufig. Anfängliche Unmöglichkeit liegt vor, wenn bereits bei Entstehen des Schuldverhältnisses die Leistung nicht möglich war. Tritt die Unmöglichkeit erst nach Vertragsschluß ein, spricht man von nachträglicher Unmöglichkeit.

(Robbers 1998a)

Impossibility of Performance (Frustration, and Certain Forms of Mistake and Breach)

The German concept of impossibility (Unmöglichkeit) cuts across various categories of English thinking such as mistake, frustration and breach. Impossibility covers those situations in which the debtor is unable to perform his obligations. In this category various groups of cases must be distinguished, since they lead to different legal consequences. The situation is described as one of objective impossibility (objektive Unmöglichkeit) if it would be impossible for anyone at all to make performance. Subjective impossibility (subjektive Unmöglichkeit or Unvermögen) means that the particular debtor is not in a position to perform although performance is objectively possible, a situation which often occurs in the context of contracts to supply unascertained goods which have been defined generically. Initial impossibility (anfängliche Unmöglichkeit) (mistake, breach) is the situation where performance was already impossible at the time when the obligation arose. If performance only becomes impossible after conclusion of the contract, then one speaks of subsequent impossibility (nachträgliche Unmöglichkeit) (frustration, breach).

(Robbers 1998b)

Bereits die Überschrift zeigt, daß der Übersetzer bemüht ist, dem englischsprachigen Leser die Besonderheiten des deutschen Rechtssystems näherzubringen, in diesem Fall dadurch, daß er den deutschen Terminus übersetzt und gleichzeitig Parallelen zur englischen Rechtsordnung aufzeigt. Diese Erklärung wird im ersten Satz der englischen Übersetzung noch vertieft; hier erscheint auch der deutsche Terminus „Unmöglichkeit“. Der Übersetzer setzt also in geschickter Weise alle vier oben genannten sprachlichen Mittel – Entlehnung, Lehnübersetzung, Umschreibung und Analogie – ein, um dem englischsprachigen Leser den für ihn ungewohnten deutschen Rechtsbegriff näherzubringen. Erst im zweiten Satz folgt die eigentliche Übersetzung: *Impossibility covers the situations in which the debtor is unable to perform his obligations*.

Solche Umschreibungen finden sich häufig, da der Übersetzer beim Leser des Zieltexts eine völlige Vertrautheit mit dem Gegenstand der Darstellung nicht voraussetzen kann. Auf diese Weise werden implizit im Text enthaltene Informationen explizit, wodurch der Zieltext länger und – aus der Perspektive der Ausgangskultur – redundant wird.

Häufig sind die Strukturen beider Systeme so unterschiedlich, daß eine Lehnübersetzung oder Entlehnung nach Meinung des Übersetzers nicht zur Klärung beitragen würde und der Übersetzer sich deshalb auf eine ausführliche Umschreibung beschränkt; dies belegt im vorliegenden Text das Beispiel „Gattungsschuld“, ein im englischen Recht unbekannter Begriff.

Der Beispieltext zeigt, daß der juristische Fachübersetzer auch im Bereich der Terminologie über einen gewissen Spielraum verfügt, solange er die fachlichen Zusammenhänge korrekt wiedergibt. Dieser Spielraum engt sich jedoch erheblich ein, wenn es um Bezeichnungen geht, für die es offiziell festgelegte oder allgemein gebräuchliche fremdsprachige Äquivalente gibt.

Daß es für die Übertragung einer Institutionenbezeichnung wie beispielsweise „Landgericht“ in eine andere Sprache grundsätzlich mehrere Möglichkeiten gibt, wurde bereits veranschaulicht. Zwei Möglichkeiten, die sich unmittelbar anbieten, sind die Lehnübersetzung einerseits und die Analogiebildung andererseits. Die Lehnübersetzung ist – ebenso wie die Entlehnung – grundsätzlich in allen Fällen einsetzbar, während die Analogiebildung nur dort in Betracht kommt, wo es in der Zielkultur eine vergleichbare Institution gibt. So findet das deutsche „Landgericht“ im französischen Gerichtssystem eine ungefähre Entsprechung im *tribunal d'instance*, das neben wichtigen Ähnlichkeiten auch eine Reihe von Unterschieden aufweist, die auf der divergierenden rechtshistorischen Entwicklung beider Länder beruhen. Will man nun diese Unterschiede betonen, wird man sich eher für eine Lehnübersetzung entscheiden; will man die Ähnlichkeit unterstreichen, bietet sich die Analogiebildung an. Gleichgültig, wofür man sich entscheidet, gilt es vor allem zu vermeiden, daß es zu konkurrierenden

Benennungen kommt, die die Verständigung im Fach behindern. Gerade die Fachkommunikation bedarf einer klaren Sprachregelung. Diesem Ziel dient eine ganze Reihe interessanter Initiativen, die in jüngerer Zeit im Bereich der Rechts-terminologie ergriffen worden sind (siehe hierzu Arntz 2001:263 ff).

Die Probleme, die der Übersetzer zu lösen hat, wenn er versucht, Brücken zwischen den Kulturen zu bauen, ähneln also in mancherlei Hinsicht denen, vor denen der Auslandskorrespondent, aber auch der Rechtsvergleicher steht. Grundsätzlich verfügen alle über die gleichen sprachlichen bzw. kommunikativen Mittel und Möglichkeiten, sie machen jedoch erfahrungsgemäß in unterschiedlicher Weise von ihnen Gebrauch. Aufgrund seiner Ausbildung und seiner beruflichen Spezialisierung ist sich der Übersetzer der verfügbaren Möglichkeiten in aller Regel klarer bewußt, und er wählt zielbewußt zwischen ihnen aus. Dies ist nicht zuletzt auf die zunehmende Beschäftigung mit funktionalen Übersetzungstheorien und mit terminologiewissenschaftlichen Zusammenhängen im Rahmen der Übersetzerausbildung zurückzuführen. Dieses Wissen ist jedoch bislang weitgehend auf den Kreis derer beschränkt, die sich mit Translation und Terminologiearbeit befassen. Da die sprachlichen Probleme des internationalen Kulturtransfers jedoch keineswegs nur für Übersetzer und Terminologen von Interesse sind, wäre es eine lohnende Aufgabe, die gesammelten Erkenntnisse und Erfahrungen einem breiteren Kreis von Interessenten zugänglich zu machen.

Literaturverzeichnis

- Arntz, Rainer (2001): *Fachbezogene Mehrsprachigkeit in Recht- und Technik*. Hildesheim: Olms.
- Börner, Klaus; Vogel, Klaus (Hg.) (1998): *Kontrast und Äquivalenz: Beiträge zu Sprachvergleich und Übersetzung*. Tübingen: Narr.
- Daus, Miriam (2001): *Kulturelle Distanz bei Texten – Übersetzen als kultureller Transfer am Beispiel von FAZ-Leitartikeln*. Diplomarbeit. Institut für Angewandte Sprachwissenschaft. Universität Hildesheim.
- Gallagher, John D. (1998): „Möglichkeiten und Grenzen der Übersetzungsäquivalenz“. In: Börner/Vogel (Hg.): *Kontrast und Äquivalenz: Beiträge zu Sprachvergleich und Übersetzung*. Tübingen: Narr. 1-29.
- Henschelmann, Käthe (1999): *Problembewußtes Übersetzen: Französisch-Deutsch*. Tübingen: Narr.
- Koller, Werner (1998): *Einführung in die Übersetzungswissenschaft*. 5., akt. Aufl. Wiesbaden: Quelle und Meyer.

- Markstein, Elisabeth (1998): „Realia“. In: Snell-Hornby, Mary; Höning, Hans G.; Kußmaul, Paul; Schmitt, Peter A. (Hg.): *Handbuch Translation*. Tübingen: Narr. 288-291.
- Nimke, Maren (2004): *Präsuppositionen und kultureller Transfer von Realia – Eine Untersuchung am Beispiel englischer und französischer Presseberichte zum „Reformstau“ in Deutschland*. Diplomarbeit. Institut für Angewandte Sprachwissenschaft. Universität Hildesheim.
- Nord, Christiane (1995): *Textanalyse und Übersetzen: Theoretische Grundlagen, Methode und didaktische Anwendung einer übersetzungsrelevanten Textanalyse*. 3. Aufl. Heidelberg: Groos.
- Robbers, Gerhard (1998a): *Einführung in das deutsche Recht*. 2. Aufl. Baden-Baden: Nomos.
- Robbers, Gerhard (1998b): *An Introduction to German Law*. Baden-Baden: Nomos.
- Snell-Hornby, Mary (1994): *Übersetzungswissenschaft – eine Neuorientierung*. 2., durchges. Aufl. Tübingen: Francke.
- Snell-Hornby, Mary; Höning, Hans G.; Kußmaul, Paul; Schmitt, Peter A. (Hg.) (1998): *Handbuch Translation*. Tübingen: Narr.
- Vermeer, Hans J. (1994): „Übersetzen als kultureller Transfer“. In: Snell-Hornby (Hg.) *Übersetzungswissenschaft – eine Neuorientierung*. Tübingen: Francke. 30-53.

Peter Sandrini

Spinnweben als Sprachenfalle: Webinhalte als Translationsgegenstand

Der globale Kontext und die neuen Technologien ermöglichen und unterstützen die weltumspannende synchrone und asynchrone Kommunikation in ungeahntem Ausmass. Neue Formen von Kommunikationsmustern sind entstanden, die erstens per definitionem global und darin transkulturell und mehrsprachig sind, und zweitens Gegenstand translatorischen Handelns werden können. Im folgenden Beitrag soll eine solche globale Kommunikationsform, das World-Wide-Web, in seiner Funktion als Translationsgegenstand näher betrachtet werden.

Zwar wurden innerhalb der „translation-mediated communication“ (O'Hagan/Ashworth 2002) bereits mehrere verschiedene Formen unterschieden, wie u.a. „teletranslation and teleinterpretation“ (O'Hagan/Ashworth 2002: 6), aber keine hat bisher größere Auswirkungen gehabt als das Übersetzen von Webseiten. Entsprechend lauten auch die Prognosen für die Marktentwicklung im Bereich Übersetzen für die nächsten Jahre: Ein Wachstum von ca 300 % für den Bereich der Webseitenlokalisierung wird z.B. bis 2006 vorausgesagt (van der Meer 2002: 10) bei einem Anstieg des traditionellen Übersetzungsbereiches von etwa 20 %. Die zu Beginn des Jahres 2003 durchgeführte Umfrage zur Benutzung von Translation-Memory-Systemen unter professionellen Übersetzern in England und Deutschland (ITI und BDÜ) verweist bereits auf 38 % an web-basierter Information (web-based information) unter den Ausgangstexten. Aufgrund solcher Zahlen kann man annehmen, dass die Bedeutung webbasierter Texte als Translationsgegenstand rapid ansteigen wird, bis sie sich in einigen Jahren auf ein stabiles hohes Niveau einpendeln wird.

Geht es nun lediglich um eine Änderung des Mediums für die Ausgangstexte oder beinhaltet dieser Wechsel auch eine Anpassung der Translationsstrategie und der notwendigen Kompetenzen des Übersetzers? Diese Frage soll im folgenden Gegenstand der Erörterung sein.

Im Mittelpunkt unserer Überlegungen steht daher zunächst die Frage: Was unterscheidet das Übersetzen von Webseiten vom Übersetzen anderer Texte? Hierbei handelt es sich um einen anderen Zugang als etwa jenem der Lokalisierungsbranche, die vom Standpunkt des Dienstleisters aus die Frage stellt: Was beinhaltet das Lokalisieren von Webseiten? Ein translationswissenschaftlicher Zugang ermöglicht einerseits, diesen Aufgabenbereich als intrinsisch translationswissenschaftlichen zu sehen und andererseits das Anforderungsprofil

für Translatoren genauer abzustecken.

Die offensichtliche Antwort auf die gestellte Frage zur *differentia specifica* muss sich auf den Translationsgegenstand, d.h. die Webinhalte, beziehen, wie etwa auch das Fachübersetzen vom literarischen Übersetzen durch die Fachlichkeit der Texte unterschieden wird. Es handelt sich dabei um eine Qualität der Texte, die zum Translationsgegenstand werden, um die Zugehörigkeit zu einem Fachbereich bzw. um die Zugehörigkeit zur Gattung der literarischen Texte. Zu Beginn unserer Überlegungen muss also der Translationsgegenstand näher betrachtet werden, um diese Frage für webbasierte Texte beantworten zu können.

Translationsgegenstand

Wie bei anderen Translationsarten kann das Übersetzen von Webauftritten über die Texte definiert werden, die übersetzt werden. Bei einem solchen Versuch stösst man allerdings sehr bald auf ein caveat: Im Web steht nicht allein der Text im Mittelpunkt, sondern ein gesamter Webauftritt, wie er sich dem Besucher präsentiert. Dabei spielt schriftlicher Text eine zwar wichtige, aber nicht notwendigerweise die zentrale Rolle. Ein Webauftritt stellt ein Informationsangebot dar, das in einem bestimmten Medium, dem WWW, veröffentlicht wird. Dieses Informationsangebot kann unter technischen, (text-)linguistischen oder auch medienwissenschaftlichen Gesichtspunkten betrachtet werden.

Der Begriff Webseiten ist im Deutschen zumindest nicht sehr genau. Daher muss dieser Begriff zunächst einer Klärung unterzogen werden. Der englische Begriff *website* bezeichnet den gesamten Webauftritt eines Unternehmens oder einer Organisation, der unter einer Webadresse (Domain-Namen) erreichbar ist: z.B. Alle Dokumente und Dateien, die unter <http://www.fit-ift.org/> abgerufen werden können. Unter einer *web page* versteht man gemeinhin ein einzelnes HTML-Dokument, das über eine direkte Adresse erreichbar ist: z.B. <http://www.fit-ift.org/english/elders.html>. Im Deutschen könnte das englische *website* mit Webauftritt wiedergegeben werden, bzw. mit dem generellen Plural Webseiten, sofern darunter ein zusammenhängendes Ganzes verstanden wird. Gewarnt sei vor einer unmittelbaren Gleichsetzung von *website* und *Webseite* aufgrund ihrer lautlichen Ähnlichkeit.

Immer häufiger wird derzeit von sogenannten elektronischen Inhalten *eContent* gesprochen und ein entsprechendes Forschungsprogramm der Europäischen Union wurde ins Leben gerufen. In diesem Zusammenhang wird von *Web content* bzw. *Web Content Management* (Zschau et al. 2002) gesprochen, wobei *Web content* als Oberbegriff für den gesamten Inhalt eines Webauftrittes verwendet wird. Einzelne Aspekte dieses Contents werden als digitale Assets be-

zeichnet und umfassen:

1. übliche Webinhalte: Texte, Bilder, Links. Sie bilden die Grundstruktur eines Webauftrittes;
2. multimediale Assets: Audio- und Videostreaming, Flashanimationen;
3. applikationsgebundene Assets: Dateien, die nur über zusätzliche Software verwendet werden können (z.B. Worddokumente), das Web übernimmt dabei die Verteilung, aber nicht die Darstellung der Inhalte;
4. transaktionelle Assets: Informationen über Transaktionen (z.B. Warenkörbe, Sessions im E-Commerce);
5. Community-Assets: dynamische Inhalte in Foren und Chats, die von den Besuchern/Usern selbst geschaffen werden.

Der Begriff Webinhalte deckt zwar den Translationsgegenstand treffend ab und rückt die Hauptaufgabe, das Anpassen von Inhalten für ein unterschiedliches Publikum, in den Vordergrund. Dennoch darf keinesfalls vergessen werden, dass die Arbeit des Übersetzers bzw. Lokalisierers sich nicht nur auf den Inhalt beschränkt, sondern natürlich auch Aspekte der Form - sprich Zeichensätze, Layout - und grafische Aspekte mit einschließt.

Es geht demnach nicht darum, einen Text zu übersetzen, sondern ein gesamtes Informationsangebot im Web in einer anderen Sprache für ein unterschiedliches Publikum zu gestalten. Der Ausgangstext, in unserem Sinne der ursprüngliche Webauftritt, wird zur Vorlage für die Gestaltung eines neuen Informationsangebotes, dem andere Kriterien zugrunde liegen, die durch Entscheidungen im Bereich des Auftraggebers gesteuert werden. Darauf werden wir weiter unten zurückkommen, wenn Textfunktion und Translationsauftrag näher betrachtet werden.

Durch die Vielfältigkeit der Webinhalte fällt es schwer, von einem Ausgangstext zu sprechen. Die Unterschiede zu einem Text, der offline für Printmedien verfasst wird (vgl. O'Hagan/Ashworth 2002: 13), liegen neben der möglichen Multimedialität vor allem auch in seiner Volatilität, die sowohl durch hypertextspezifische Zerstückelung als auch durch stetige Aktualisierung bedingt ist. Nach dem Änderungsbedarf bzw. nach dem Zeitraum der Gültigkeit können Webinhalte folgendermaßen differenziert werden:

- a) statische Informationen: z.B. Aufzeichnungen historischer Ereignisse, Biographien, Hard- und Softwaredokumentation sowie Gebrauchsanweisungen, betriebswirtschaftliche Dokumente, Gesetzestexte und Urteile, Auszüge aus Zeitschriften und Büchern, Pressemitteilungen;
- b) dynamische Informationen: z.B. Börsenkurse, Bestandsdaten der Lagerverwaltung, Inhalte eines elektronischen Briefkastens (Webmail), Zwischener-

gebnisse vom Sport, aktuelle Preise bei Online-Auktionen, Datum und Uhrzeit;

- c) semidynamische Informationen: z.B. Ansprechpartner eines Unternehmens, Bibliographien und Lebensläufe noch lebender Autoren, Preislisten, etc.

Aus dem Verhältnis dieser Inhaltstypen innerhalb eines Webauftrittes ergibt sich die Form der Zusammenarbeit zwischen Dienstleister, sprich Übersetzer, und Auftraggeber. Überwiegen die statischen Informationen kann ein Translationsauftrag als einmaliges Projekt vergeben werden. Bei überwiegend dynamischen Inhalten wird eine dauernde Kooperation zwischen Dienstleister und Auftraggeber sinnvoller sein. Ein befriedigender Erfolg für beide Seiten setzt voraus, dass der Translator als Dienstleister möglichst umfassend in den Informationsverarbeitungs- und Aktualisierungsprozess integriert wird. Dadurch kann er seine Dienstleistung am richtigen Ort und zur richtigen Zeit im gesamten *Content Life Cycle* von der Erstellung, Kontrolle, Freigabe, Publikation, Aktualisierung bis zur Archivierung einbringen.

Darüber hinaus wird bei dynamischen Inhalten der Einsatz von automatisierten Prozessen zum Erkennen von Änderungen und bereits übersetzten Textpassagen (Translation-Memory-Systemen) besonders wichtig. Auch in dieser Hinsicht lässt sich eine zunehmende Integration der Softwaretools beobachten: Aus den reinen HTML-Editoren wurden Content-Management-Systeme, die wiederum zu Globalisierungs-Management-Systemen mit integrierten Übersetzungstools wie Translation-Memory und Terminologieverwaltung mutierten. Dies führte u.a. zu Kooperationen und Fusionen zwischen den Herstellern aus beiden Bereichen (z.B. Trados und Uniscape).

Unter sprachlichen Gesichtspunkten stellen Webseiten zweifellos eine Art von Texten dar. Dennoch müssen einige Anmerkungen zur Definition des Textbegriffes gemacht werden. Gehen wir von folgender Definition von Text aus: "Ein thematisch und/oder funktional orientierter, kohärenter Komplex aus verbalen und/oder nonverbalen Zeichen, der eine für den Adressaten erkennbare kommunikative Funktion erfüllt und eine inhaltlich und funktional abgeschlossene Einheit bildet" (Schmitt 1997: 25), die graphische und multimediale Elemente mit einbezieht. Hier sticht die für Webseiten nur eingeschränkt zutreffende Formulierung *inhaltlich und funktional abgeschlossene Einheit* ins Auge: Geht die Definition von einem einzelnen HTML-Dokument aus, so ist dieses durch seine Hypertext-Verknüpfungen meist nicht inhaltlich und funktional abgeschlossen, sondern bildet erst mit vielen anderen Hypertexten eine funktionale Einheit. Wird jedoch als kommunikative Einheit ein gesamter Webauftritt, englisch *website*, gesehen, ist es zwar einerseits durchaus zulässig, von einer inhaltlich und funktional abgeschlossenen Kommunikationseinheit zu sprechen, andererseits aber sprengt eine solche Einheit mit möglicherweise hun-

dernten Dokumenten und multimedialen Inhalten den traditionellen Textbegriff.

Auch wenn der traditionelle Textbegriff für digitale Online-Texte im WWW beibehalten wird - wie u.a. Ballstaedt meint: „Zwar muss kein neuer Textbegriff erfunden werden und auch die basalen Verarbeitungsprozesse bleiben dieselben, trotzdem ändert sich die Aufgabe der Kommunikatoren“ (Ballstaedt 2003: 7) - werden an Webauftritte andere Anforderungen gestellt als an Printtexte.

Natürlich können im WWW auch alle traditionellen Arten von Texten zur Verfügung gestellt werden, z.B. Verträge als Mustertexte, Romane als PDF-Dateien etc. Sein volles Potential und damit auch seine typischen Charakteristika entwickelt dieses Medium aber erst durch seine Multimedia- und Hypertextfähigkeiten. Eine banale Gleichsetzung von Webseiten mit Texten, die über das Web übertragen werden, führt zu keiner neuen Erkenntnis. Den Übertragungsmodus als einziges Unterscheidungsmerkmal anzuführen, ist lediglich bei Textsorten zulässig, die auch gedruckt vorhanden sind. Mit Hypertextverknüpfungen, Multimedialität und Notwendigkeit der Bildschirmadaptation haben Webauftritte eigene Züge angenommen, die sie von Texten in einem anderen Medium klar hervorheben.

Die Frage stellt sich, ob sich im WWW eigenständige Textsorten herauskristallisiert haben, die ausschließlich in diesem Medium existieren. Ist es z.B. zulässig, von einer Textsorte *Homepage* zu sprechen? In diesem Zusammenhang gilt es, eine klare Trennung zwischen der Funktion eines Textes und dem Übertragungsmodus vorzunehmen: „This distinction between the purpose of a text (genre) and the way in which it is transmitted (mode) is an important one because so many of our folk linguistic terms confuse mode and genre“ (Martin 1985b: 17). Die Übertragungsform allein bzw. das Medium, hier *mode* genannt, genügt nicht, eine Textsorte zu beschreiben. Andererseits bestimmt die Übertragungsform jedoch in entscheidender Weise die Kommunikationssituation: Sie „wird entscheidend durch das Medium bestimmt, das zur Übermittlung von Texten eingesetzt wird. Wir können im wesentlichen fünf Medien unterscheiden: Face-to-Face-Kommunikation, Telefon, Rundfunk, Fernsehen und Schrift.“ (Brinker 1988: 126). Noch nicht vorhersehbar war damals die neue Kommunikationsform des WWW, in der Texte zwar schriftlich auf Abruf vorliegen, und damit der Schrift zugeordnet werden können, andererseits aber auch gewisse andere Merkmale z.B. des Rundfunks und Fernsehens deutlich vorhanden sind. In diesem Sinne wäre die Abgrenzung und Beschreibung einer Textsorte *Homepage* schon denkbar: Ein Text zur Selbstdarstellung in einem neuen Medium, der sowohl inhaltlich als auch grafisch und vom Layout her hohen Aktualisierungsraten unterworfen ist. Gemeint ist hier eine persönliche *Homepage* als Unterbegriff der allgemeinen Kategorie Webauftritte; vielfach wird *Homepage* auch als Startseite und somit Teil eines Webauftrittes definiert.

Um die Charakteristika solcher Dokumente herauszuarbeiten und im Anschluss daran ihre transkulturellen Merkmale und die Bedingungen ihrer Mehrsprachigkeit zu erforschen, bedarf es zusätzlicher Kriterien, wobei das Wichtigste die Funktion, oben *the purpose of a text* genannt, darstellt.

Die Multidimensionalität von Webseiten gestaltet die Frage nach der Funktion aber schwierig. Eine Webauftritt kann viele Aspekte aufweisen, z.B. „a marketing channel, a software product, a brochure, a shopping mall or all of the above“ (Yunker 2003: 4). Verschiedene Textfunktionen können dadurch in einer typischen Unternehmens- bzw. Organisationswebsite gleichzeitig vorkommen: Persuasive Funktion in Werbe- und Selbstdarstellungstexten, informative Funktion in Produktkatalogen und Produktionsbeschreibungen, Interaktionsmerkmale in Abfrageformularen oder Diskussionsforen.

Textfunktion und Translationsauftrag

Webauftritte sind so vielfältig wie die dahinterstehenden Produzenten bzw. Auftraggeber: Unternehmen, Organisationen, Vereine, das ganze Repertoire an öffentlich-rechtlichen Einrichtungen, selbst Einzelpersonen. Eine Verallgemeinerung der Funktion ist daher problematisch. Eine Beschreibung der Webtexte unter dem allgemeinen Aspekt der Werbesprache wäre vorstellbar, würde aber wohl den Blickwinkel zu sehr einengen. Sogar für Unternehmensauftritte im WWW ist der Werbeaspekt zwar von zentraler Bedeutung, aber bei weitem nicht der einzige Gesichtspunkt: E-Commerce und Kundensupport, die durch das Web erst ermöglicht wurden, stellen z.B. ebenso wichtige Anwendungsmöglichkeiten dar.

Die Kommunikationsintention, die der Verfasser von Webauftritten verfolgt - die interessante Frage nach dem Verhältnis von Auftraggeber und realem Produzenten von Webseiten bzw. von Autor und IT-Fachmann sei hier nicht weiter vertieft - hat einen deutlichen Einfluss auf Gestaltung und aktueller Produktion von Webseiten. Was auf monolingualer Ebene die Intention bzw. die globale Funktion eines Webauftrittes ist, kann auf multilingualer Ebene für den Translationsauftrag von entscheidender Bedeutung sein. Eine klare Definition der Ziele und der Aufgaben eines Webauftrittes ist daher nicht nur für einsprachige Webseiten von Vorteil, sondern wird bei internationalen Webseiten zu einer klaren Notwendigkeit. Davon hängt letztlich die Strategie beim Verfassen anderssprachiger Versionen ab.

Bei Webauftritten von Unternehmen und internationalen Organisationen stehen diese Ziele in sehr engem Zusammenhang mit der verfolgten internationalen Marketingpolitik. Das internationale Marketing bestimmt, was mit dem Webauftritt für den neuen Markt erreicht werden soll, ob z.B. über die Webseiten mehr

Produkte verkauft werden sollen, welche Produkte in diesem Land angeboten werden, wie die Kommunikation mit dem Kunden verläuft, etc.

Auf einer betriebswirtschaftlich gesehen abstrakteren Ebene können die internationalen Marketingziele eines Unternehmens oder einer Organisation auch in Bezug zur Sprachstrategie gesetzt werden. Schewe (2001: 205) hat dies in einer bemerkenswerten empirischen Studie versucht und klassifiziert als Ergebnis mögliche Ansätze in sieben *web site language design strategies*, die sich je nach Sprachenzahl in folgende drei Gruppen gliedern:

1. Einsprachige Webauftritte:
 - a) Einsprachiger Webauftritt in der lokalen Sprache: Marketing zielt auf den heimischen Binnenmarkt ab;
 - b) Einsprachiger Webauftritt in Englisch: Eine globale Marketingstrategie wird verfolgt, insbesondere in Fachgebieten, wo Englisch sich bereits als Lingua Franca etabliert hat;
2. Zweisprachige Webauftritte:
 - a) Zweisprachiger Webauftritt in der lokalen Sprache und Teilen in Englisch: erweiterte Binnenmarkt-Strategie;
 - b) Zweisprachiger Webauftritt meist in Englisch mit Teilen in lokaler Sprache: internationale Marketingstrategie ohne Anpassung auf lokale Märkte;
3. Mehrsprachige Webauftritte:
 - a) Mehrsprachiger Webauftritt in der lokalen Sprache und mehreren anderen Sprachen: mehrfache Binnenmarktstrategie für eine begrenzte Anzahl an Fremdmärkten;
 - b) Mehrsprachiger Webauftritt in Englisch und mehreren anderen Sprachen: globale Marketingstrategie mit lokaler Anpassung;
 - c) Mehrsprachiger Webauftritt in Englisch oder der lokalen Sprache sowie mehrere voneinander unabhängige lokale Webauftritte in den entsprechenden lokalen Sprachen: echte Global-Player-Strategie.

Damit wurde ein klarer Bezug zwischen der Sprachenwahl und dem Grad an Lokalisierung bzw. Anpassung des Webauftrittes einerseits und den vordefinierten Marketingzielen andererseits hergestellt. Der Übersetzer muss die Verantwortung für einen erfolgreichen Webauftritt in der neuen Sprache für eine neue Leserschaft mit unterschiedlichen kulturellen Wertauffassungen übernehmen. Offen muss der Translator gegenüber dem Auftraggeber und seinen Zielen sein; transparent hingegen gegenüber dem Konsumenten seines Endproduktes: Eine lokalisierte Webseite sollte nicht als eine Übersetzung erkennbar sein. Je besser die Übersetzung, desto weniger offensichtlich ist sie. Vielleicht kann daraus nicht ein Translationsskopos abgeleitet werden, sehr wohl aber ein

genereller Translationsauftrag für Webprojekte, der folgendermaßen lauten könnte:

Übersetze/Lokalisiere so, dass die Ziele des Auftraggebers möglichst erfolgreich mit dem fremdsprachigen Webauftritt (Zieltext) umgesetzt werden können.

Die mit der neuen Sprachversion verfolgten Ziele des Auftraggebers bestimmen die Strategie. Der Ausgangstext, d.h. der ursprüngliche Webauftritt dient dabei als Vorlage, die auf ihre Verwendbarkeit aufgrund der festgelegten Ziele überprüft werden muss. Eine sinnvolle Beratung durch den Dienstleister enthält daher eine Analyse der Ausgangswebseiten. Im Rahmen einer solchen Internationalisierungsanalyse wird geprüft, ob ein Text überhaupt für das neue Zielpublikum interessant ist, ob er sich zur Erreichung der Ziele eignet, oder ob er adaptiert, verändert, umgeschrieben werden muss, ob der Ausgangstext gekürzt werden kann, ob er kulturspezifische Textpassagen enthält, wie Humor, Metaphern, landesspezifische Beispiele, etc., ob er kulturspezifische graphische Elemente enthält, die beim neuen Zielpublikum zu Mißverständnissen führen könnten, ob Formate geändert werden müssen wie Währungs-, Datums- und Zeitangaben, Adressenangaben oder Maßeinheiten. Je nach dem Grad an Internationalisierung des Ausgangstextes wird der Translationsauftrag unterschiedliche Aufgaben enthalten: Ein möglichst kulturneutraler Ausgangstext erleichtert die Aufgabe.

Die explizite Dokumentation der mit der fremdsprachigen Webauftritt, d.h. mit dem Zieltext verfolgten Marketingziele kann nur über eine entsprechende Auftragsformulierung erfolgen. Dazu muss vor der Übernahme eines solchen Auftrages unbedingt ein Gespräch zwischen dem Auftraggeber und dem Dienstleister stattfinden, in dem die mit dem mehrsprachigen Webauftritt zu verfolgende Strategie angesprochen wird. Für die Durchführung des Projektes von Vorteil wäre es, wenn an diesem Gespräch die Verantwortlichen beider Seiten teilnehmen. Auf Seiten eines Unternehmens oder einer Organisation das Management oder der Marketing- bzw. Verkaufsleiter, nicht aber die IT-Abteilung, die die Webseiten erstellt hat. Eine solche explizite Dokumentation der durch den Translationsauftrag zu erreichenden Ziele kann ex post ebenfalls als Maßstab der Qualitätsüberprüfung dienen.

Nicht immer kann der Auftraggeber auf eine bewußt gewählte Strategie verweisen. In vielen Fällen ist ein internationaler Webauftritt mit dem Unternehmen gewachsen und eine bestimmte de-facto-Situation hat sich einfach ergeben. In diesem Zusammenhang kann der Rat eines erfahrenen Dienstleisters für den Auftraggeber von besonderem Wert sein. Ähnlich dem Modell von Schewe (2001: 205) differenziert Lockwood (2000: 15) hierzu drei Ansätze in der Vor-

gangsweise zur Lokalisierung von Webseiten. Anders als im vorgenannten Schema wird hier nicht die Marketingstrategie des Unternehmens oder der internationalen Organisation in den Mittelpunkt gestellt, sondern die konkrete Vorgangsweise bei der Durchführung der Lokalisierung bzw. die de-facto-Organisation eines internationalen Webauftrittes:

- **Monarchistischer Ansatz:** Der gesamte Webauftritt wird zentral verwaltet, ebenso die Übersetzung, wobei vollkommene Übereinstimmung in Stil, Format und Inhalt aller Versionen herrscht. Wesentlicher Vorteil dieses Ansatzes ist der hohe Grad an Kontrolle über Web-Marketing und Publishing; Nachteil dagegen die fehlende Berücksichtigung lokaler Besonderheiten und Kundenanforderungen.
- **Anarchistischer Ansatz:** Es besteht keine erkennbare Unternehmensstrategie für den weltweiten Webauftritt; lokale Bereiche werden mit eigenem Design unabhängig erstellt und verwaltet. Die vielen unabhängigen Webauftritte führen zu unkontrollierbaren Kosten; darüber hinaus entsteht kein Corporate-Image, und Inhalte werden nicht wiederverwendet.
- **Föderalistischer/subsidiärer Ansatz GRL (*global regional local*):** Inhalte werden erstellt a) auf globaler Ebene, bei globalen wiederverwendbaren Informationen, b) auf regionaler Ebene, bei spezifischen Teilinhalten z.B. technische Spezifizierung oder regionale Gesetzesvorgaben, sowie c) auf lokaler Ebene, bei Relevanz nur für einen spezifischen lokalen Bereich. Globale und regionale Inhalte werden übersetzt und oft anhand unterschiedlicher Layouts und Formate lokalisiert. Lokale Inhalte werden meist direkt in der lokalen Sprache erstellt. (vgl. Lockwood 2000: 15)

Übersetzung nimmt im monarchistischen Ansatz eine prominente Rolle ein: Alles wird übersetzt, wenn auch ohne jegliche Anpassung. Im anarchistischen Ansatz kommt Übersetzung praktisch nicht vor: Es werden nur lokale Inhalte in der lokalen Sprache angeboten, während im dritten subsidiären Ansatz die Übersetzung auf globale und regionale Inhalte beschränkt ist.

Wie auch immer der unternehmensinterne Umgang mit dem internationalem Webauftritt sein mag, der Translator muss sich mit seiner Dienstleistung in diese unternehmensspezifischen Vorgänge einklinken und integrieren. Dazu muss die Textfunktion möglichst explizit formuliert werden, damit sie dem Translationsauftrag zugrunde gelegt werden kann.

Steigerung der gesellschaftlichen Relevanz durch Beratung

Je besser der Translator die hinter einem internationalen Webauftritt stehende Vorgänge innerhalb des Unternehmens oder der internationalen Organisation

kennt, desto erfolgreicher und anerkannter wird seine Arbeit sein. Betriebswirtschaftliche Vorgänge und Kosten-Nutzen Analysen sind zentraler Bestandteil jeder erfolgreichen Strategie, dies gilt natürlich auch für internationale Webauftritte. Niemand stellt eine mehrsprachige Webseite ohne entsprechende Überlegungen ins Netz. Dass der Translator Kosten verursacht und als Kostenfaktor gesehen wird, darf nicht erschreckend zur Kenntnis genommen werden, sondern muss im Gegenteil im positiven Sinn als Chance aufgefaßt werden, das spezifische Know-How mit einem entsprechendem Hinweis auf den Mehrwert explizit darzustellen.

Dazu eignet sich am besten das betriebswirtschaftliche Inventar, das dem Gesprächspartner einerseits bereits vertraut sein dürfte und das sich bei mehrsprachigen Webauftritten sehr gut anwenden lässt. Nicht so sehr im Sinne einer Transaktionskostenanalyse (vgl. Pym 1995), als vielmehr durch die Anwendung des Return-of-Investment-Modells (ROI). Anhand einiger zentraler Fragen kann im Gespräch mit dem Auftraggeber geklärt werden, ob sich der Aufwand einer neuen Sprachversion lohnen wird oder nicht. Der Auftraggeber bzw. das Unternehmen sollte bereits im Vorhinein über die relevanten wirtschaftlichen Zahlen verfügen, die Klarheit in folgende Fragenkomplexe bringen sollten:

- ✓ Braucht der Markt die angebotenen Produkte/Dienstleistungen?
- ✓ Kann sich dieser Markt sie leisten?
- ✓ Wie können Kunden zahlen?
- ✓ Marktwachstum und Gewinnpotential?
- ✓ Lieferungsmöglichkeiten?
- ✓ Kundenbetreuung und Support möglich?
- ✓ Kosten der Lokalisierung?
- ✓ Kompatibilität mit Computersystemen?
- ✓ Rechtliche Fragen?

Natürlich dreht es sich hierbei um rein betriebswirtschaftliche Fragen, die ein Übersetzer nicht für das Unternehmen beantworten kann. Die Rolle des Übersetzers bzw. des Lokalisierungsdienstleisters kann jedoch darin liegen, dass im Gespräch mit dem Auftraggeber auf diese Punkte noch einmal hingewiesen wird, um sicherzustellen, dass das Unternehmen gut überlegt handelt und der internationale Webauftritt zum Erfolg wird. Stimmen die wirtschaftlichen Vorüberlegungen, kann zur Auftragserteilung übergegangen werden.

Auch hier muss spezifisches Lokalisierungs-Know-How von seiten des Dienstleisters eingebracht werden. Konkrete Punkte, die den Auftraggeber betreffen, und die bei Auftragsvergabe vom Translator angesprochen bzw. eingefordert werden sollten, sind folgende:

- ✓ Businessplan für das Lokalisierungsprojekt, d.h. Integration des Lokalisierungsauftrages in unternehmensinterne Planungen;
- ✓ Umfassende Terminologie in allen Sprachen, Bereitstellen interner Terminologiesammlungen einsprachig und wenn möglich mehrsprachig;
- ✓ Bereitstellen des Lokalisierungskits, Zusammenstellen aller zu übersetzenden Webdokumente für die Auftragsübergabe;
- ✓ Erstellen eines Aktualisierungsplans für die Zeit danach;
- ✓ Bedarfsanalyse für mehrsprachiges Personal (Kommunikationsanforderungen in anderen Sprachen durch die neuen Webversionen, und evt. zum Überprüfen der durchgeführten Übersetzungen);
- ✓ Planen und Durchführen einer Promotionskampagne für die neue mehrsprachige Website (Presse, Suchmaschinen, Link-Austausch etc.).

Gerade durch eine solche umfassende Beratungsdienstleistung kann einerseits der Erfolg des Projektes sichergestellt werden, andererseits aber auch die Position des Übersetzers entschieden verbessert werden. Durch einige der angeführten Punkte kann aber auch neue Arbeit für den Dienstleister entstehen. So könnte z.B. Terminologearbeit getrennt verrechnet werden, durch konstante Aktualisierung eine dauerhafte Zusammenarbeit mit Pauschalabrechnung zustande kommen, oder auch neue Dienstleistungen angeboten werden, die auf sprach-, landes- und kulturspezifischen Kenntnissen beruhen wie z.B. das Durchführen einer Promotionskampagne für den neuen Webauftritt im Land der gewählten Sprachen.

Für den Fall, dass der Translator als unabhängiger Berater fungiert, kann er den Auftraggeber zusätzlich bei der Auswahl des Dienstleisters und beim Überwachen der Arbeit des Dienstleisters unterstützen.

Die gesellschaftliche Relevanz der Translation hängt zumindest in diesem Bereich eng damit zusammen, wie weit sich der Translator als Experte und Berater für internationale Webauftritte profilieren kann. Seine Aufgabe muss es sein, den Auftraggeber in seinen Zielen zu unterstützen. Dabei darf er sich nicht mit Scheuklappen auf die Durchführung einer wie immer eingeschränkten Aufgabe - etwa der sprachlichen Umcodierung – stürzen. Vielmehr muss der Überblick auf das Ganze und vor allem auf den vom Auftraggeber mit seinem Webauftritt verfolgten Zweck gewahrt bleiben, nur dann können die einzelnen Teilaufgaben auch wirklich erfolgreich durchgeführt werden.

Zusammenfassend können folgende über die reine Übersetzung hinausgehende Bereiche der Beratung aufgezählt werden:

- ✓ ROI-Plan zur Rentabilität der Lokalisierungsaufgabe
- ✓ Lokalisierungsstrategie

- ✓ Internationalisierung der Webauftritte (graphische Gestaltung unter kulturneutralen Gesichtspunkten, Überprüfen der Texte auf Kulturneutralität)
- ✓ Textgestaltung (Streichen, Überarbeiten, Hinzufügen von Texten für eine spezifische Leserschaft)

Für den Bereich des Übersetzens von Webinhalten wandelt sich das Bild des Übersetzers von einem Zulieferer, der einen Auftrag durchführt, immer mehr zu einem dauernden Kooperationspartner und Berater, der in engem Kontakt mit dem Auftraggeber arbeitet. Auftraggeber tendieren dazu, jede Art von Übersetzung als notwendiges Übel zu sehen, mit dem sie sich möglichst wenig auseinandersetzen möchten. In den meisten Fällen fehlen dem Auftraggeber die nötigen Kenntnisse über die Komplexität der Aufgabe. Vorausgesetzt können Lokalisierungskenntnisse höchstens bei größeren Unternehmen und Organisationen werden - bei KMUs sind sie in der Regel nicht vorhanden. Es bleibt der Initiative des Übersetzers vorbehalten, auf das Potential einer guten Lokalisierung bzw. auf die Fallstricke einer schlechten Übersetzung hinzuweisen und dem Auftraggeber beratend, vielleicht auch etwas erzieherisch zur Seite zu stehen.

Kontraproduktiv wäre daher auch eine Einengung der Translationswissenschaft auf die sprachliche Dimension ohne die Berücksichtigung neuer Bereiche wie etwa der Terminologiewissenschaft, der Sprachdatenverarbeitung oder eben auch der Lokalisierung. Gefordert sind entsprechende Ausbildungsinitiativen, die das angesprochene Lokalisierungs-Know-How in bestehende Studiengänge integrieren oder spezifische Fortbildungsmöglichkeiten unterstützen. Nur auf diese Weise wird der Translationsgegenstand Webinhalte nicht zur Sprachenfalle, sondern zu einer neuen Chance für das gesellschaftliche Standing des Translators.

Literaturverzeichnis

- Ballstaedt, Steffen-Peter (2003): „Anforderungen an die Gestaltung elektronischer Kommunikate: Texten und Visualisieren“. In: *Fachsprache*. Bd.Nr. 25. 1-2. Wien: Braumüller. 6-13.
- Brinker, Klaus (1992): *Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden*. Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- DePalma, Donald (2002): *Business without Borders. A Strategic Guide to Global Marketing*. Wiley and Sons.
- Lockwood, Rose (2000): „Have Brand, Will Travel“. In: *Language International*.

- Bd.Nr. 12/2, 4/2000. 14-16.
- Martin, J.R. (1985): *Factual Writing: exploring and challenging social reality*. Deakin University Press.
- O'Hagan, Minako; Ashworth, David (2002): *Translation-Mediated Communication in a Digital World. Facing the Challenges of Globalization and Localization*. Clevedon: Multilingual Matters.
- Pym, Anthony (1995): „Translation as a Transaction Cost“. In: *Meta*. Bd.Nr. 40/4. 594-605.
- Schewe, Theo (2001): „Multilingual Communication in the Global Network Economy“. In: Eschenbach, J.; Schewe, Th. (Hg.): *Über Grenzen gehen - Kommunikation zwischen Kulturen und Unternehmen*. Halden/Norwegen: Hogskolen i Ostfold. 195-209.
- Schmitt, Peter A. (1997): „Was ist ein Text?“. In: Fleischmann, E.; Kutz, W.; Schmitt, P.A. (Hg.): *Translationsdidaktik: Grundfragen der Übersetzungswissenschaft*. Tübingen: G. Narr. 15-27.
- van der Meer, Jaap (2002): „Impact of translation web services“. In: Localisation Research Center LRC (ed.): *Localisation Focus*. Bd.Nr. 1. 2. Limerick. 9-11.
- Yunker, John (2003): *Beyond Borders. Web Globalization Strategies*. Indianapolis: New Riders Publishing.
- Zschau, O.; Traub, D.; Zahradka, R. (2002): *Web Content Management. Websites professionell planen und betreiben*. Bonn: Galileo Business.

Autorenverzeichnis

Reiner Arntz

Institut für Angewandte Sprachwissenschaft, Universität Hildesheim
arntz@rz.uni-hildesheim.de

Christiane Böhler

Institut für Translationswissenschaft, Universität Innsbruck
christiane.boehler@uibk.ac.at

Hildegund Bühler

Institut für Übersetzen und Dolmetschen, Universität Wien
hildegund.buehler@buehler.at

Gernot Hebenstreit

Institut für Theoretische und Angewandte Translationswissenschaft,
Universität Graz
gernot.hebenstreit@uni-graz.at

Klaus Kaindl

Institut für Übersetzen und Dolmetschen, Universität Wien
klaus.kaindl@univie.ac.at

Felix Mayer

Sprachen und DolmetschInstitut, München
mayer@sdi-muenchen.de

Barbara Moser-Mercer

École de Traduction et d'Interprétation, Université de Genève
Barbara.Moser@eti.unige.ch

Wolfgang Pöckl

Institut für Translationswissenschaft, Universität Innsbruck
wolfgang.poeckl@uibk.ac.at

Erich Prunč

Institut für Theoretische und Angewandte Translationswissenschaft, Universität
Graz
erich.prunc@uni-graz.at

Irmgard Rieder

Institut für Translationswissenschaft, Universität Innsbruck
irmgard.rieder@uibk.ac.at

Peter Sandrini

Institut für Translationswissenschaft, Universität Innsbruck
mail@petersandrini.net

Mary Snell-Hornby

Institut für Übersetzen und Dolmetschen, Universität Wien
mary.snell-hornby@univie.ac.at

Wolfram Wilss

Angewandte Sprachwissenschaft sowie Übersetzen und Dolmetschen,
Universität des Saarlandes

Lew Zybatow

Institut für Translationswissenschaft, Universität Innsbruck
lew.zybatow@uibk.ac.at

Personenregister

- Agrifoglio, Marjorie.....68
 Albert, Sándor.....28, 34, 43, 159, 162
 Albrecht, Jörn.....19, 28, 56, 60, 68, 71
 Altrichter, Herbert.....56
 Álvarez, Román.....171, 187
 Ammann, Margret.....60, 61, 64, 66, 68,
 194
 Andersen, Ian.....146
 Arend-Schwarz, Elisabeth.....61, 68
 Arntz, Reiner.....6, 10, 75, 79, 107, 195,
 208, 224
 Arrojo, Rosemary.....165, 169, 171, 187
 Ashworth, David.....211, 213, 223
 Bachmann-Medick, Doris. .172, 181, 187
 Baddeley, A.D.....155, 162
 Baker, Mona.....21, 24, 25, 165, 187
 Ballstaedt, Steffen-Peter.....213, 221
 Balzer, Wolfgang.....33, 43
 Barbe, Katharina.....180, 187
 Barthes, Roland.....169, 187
 Bassnett, Susan.....170, 183, 187
 Baumer, Thomas.....86, 94
 Beaugrande, Robert de.....36, 37, 38, 39,
 41, 42, 43, 47, 56
 Bense, Elisabeth.....34, 43, 73
 Berger, Klaus.....22, 25, 171, 188
 Berglund, Lars.....56
 Berman, Antoine.....180, 181, 188
 Best, Joanna.....61, 62, 66, 68
 Böhler, Christiane....6, 10, 109, 115, 121,
 223
 Börner, Klaus.....207
 Bourdieu, Pierre.....166, 188
 Bowker, Lynne.....64, 68
 Brethauer, Volker.....107
 Brinker, Klaus.....213, 220
 Brower, Reuben.....16, 25
 Buber-Neumann, Margarete....173, 188
 Budin, Gerhard....39, 40, 41, 42, 43, 45,
 71, 73, 74, 75, 76, 78, 79
 Bühler, Hildegund.5, 10, 71, 72, 73, 74,
 75, 77, 78, 80, 94, 223
 Bulut, Alev.....177, 188
 Burr, Vivien.....171, 188
 Burrell, Todd.....188
 Cabré, Teresa.....42, 43
 Cadieux, Pierre.....184, 188
 Carson, Terrance.....56
 Cassidy, Tony.....143, 146
 Caws, Mary Ann.....165, 188
 Chesterman, Andrew.....27, 45, 47, 56,
 165, 176, 186, 188
 Chmiel, Nigel.....143, 146
 Chomsky, Noam.....48, 85, 86
 Cicero.....48, 180
 Coseriu, Eugenio.....189
 Cronin, Michael.....23, 24, 184, 189
 Csáky, Moritz.....189
 Dahmen, Wolfgang.....69
 Darbelnet, Jean.....18, 23, 26
 Daus, Miriam.....200, 207
 Davis, Kathleen.....171, 189
 DePalma, Brian.....221
 Donovan, Clare.....140, 141, 146

Personenregister

- Eguíluz, Federico.....189, 190
 Esselink, Bert.....184, 188, 189
 Fabbro, Franco.....156, 159, 162
 Feichtinger, Johannes.....172, 189
 Ferguson, C.A.....87, 94
 Feyrer, Cornelia.....12, 121
 Fillmore, Charles.....87, 95
 Fishman, Joshua.....185, 189
 Fleischmann, E.....132, 163
 Forstner, Martin.....98, 107
 Frederking, Robert.....190
 Friederici, Angela.....153, 156, 162
 Gabriel, Gottfried.....29, 30, 34, 44
 Gadamer, Hans-Georg.....22, 23,
 Gaiba, Francesca.....142, 147
 Galinski, Christian.....43, 73, 80, 81
 Gallagher, John.....196, 207
 Gardner, Howard.....90, 95
 Gentzler, Edwin.....27, 44
 Gergen, Kenneth.....171, 189
 Gerzymisch-Arbogast, Heidrun.....61, 68,
 80, 163
 Gile, Daniel.....21, 24, 53, 56, 151, 155,
 162
 Gleßgen, Martin-Dietrich.....59, 69
 Gouanvic, Jean-Marc..165, 171, 184, 189
 Grähs, Lillebill.....189
 Gran, Laura.....156, 159, 162,
 Grbić, Nadja.....183, 189
 Grin, François.....147
 Gutt, Ernst August.....17, 24
 Güttinger, Fritz.....60, 68, 69
 Halverson, Sandra.....174, 189
 Hartmann, Peter.....48, 56, 75, 80
 Hatim, Basil.....27, 44, 53, 56, 171, 190
 Hebenstreit, Gernot.....5, 10, 27, 223
 Heid, Ulrich.....42, 44
 Henry, Jaqueline.....174, 190
 Henschelmann, Käthe. 61, 69, 196, 207
 Hermans, Theo.....27, 44, 56, 165, 169,
 171, 190
 Hewson, Lance.....48, 56
 Hieronymus.....48, 180
 Hobbes, Thomas.....29
 Hoffmann, Lothar.....79, 80
 Holmes, James.....15, 24
 Holtus, Günter.....59, 69
 Holz-Mänttari, Justa....20, 25, 109, 169,
 190
 Holzer, Peter.....12, 121
 Hönig, Hans. 81, 95, 170, 190, 193, 208
 Hörmann, Hans.....154, 162
 Hovy, Eduard.....184, 190
 Huber, D.....107
 Huebner, T.....94
 Humboldt.....15
 Ide, Nancy.....190
 Jaeger, Friedrich.....187
 Jäger, Gert.....19, 28
 Jakobson, Roman....16, 17, 23, 25, 190
 Kade, Otto.....19, 20, 21, 25
 Kadric, Mira.....12, 57, 70
 Kaindl, Klaus.....5, 10, 12, 47, 56, 79,
 121, 193, 223
 Kaiser-Cooke, Michèle...47, 56, 76, 77,
 81
 Kalina, Sylvia.....61, 62, 66, 68
 Kalverkämper, Hartwig.....80
 Kapp, Volker.....61, 62, 68, 69
 Katan, David.....184, 190
 Kautz, Ulrich.....61, 62, 65, 68, 69

Personenregister

- | | | | |
|-------------------------------------|---|--|---|
| Kelly, Sean K..... | 188 | Luckmann, Thomas..... | 171, 188 |
| Kenny, Dorothy..... | 21, 25, 64, 68 | Luhmann, Niklas..... | 47, 49, 50, 53, 57 |
| Kimura, Doreen..... | 156, 162 | Luther..... | 15, 25, 48, 63 |
| King, Margaret..... | 135, 147 | Macheiner, Judith..... | 61, 68, 69 |
| Klein, Jean..... | 147 | Mackintosh, Jennifer..... | 140, 147 |
| Knauer, Gabriele..... | 61, 62, 68, 69 | Malmberg, Bertil..... | 189 |
| Kohlmayer, Rainer..... | 60, 69 | Markstein, Elisabeth..... | 196, 197, 208 |
| Koller, Werner..... | 28, 60, 61, 68, 69, 163,
196, 200, 207 | Martin, J. R..... | 213, 221 |
| Königs, Frank G..... | 57, 172 | Martin, Jacky..... | 56 |
| Korlén, Gustav..... | 189 | Massardier-Kenney, Françoise..... | 191 |
| Koskinen, Kaisa..... | 165, 171, 176, 180, 185,
190 | Mayer, Felix..... | 6, 10, 79, 97, 107, 224 |
| Krings, Hans Peter..... | 91, 95 | Messner, Sabine..... | 183, 191 |
| Krisch, Thomas..... | 69 | Metzeltin, Michael..... | 59, 69 |
| Kurultay, Turgay..... | 177, 188 | Minns, Philip..... | 141, 147 |
| Kurz, Ingrid..... | 91, 153, 154, 156, 157, 160,
162 | Mittelstraß, Jürgen..... | 44, 151, 162 |
| Kußmaul, Paul.... | 17, 25, 81, 95, 193, 208 | Moser-Mercer, Barbara..... | 6, 10, 135, 143,
144, 146, 147, 155, 162, 223 |
| Kutz, W..... | 132 | Müller, Ina..... | 44, 45, 69, 192 |
| L'Homme, Marie-Claude..... | 42, 44 | Munday, Jeremy..... | 27, 44 |
| Lambert, José..... | 24, 185, 190 | Myking, Johan..... | 41, 42, 44, 76, 81 |
| Laurén, Christer..... | 42, 44, 74, 81 | Neubert, Albrecht..... | 19, 56, 71 |
| Lauridsen, Karen..... | 107 | Nida, Eugene...19, 23, 25, 28, 109, 121,
169, 191 | |
| Lederer, Marianne..... | 146, 147 | Nimke, Maren..... | 197, 208 |
| Lee-Jahnke, Hannelore..... | 107 | Niranjana, Tejaswini..... | 171, 183, 191 |
| Lefevère..... | 15, 24, 25, 170, 187 | Nord, Christiane..... | 61, 64, 66, 68, 69, 85,
95, 109, 111, 122, 137, 168, 174,
176, 181, 191, 196, 201, 203, 208 |
| Leibniz, Gottfried Wilhelm..... | 29 | O'Hagan, Minako..... | 209, 211, 221 |
| Levine, Suzanne Jill..... | 179, 190 | Oeser, Erhard..... | 42, 73, 74, 79, 80, 81 |
| Levý, Jiri.... | 16, 17, 23, 25, 169, 180, 190,
191 | Olohan, Maeve..... | 27, 44 |
| Lieber, Maria..... | 61, 68 | Paepcke, Fritz..... | 22, 23, 25 |
| Lindner, Thomas..... | 69 | Parks, Gerald..... | 171, 191 |
| Lockwood, Rose..... | 217, 221 | Pawlowski, Tadeusz...31, 32, 33, 34, 44 | |
| Lotbinière-Harwood, Susanne de..... | 183,
191 | Pearson, Jennifer..... | 42, 44, 45, 64, 68 |
| | | Picht, Heribert..... | 42, 44, 74, 75, 79, 81 |

Personenregister

- Pieper, Annemarie.....175, 191
 Pilke, Nina.....42, 45
 Pöchlacker, Franz.....12, 56, 66, 79, 121,
 162, 172, 191
 Pöckl, Wolfgang.....5, 10, 12, 59, 61, 63,
 69, 121, 223
 Pöll, Bernhard.....11, 59, 69
 Popper, Karl.....38
 Poulsen, Sven-Olaf.....191, 193
 Prunč, Erich. 6, 10, 12, 16, 17, 25, 27, 44,
 61, 67, 68, 107, 165, 166, 167, 174,
 175, 176, 177, 191, 192, 223
 Prutsch, Ursula.....189
 Pym, Anthony.....48, 57, 165, 176, 188,
 189, 190, 191, 192, 218, 221
 Radnitzky, Gerard.....15, 23, 24, 25
 Rainer, Franz.....59
 Reese-Schäfer, Walter.....57
 Reiß, Katharina.....15, 21, 24, 25, 57, 59,
 60, 61, 62, 68, 69, 70, 109, 169, 174
 Riccardi, Alessandra.....107
 Rickheit, Gert.....153, 160, 162
 Rieder, Irmgard.....6, 10, 123, 130, 131,
 132, 223
 Riggs, Fred.....42, 45
 Risku, Hanna.....55, 57, 85, 95, 170, 171,
 192,
 Robbers, Gerhard.....205, 208
 Robinson, Douglas. .23, 24, 26, 171, 179,
 192
 Sager, Juan.....42, 44
 Salevsky, Heidemarie. .19, 26, 27, 44, 45,
 61, 62, 64, 67, 68, 70, 151, 162, 192
 Sandrini, Peter.....6, 10, 12, 42, 45, 209,
 224
 Sasse, Heinrich.....57
 Schättle, Margarete.....75, 76, 81, 107
 Schewe, Theo.....215, 216, 221
 Schilling, Peter.....173, 192
 Schleiermacher, Friedrich.....15, 21, 22,
 63, 71
 Schmid, Annemarie. .7, 8, 9, 11, 15, 57,
 109, 121, 123, 132, 149
 Schmidt, Siegfried.....57, 153
 Schmitt, Peter A.....56, 59, 69, 81, 95,
 107, 116, 121, 163, 193, 208, 212,
 221
 Schmitz, Klaus-Dieter.....79, 108, 184,
 193
 Schopenhauer, Arthur.....78
 Schwarz, Monika.....61, 68, 152, 162
 Seleskovitch, Danica.....21, 24, 26, 146,
 147
 Shlesinger, Miriam.....162
 Simeoni, Daniel.....171, 193
 Sinner, Carsten.....49, 57
 Slade, Steve.....108
 Snell-Hornby, Mary....5, 10, 12, 15, 17,
 19, 23, 26, 56, 57, 61, 62, 68, 70, 72,
 79, 81, 85, 91, 109, 121, 165, 187,
 188, 189, 193, 208, 224
 Speier, Hans-Michael.....22, 25
 Steiner, Georg.....21, 22, 23, 26, 80
 Stellbrink, Hans-Jürgen.....66, 70
 Stolze, Radegundis....27, 45, 61, 62, 68,
 70, 72, 81
 Straniero-Sergio, Francesco.....190
 Straub, Jürgen.....187
 Strohner, H.....153, 160, 162
 Sumara, Dennis.....56
 Taber, Charles.....28, 121, 169, 191
 Taylor, C.....162
 Temmerman, Rita.....35, 45

Personenregister

<p>Thome, Gisela.....95</p> <p>Tirkkonen-Condit, Sonia.....91, 95</p> <p>Tositti, Giorgio.....147</p> <p>Tosorati, Paolo.....147</p> <p>Toury, Gideon.....17, 26, 54, 57, 90, 95, 170, 182, 193</p> <p>Traub, D.....221</p> <p>Trivedi, Harrish.....183, 187</p> <p>Tymoczko, Maria.....172, 193</p> <p>Van de Velde, Marc.....107, 108</p> <p>Van den Broeck, Raymond.....24, 90, 94</p> <p>van der Meer, Jaap.....209, 221</p> <p>Vannerem, Mia.....17, 26</p> <p>Venuti, Lawrence....17, 25, 26, 165, 171, 180, 181, 193</p> <p>Vermeer, Hans.57, 60, 69, 109, 169, 174, 181, 187, 193, 194, 201, 208</p> <p>Vidal, M. Carmen-Áfrika.....171, 187</p> <p>Vinay, Paul.....18, 23, 26, 56</p> <p>Vogel, Klaus.....207</p> <p>von Flotow, Luise.....67</p>	<p>Wagner, Emma.....47, 56</p> <p>Weissenhofer, Peter.....42, 45</p> <p>Wiegand, Herbert E.....80</p> <p>Williams, Jenny.....27, 45</p> <p>Wilss, Wolfram.....5, 10, 28, 57, 60, 68, 70, 71, 72, 80, 81, 85, 86, 88, 89, 93, 95, 96, 107, 108, 191, 193, 224</p> <p>Wittgenstein, Ludwig.....29</p> <p>Wolf, Michaela. 80, 171, 172, 182, 183, 187, 189, 191, 193, 194</p> <p>Wright, Sue-Ellen.....45</p> <p>Wußler, Annette.57, 111, 116, 122, 194</p> <p>Wüster, Eugen.....71, 72, 73, 74, 75, 76, 78, 80, 81</p> <p>Yunker, John.....214, 221</p> <p>Zahradka, R.....221</p> <p>Zaremba, Hans-Dieter.....143, 148</p> <p>Zauberga, Ieva.....140, 148</p> <p>Zschau, O.....210, 221</p> <p>Zybatow, Lew.....6, 10, 149, 162, 163, 192, 224</p>
--	---

Sachregister

- Adäquatheit.....29, 32f., 174
angewandte Linguistik.....16
angewandte
 Sprachwissenschaft..73, 95,
 207f., 223f.
Antagonismus.....52
Äquivalenz.....18f., 21, 28, 31,
 171f., 174, 181, 184ff., 207
Ausbildung.....5ff., 9f., 18, 23,
 49, 54f., 60f., 63, 65f., 69,
 75, 81, 83, 86, 97f., 100ff.,
 105ff., 110ff., 115ff., 120ff.,
 129ff., 195, 207, 220
Ausgangssprache.....20f., 78,
 196
Ausgangstext.20, 77, 88, 91f.,
 94, 168f., 177, 180, 200f.,
 203, 209, 211, 216
Autopoiese.....50f.
Begriffssystem..31, 33, 40, 76
Berufsbilder.....100, 111
Berufssituation.....88, 112
Bibelübersetzung.....88
Bildungspolitik.....97
Bologna-Erklärung.....97, 101,
 114
Bologna-Prozess. .6, 97f., 105,
 114f., 120
CIUTI.....149f.
code-switching.....90
conference interpreter.....138
Content-Management.....78f.,
 212
cultural identity.....136, 138
Curriculum.....65, 104, 110,
 113ff., 120
Datenkategorien.....74
Definiendum.....28, 30ff.
Definiens.....28, 30f.
Dekonstruktion.....171, 187
Descriptive Translation
 Studies.....16f., 26, 57
Determiniertheit.....37ff., 43
Didaktik.....61, 65, 69, 86, 89,
 93, 95, 195, 221
differentia specifica....28, 210
dispositive Begriffe.....30
Dispositive Begriffe.....31
Dolmetschen.....7, 16, 19ff.,
 23ff., 29, 35, 40, 56f., 60ff.,
 65ff., 74f., 77f., 80f., 86, 95,
 98f., 101ff., 107ff., 115f.,
 119, 121f., 135ff., 166,
 172f., 177, 181, 184, 188,
 190ff., 195, 209, 223f.
Elfenbeinturm.....54
Entlehnung.....196, 200, 202,
 206
Entscheidungsprozess.....91
Esperanto.....72f., 78
Ethik.....165, 169, 172, 174f.,
 180ff., 191
EU...89, 114, 125, 129, 136ff.,
 146, 149f., 166, 184f., 190
extension.....149f.
Extension.....32, 34
Fachkommunikation.....207

- Fachübersetzung.....99
 Fachübersetzen.....115
 Fachbezeichnungen.....77
 Fachkommunikation. .12, 72f.,
 76ff., 102, 108, 192
 Fachtextübersetzung.....88
 Fachtranslation.....78
 Fachübersetzen. 75, 77f., 102,
 105, 116, 119f., 210
 Fachübersetzung....62, 70, 99
 faux amis.....65
 Faux amis.....64
 Fernsynchronisation.....88
 Filmsynchronisation....98, 102
 Flexibilität.....100
 Flexibilität.....36, 55, 111
 Funktionalismus.....67, 174
 Funktionskonstanz.....201
 Funktionssystem.....49ff., 55
 Gadamer, Hans-Georg.....22f.
 Gebärdendolmetschen.....98,
 102
 Gemeinsprache.....75
 General Theory of
 Terminology.....71, 79f.
 genus proximum.....28, 30
 gesellschaft.....99, 112, 165f.,
 174f., 177, 182, 184, 188,
 191, 193, 217, 219f.
 Gesellschaft...9f., 49, 86, 166,
 175ff., 181, 183f.
 Gesprächsdolmetschen.....75
 Gesprächsdolmetschen....102
 Globalisierung.....76, 90, 165,
 212
 globalization. 135f., 188f., 221
 Grammatikalität.....37
 Handbuch Translation.....66
 handlung.....115
 Handlung.....90
 Handbuch Translation.....61f.,
 67, 70, 72, 81, 85, 95, 193,
 208
 handeln...20, 54f., 111, 175f.,
 179, 184
 Handeln...17, 20, 25, 50, 53f.,
 86, 168, 170ff., 174f., 178,
 181ff., 185, 190, 209
 handlung.....115f., 119f., 165,
 169, 176
 Handlung...30, 49ff., 53ff., 94,
 99, 111, 166, 168, 170,
 173ff., 182f., 186
 Hermeneutik.....21ff.
 Hochschulausbildung.....97
 indeterminacy.....38
 Indeterminiertheit.....37f.
 induktives Vorgehen.....53
 Informationsgesellschaft....81
 Informationstechnologie.....99
 Informativität.....39ff.
 Ingram, D.E.....95
 interpreting research.....151
 interdisziplinär...19, 21f., 71f.,
 74, 109, 162
 interkulturelle Kompetenz. .86
 Interkulturelle Kompetenz. .94
 interpreting research.....149f.
 Interpreting research.....150
 Jääskeläinen, R.....95
 Knowledge Engineering.....43,
 74

- Kognition.....10, 57, 85
Kohärenz.....204
Kolonialismus.....18, 171
Kommunikation.....115
kommunikation.....12, 72, 79,
102, 108, 113, 115, 192,
207
Kommunikation. 5, 9, 16f., 20,
36, 40f., 47, 50ff., 55, 76,
79f., 85f., 90ff., 98ff.,
102ff., 112, 115, 117,
119ff., 166, 170, 172, 174,
176ff., 182, 185f., 209,
212ff., 219, 221
Kommunikation.....
fachinterne 91
kulturelle Relativität
92
Kommunikationsmittel.....20
Kommunikationspartner....20,
170
Kompetenzaktualisierung...88
Kompensationsstrategien...92
Kompetenzmodell.....91
Komplexität.....36ff., 43f., 49,
79, 89, 98, 184, 220
Konferenzdolmetschen.....75
Konferenzdolmetschen.....21,
102, 105, 115f.
kontext.....20, 169, 172, 181
Kontext..21, 23f., 32, 37f., 40,
42, 50, 54, 76, 89, 91, 116,
120, 169ff., 174, 181, 184f.,
204, 209
Kontextbestimmung.....91
Konventionen.....76, 99, 170,
175, 178, 184, 192
Kosten-Nutzen-Relation.....93
Krappmann, Lothar.....86, 95
Kultur...8f., 12, 19, 23, 26, 57,
60, 62, 77, 80, 85f., 89ff.,
99, 101ff., 106, 110f.,
117ff., 121f., 166, 172,
174f., 180ff., 185, 195ff.,
200, 207, 220f.
Kultur.....115
Kulturwissenschaft.....115
kulturelle Relativität.....92
Kulturtransfers.....207
Kulturwissenschaft.....11, 119,
172
language pluralism.....139
langue.....48
Lasswell-Formel.....91
Lehnübersetzung.....206
Lehnübersetzung.....85, 196,
200, 202, 206
Lernzielbeschreibung.....88
Lernzielkontrolle.....88
Lexikographie.....73, 75, 81
Linguistik.....16, 20ff., 37, 43,
45, 48, 59, 63f., 68f.
Linneweh, Klaus.....86, 95
literarische Übersetzung....16,
18, 20f., 25, 76, 88, 98,
104, 180, 188, 190, 210
Literaturübersetzen.....75
Literaturübersetzen.....61, 69,
105
Literaturübersetzung.....102f.
Logischer Empirismus.....29
Lokalisierung...10, 16, 76, 78,
98, 100, 102f., 184, 209,

- 215, 217ff.
- Long, Michael.....87, 95
- Loyalität...67, 174, 176f., 183, 186, 191
- Marketing.....220
- Marketing.....101, 214ff.
- mehrsprachige technische Dokumentation.....10, 78
- mehrsprachiges Kulturmanagement.....101
- Merkmalskomplex.....30
- methodische Kompetenz....99
- Mobilität von Studierenden.98
- multilingualism.....139, 146
- multiculturalism.....135
- multikulturell.....78
- multilingual.....22, 137
- multilingual communication135, 221
- multilingualism....136ff., 145f.
- Multilingualism.....6, 135
- multiple stage translation...93
- Muttersprache.....99, 115
- Muttersprache.....80, 90, 99, 117f., 165, 192
- Nominaldefinition.....30
- nonverbal.....16, 76f., 212
- official languages.....136
- Ontologie.....72, 81
- Optimalität.....91
- Ordinary Language Philosophy.....29
- Original. 17, 66, 173, 193, 201
- Paralleltexte.....18, 64, 185
- Performanz.....87
- Peripherie.....67
- Perturbation.....5, 47, 52ff.
- Philologie.....63, 109, 127f.
- POSI-Projekt.....23
- Prager Strukturalismus.....16
- Praktiker.....47ff., 51, 53, 55
- Präsuppositionen..197ff., 203, 208
- Praxis.....16, 18, 26, 29, 35, 47ff., 64f., 69, 72, 74, 77, 79, 81, 94, 98, 100, 106f., 116, 121f.
- Praxis.....115
- Praxisnähe.....18, 47, 52, 54f.
- Professionalisierung.....168
- Professionalisierung.....54, 66
- proficiency.....87, 137
- Projektmanagement.....101
- Propädeutik....59, 61, 67, 111
- Prozeduralität.....55
- Pym, Anthony....57, 165, 176, 188ff., 218, 221
- Qualität....27f., 32, 51, 88, 91, 98, 101, 113f., 166f., 185, 210, 216
- Referenz.....76
- Realdefinition.....30
- Referenz.....76ff.
- Relativitätstheorie.....41
- rezipient.....184, 200
- Rezipient.....41, 180, 200
- Romanistik.....7, 9, 59, 63, 69
- Routinesituation.....93
- Schreiber, Michael.....28
- Semantic Web.....74
- Semantik. 11, 29, 37f., 74, 87,

- 91
- Semiotik.....16
- Skopos.....17, 66, 216
- Skopostheorie....17, 169, 174, 176
- Softwarelokalisierung. .10, 16, 88, 100, 102f., 112, 192, 211f.
- soziokulturell.....198
- soziokulturell.....86, 91, 170, 174f.
- Sozioterminologie.....76
- Sprachwissenschaft. .115, 208
- Sprachberater.....101
- Sprachdatenverarbeitung. 100 f., 220
- Spracherkennung.....65
- Sprachgestaltung.....78
- Sprachnormung.....72f., 81
- Sprachtechnologie.....78, 102
- Sprachwissenschaft. 9, 16, 56, 59, 63, 72ff., 81, 86f., 95, 118, 180, 207, 223f.
- Stegreifübersetzen.....65
- Studiendauer....110, 113, 129
- Studienordnung.....123ff.
- Stylistique comparée....18, 26
- Systemtheorie.....49f.
- Terminographie.....73, 75, 79, 101
- Terminologielehre.....42
- Terminologiarbeit.....11, 45, 72, 75, 78f., 204, 207, 219
- Terminologieausbildung.....75
- Terminologiedatenbanken..64
- Terminologielehre....72ff., 78,
- 80f.
- Terminologiemanagement.76, 79, 112, 119
- Terminologieverwaltung...100
- Terminologiewissenschaft. 42, 71f., 74, 76, 78ff.
- Textbausteine.....77
- Textkompetenz.....99, 118
- Textproduktion. 51, 195, 203f.
- Textrezeption.....89
- Textsegment.....41
- textsorte.....88
- Textsorte. 18, 60, 62, 88, 111, 200, 204, 213
- textsorten.....88
- Textsorten...18, 88, 111, 204, 213
- Texttyp.....21
- Theoretiker.....47, 49, 51, 55
- Theoriesistenz.....47
- Translation.....72, 115, 168
- translation.....116, 150, 152
- Translation.....104, 117, 207, 212, 217
- Translation-Memory-Systeme. 212
- Transformationsgrammatik. .2 1
- Transkodierung.....169f., 172, 177
- translatorische Kompetenz. 85
- Translatorische Kompetenz85
- translation. 12, 15, 17, 21, 24, 35, 44, 56, 60f., 64, 68, 85, 90, 111f., 122, 137, 149ff.,

- 158, 160, 166, 178, 180, 187f., 190f., 193, 209, 221
- Translation.....5ff., 15ff., 19ff., 23ff., 35, 44f., 47f., 50, 52f., 56f., 59, 61ff., 74ff., 85, 94f., 100, 102, 106ff., 112, 116, 118f., 121f., 133, 150, 162f., 165ff., 201, 208ff., 214, 216, 219ff., 223f.
- translation competence.....85
- translation studies.....24, 44, 149
- Translation Studies....16f., 19, 21, 24ff., 44f., 56f., 64, 68, 71, 79f., 121, 170, 187, 189f., 192f.
- Translation-Memory-Systeme. 100, 209
- Translationskompetenz.....85
- translationspraktisch.....53
- Translationswissenschaft..5ff., 9f., 12f., 15ff., 23ff., 27, 35, 44f., 47, 53, 56, 59, 61ff., 67, 70f., 74ff., 78, 109, 116, 118f., 121, 133, 162, 169, 171, 176f., 184, 192, 220, 223f.
- translatogische Kompetenz99
- translatologische Kompetenz129
- translatorische Kompetenz85, 112
- Translatorische Kompetenz57, 95, 192
- Übersetzen. 90, 103, 110, 121
- Übersetzungskompetenz....90
- Übersetzen. 6, 8ff., 12, 16, 18, 20ff., 25, 45, 56, 61ff., 68f., 71f., 75, 77, 80f., 85, 92ff., 98f., 101ff., 107f., 110f., 113, 115f., 122, 163, 171, 180f., 190f., 193, 195, 204, 207ff., 223f.
- Übersetzerarbeitsplatz.....75
- Übersetzerverhalten.....91
- Übersetzungseinheit.....77
- Übersetzungskompetenz.....5, 85ff., 89f., 94
- Übersetzungskreativität.....88
- Übersetzungsprozess...87, 89, 92, 94f.
- Übersetzungstechnologie. 71f., 79f.
- übersetzungstheoretisch....90
- Übersetzungstheorie.....15f., 21f., 24, 43, 72
- Übersetzungswissenschaft. .9, 12, 15, 22, 26, 49, 57, 60ff., 67, 69ff., 78, 80f., 85, 109f., 121, 172, 180, 193, 207f.
- Umkodieren.....20
- Umschreibung.....196, 200, 203f., 206
- Unübersetzbarkeit.....92
- Vagheit.....33
- Vagheit.....32, 78
- verbalisierung.....80
- Verbalisierung.....55
- vorwissen.....60, 173
- Vorwissen.....40f.
- Wahrheitsgehalt.....29, 33, 51
- Webinhalte.....211
- Weber, Max.....33

Webinhalte.....	209ff., 220	Wissensmanagement.....	78
Wissen..	5, 7, 10, 16, 20, 22ff., 26, 29ff., 33ff., 39ff., 47ff., 69, 71, 74, 76f., 79f., 85f., 91, 94, 98f., 109, 113, 115, 117, 122, 162, 170, 173, 178, 188, 193, 195ff., 199f., 203f., 207	Wissenstransfer.....	76, 80
Wissenschaftssprache.	33, 36, 39f., 44, 85	Wittgenstein, Ludwig.....	29
Wissenschaftssystem....	53, 56	Workflow-Management.....	101
Wissensdarstellung.....	41	working languages.	136, 138f.
Wissenseinheit.....	77	Zeitmangel.....	21
		Zieltext.....	201, 206
		Zielsprache.	19ff., 69, 77f., 92, 185, 196, 204
		Zieltext.....	77, 92, 94, 174, 180f., 185, 200f., 203f., 206, 216